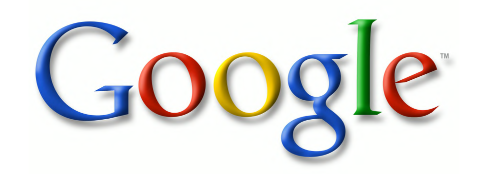
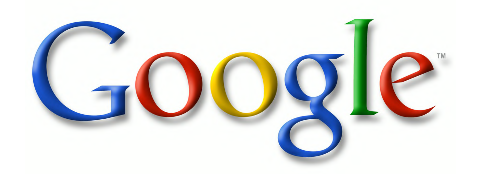
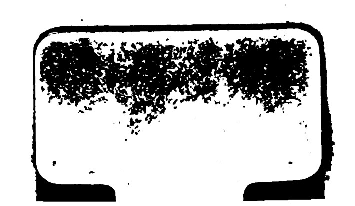







TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Hohenschwangau.

Erster Band.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte.

1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
18 NOV 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel

Ein Hülferuf aus der Ketzergasse.

Es war im Jahre 1536 am Morgen eines schönen Sommertags.

Ein lärmender Volkshaufe, der immer dichter und dichter anwuchs, drängte sich in einer der engsten Gassen der uralten Römerstadt Augusta Vindelicorum — der stolzen Pfalz römisch-deutscher Cäsaren, Herberge glänzender Fürsten- und Reichstage, Sitzes eines mit dem Krummstab weithin regierenden Bischofs, der mächtigsten unter den reichsunmittelbaren selbständigen deutschen Republiken — der Freien Reichsstadt Augsburg.

„Brecht die Pforten auf! Schafft Leitern, Stangen herbei! Schlagt sie alle todt!“

So rief die Menge wild durcheinander.

Es war ein Samstag und Markttag. Bauern hatten den Markt mit Stroh, Heu und Korn befahren, Hirten aus dem Allgäu waren durchs Hauenstetter Thor mit ihren Ochsen zur Metzig gekommen oder hielten auf dem Kitzenmarkt Geißen und Lämmer feil. Einer überrannte

den andern. Alles wollte in jenes Gäßlein gelangen, wo man auf einige mit starken Eisengittern versehene Fenster eines langen Gebäudes zeigte. Eher einer hohen Gartenmauer glich die von der Menge unablässig angestarrte Wand. Das nicht sichtbare Dach derselben endete von hier aus in einem unzugänglichen Hof, dessen Mauer mit der Rückwand des Gebäudes in Eins zusammenlief. Auch diese letztere war mit kleinen vergitterten Spähfenstern versehen.

Das Gäßlein, wo sich der Anlaß eines Aufruhrs, der die ganze Oberstadt in Bewegung zu bringen drohte, befand, hieß seit uralten Tagen die Kötzgasse; Ketzergasse hatte man daraus seit einiger Zeit gemacht. Auf diesen vorzugsweise heiligsten Stätten Augsburgs, in deren Nähe das genannte Gäßlein liegt, wollte man nicht mehr die heilige Afra allein mit ihren frommen Dienerinnen Digna, Eumenia und Eupropia Götzen den Dienst verweigert haben und deshalb in den Flammen umgekommen wissen (seit ihrem glorreichen Martertod waren gerade am nächsten 7. August 1232 denkwürdige Jahre an Augsburg vorübergegangen), nein, man machte aus dem Götzengäßlein, wo die Götterbilder des Proconsuls Gajus gestanden haben mochten, vor denen die vom heiligen Narciß bekehrten Frauen anzubeten sich geweigert hatten, jetzt schon lange aus Hohn und Ingrimm gegen die nächsten geistlichen Anwohner die Ketzergasse. Denn über die bescheidene Häuserreihe derselben hinweg, über den Milchberg, die Kirchgasse, den nahen Afrawald, die Zwerchgasse, den

stolzen Weinmarkt und den Kitzenmarkt, Räumlichkeiten, die sich alle mit theils tobenden, theils auch nur neugierigen Menschen füllten, ragte der schlanke Thurm der Kirche des heiligen Ulrich empor. Benedictiner bewohnten hier ein von den Kaisern mit glänzenden Privilegien ausgestattetes Kloster. Was man nur ringsum an Gärten, Fruchtstadeln, Brauhäusern übersah, gehörte dem reichsten unter den geistlichen Stiftern Oberschwabens. Nur ein kleines Kirchlein beim Eingang in den Ring dieses nahebei fürstlichen Anwesens war seit einigen Jahren dem in Augsburg nunmehr fast schon herrschend gewordenen Gottesdienst der Evangelischen anheimgefallen.

Der Aufstand nahm immer mehr an Ausdehnung zu. Von den nahe gelegenen Lechgräben kamen Müller und Gerber; aus den benachbarten Niederlagen für Wolle, Korn und Salz die Ablåder; feiernde Landsknechte, die in Augsburg auf irgendeinen Ruf der Werbetrommel harrten und die Abwesenheit des Stadthauptmanns Sebastian Schertlin, des treuen Nährvaters der „frummen Landsknechte“, beklagten, der eben unter Kaiser Karl V. gegen die Franzosen in der Provence im Felde lag, erhoben ihre gewaltigen, in der Schlacht mit beiden Händen zu führenden Schwerter; Handwerker, die, wie sie da waren, in Jacke und ausgetretenen „Schlargen“ von ihrer Werkstatt gesprungen kamen; Frauen, die bei all dergleichen Anlässen am zahlreichsten zuströmen und heute theilweise schon mit dem Marktkorb in der Betstunde eines der vielen jetzt täglich von den Kanzeln mahnenden Prä-

dicanten gewesen waren und nun für den morgenden Sonntag noch den Perlach besuchen wollten, wo Gemüse, Früchte, Butter, Eier feilgehalten wurden; Handlungsdiener, hinterm Ohr die kaum ausgespritzte Federspule — alles wogte und drängte, um zu erfahren, was es in der Ketzergasse gegeben und was nunmehr wieder die weithin schallenden Schläge zu bedeuten haben sollten, die man vernahm. Mit Stöcken und Beilen schlug man an die verschlossenen Thüren des Ulrichsmünsters, durch die man allein zur Clausur des Klosters gelangen konnte.

Allmählich hieß es, daß der gewaltsame Einbruch in den Klosterfrieden Aufschluß begehrte über gewisse Hülferufe, die von den Bewohnern und Nachbarn der Ketzergasse, auch von Vorübergehenden, aus jenen vergitterten kleinen Fenstern der Rückseite des Klosters gehört worden sein sollten. . . . Da sich Luther's Lehre mächtig in Augsburg verbreitet hatte, so standen beinahe sämmtliche Klöster in ihrer Auflösung begriffen. Sogleich nach Luther's Anwesenheit auf dem Reichstag von 1519, der in dieser mächtigen Stadt Augsburg gehalten wurde, erklärten sich die Karmeliter von Sanct-Anna, bei denen Luther gewohnt hatte, für seine Lehre. Ihr Abt, Johann Frosch, gab ein besonnenes, jetzt noch lesenswerthes Schriftchen heraus über die Vermessenheit des Menschen, sich Gott gegenüber durch ewige Gelübde binden zu wollen. Frosch, auch Rana genannt, schon ein altehrwürdig Männlein mit einem spitzen grauen Kinnbart, predigte dann selbst zu Sanct-Anna in Luther's Geiste. Um der Ausbreitung solcher Gesinnun-

gen zu steuern, sah sich Augsburgs Bischof, Christoph von Stadion, nach gelehrtem Beistand um. Er berief von Basel her als Prädicanten an die Hauptkirche der Stadt, den uralten, ehrwürdigen Dom, den berühmten Oekolampadius. Nur Oel wurde damit ins Feuer gegossen; denn der Berufene zeigte sich alsbald selbst vom neuen Geiste getrieben. Nun rief man den gelehrten Urban Regius. Aber auch dieser edle Priester — königlich, wie sein Name, ja prophetisch stand ihm sein langer dunkelwallender Bart auf blassem Antlitz — den man vorzugsweise berufen, um gegen einen Barfüßermönch, Johann Schilling, der die evangelische Lehre schon mit wiedertäuferischer Heftigkeit bekannte und beim Volk einen so großen Anhang fand, daß seine versuchte Verbannung zu einem förmlichen Aufstand führte, der den Rädleinsführern, zweien Webern, den Kopf kostete — auch dieser wurde eins der erleuchtetsten Werkzeuge des neuen Geistes, der über die Menschen gekommen war. Da verließen die Mönche scharenweise ihre Klöster, die Nonnen entwichen. Nur die reichen Pfründnerinnen des Sanct-Katharinenstifts und vorzugsweise die Benedictiner von Sanct-Ulrich hielten noch stand. Damals als Luther in Augsburg gewesen, stand an der Spitze dieses letztern, mit Glücksgütern überreich gesegneten Klosters ein Abt, der die Vergehen, die sich sein ehrgeiziger, weltlicher Sinn zu Schulden kommen ließ, durch desto nachdrücklichern Widerstand gegen die neue Lehre gut zu machen suchte. Hans Schrott war sein Name. Seine ausdrucksvollen Gesichtszüge hat uns der große

in Augsburg geborene Maler Hans Holbein der Jüngere verewigt, der oft im gastlichen Ulrichskloster verkehrte und beim Mahl zwischen den Freuden des Nachtisches die Profile der Chorherren mit feinem Silberstift zeichnete. Schrott war vom Bischof schon einmal seines Amtes entsetzt und zur entwürdigenden Strafe des abgesonderten Tisches verurtheilt worden. Der Gedemüthigte hatte die Flucht ergriffen und war geradeswegs gen Rom gegangen, wo er bei einem Cardinal so hohe Gunst gewann, daß ihn Papst Leo X., allerdings selbst ein Verwandter des Schrott'schen Geistes, in seine alte Würde wieder einsetzen ließ. Als man ihn in Augsburg wieder aufnehmen mußte, kämpfte er zwar nicht wenig gegen den Rath und die von der Stadt eingesetzten Zechpfleger des Klosters, auch gegen die im Kloster selbst am Papst irre gewordenen Brüder, namentlich gegen Hans Schmidt von Zusmarshausen, den Bruder Prädicanten, der nicht nur in dem Kirchlein vor dem großen Münster geradezu evangelisch zu predigen anfing, sondern sich sogar mit einer dillinger Nonne durch die Ehe verband und doch, mit Hülfe des Raths, von seiner Kanzel nicht weichen wollte; aber Schrott blieb ein Verschwender und ein Greuel seiner eigenen Klostergenossen wie zuvor. Führte er nun auch, wie ein neuer Hildebrand, die stürmischsten Auftritte herbei mit den Rehlinger, Stetten, Seitz, Eyselin und andern angesehenen Männern der Gemeinde, die als Zechpfleger oder Bauherren dem Kloster städtischerseits vorstanden; verweigerte er auch dem Rath das Er=

steigen des Thurms, wo sich die Stadt ihre erste große Schlaguhr anbringen wollte; empörte er auch den Rath, der ihm zu zeigen gedachte, daß die Bürgerschaft Herrin des Klostergrundes und Bodens sei, in solchem Grade, daß ihm die „Grete" genommen werden sollte — eine große Glocke, die schadhaft geworden war und wie die andere Ueberzahl augsburger Glocken besser jetzt dazu dienen mochte, in vielleicht bald dringend nöthig werdende Kanonen umgegossen zu werden (als die Glocke nicht hergegeben wurde, nahm die Stadt aus der Kirche eine mächtige Weihwasserschale, die um 49 Gulden [unsers Geldes 200] verkauft wurde), so half das doch alles nichts dem Günstling Roms, den seine eigenen Untergebenen, seiner maßlosen Ausschreitungen wegen, aufs neue absetzten. Erst vor zwei Jahren war Schrott auf einem der vielen auswärtigen Güter des Klosters in der Verbannung gestorben. In diesem Augenblick regierte Abt Johann Könlin, ein milderer Priester, doch ebenso wie sein Vorgänger der Luther'schen Ketzerei abhold. Unter den Mönchen des Convents gab es fanatische Widersacher der Kirchenverbesserung, die diese auch mit der Feder bekämpften, wie Ottmar Nachtigall, der ein Dichter war und als schwungreicher Prädicant von Strasburg für den abtrünnig gewordenen Schmidt verschrieben wurde. Stündlich erwartete man in Augsburg, daß sich die reichen Ulrichsherren anschicken würden, mit ihren Schätzen, ihren wunderbaren, von Gold und Edelsteinen starrenden Reliquien der heiligen Afra und des heiligen Ulrich, darunter

der brillantengeschmückten Zehe der bekanntlich im Feuer unversehrt gebliebenen Afra, vor allem mit ihren kaiserlichen Schutzbriefen und Privilegien die Stadt zu verlassen und entweder jenseit des nahe gelegenen Lechflusses in ihrem Hause zu Wittelsbach, unter dem Schutz der am römischen Wesen unerschütterlich festhaltenden Baiernherzoge, oder an der Donau zu wohnen in der dem Erzhause Oesterreich gehörenden Grafschaft Burgau, wo es ihnen ebenfalls an stolzen Tempeln und behaglichen Klausen nicht gebrach. Die fieberhaft aufgeregte Einbildungskraft der Menge sah auch heute hinter den verschlossenen Klostermauern nur die gewaltsamen Behinderungen des Bekennens seiner freien Ueberzeugung, eingekerkerte Märtyrer des evangelischen Glaubens. Wie auch anders hätte hier ein Jammerruf zu deuten gewesen sein sollen, der, wie man versicherte, aus dem wie eine Festung eingeschlossenen Geviert in der Ketzergasse mit herzzerreißenden Tönen gehört worden sein sollte!

Da erscholl plötzlich ein wildes Frohlocken. Lachen und gellendes Pfeifen gingen durcheinander. Die Menge drängte sich bergan zu jener engen Gasse, die vom Weinmarkt zum Kitzenmarkt führt. Der Jubel erscholl von dort her. Es war die höchste Zeit, daß dem Volk sein Wille geschah, denn schon kam unter Trommelschlag vom Rathhaus daher die Scharwache. Hell glänzten vor den neuen Fuggerhäusern die scharfen Speerzinken in der Sonne. Oft genug hatte der Vogt in dieser Zeit zum Sanct-Ulrich entboten werden müssen, denn unausgesetzt

gab es dort Lärm; sogar ohne die kirchlichen Wirren; denn an einem der Altäre der beiden vornehmsten Heiligen Augsburgs waltete die sogenannte „Freyung". Verbrecher, Schuldner flüchteten zu den Söhnen des heiligen Benedict und verhandelten, geschützt durch ein altes Asylrecht des Klosters, mit dem Blutbann, den die Stadt oder der Bischof oder ein kaiserlicher Richter übte; in seltsamer Ueberlieferung aus alten Tagen war die Gerichtsbarkeit Augsburgs an Stadt, Bischof und Kaiser zugleich vertheilt.

Die Wache hielt jetzt in ihrem Sturmlauf inne. Ihr Führer (Stoffel Sorge sein Name) ließ sich schon am Ende des Salzstadels von Lachenden und Jubelnden erzählen, daß der Anlaß des Lärms nunmehr offen und ersichtlich zu Tage gekommen. Unter das Dach des Salzstadels mußte man treten, um nur Platz zu behalten.

Zwei Benedictinermöche kamen, umringt vom wogenden Volksgewühl und eben aus dem Kloster entlassen, den Weinmarkt herab. Daß nur der eine der Mönche ein geweihter Priester, der andere ein Laienbruder war, ersah man nicht gerade am Ordenskleide, das bei beiden gleich weiß war mit dem schwarzen Scapulier darüber; wohl aber zunächst daraus, daß jener, der gebückt und beschämt daherschritt (er war lang und hager von Statur), nicht wie dieser, der gedrungener und üppiger Leibesfülle war, ein äußeres Zeichen dienender Verrichtung trug. Denn an einer Holzkelle, die letzterer in der Hand hielt, einer weißen Mütze, die er statt der Gugel trug, erkannte man

den Bruder Koch des Klosters. Der Jubel über den in der Küche heute fehlenden Schöpfer der berühmten lucullischen Mahlzeiten der Benedictinerherren war nicht gering. Alles blickte aus den Fenstern voll Verwunderung auf diesen Aufzug hernieder. „Der Sanct-Ulrichskoch! Ein Wunder!“ rief man. Den Koch des Klosters Ottobeuern in Schwaben hatten die Fugger kürzlich für würdig gehalten, das Regiment ihrer eigenen Küche zu übernehmen, die Fugger, die doch zuweilen Kaiser und Könige bewirtheten! Was war aber Kloster Ottobeuern gegen den Sanct-Ulrich! Welch ein Meister mußte der Koch vom Sanct-Ulrich sein, wenn schon der von Ottobeuern für die fürstlichen Fugger genügte!

Noch war es aber nicht allen möglich, den Zusammenhang der Begebenheit zu verstehen.

„Der andere ist der Bruder Kellermeister!“ sagten die einen.

„Nein“, riefen die andern und deuteten auf die hagere Gestalt desselben, „dann müßte er seinem eigenen Wein nicht trauen!“

„Ei, nicht jedem schlägt sein Futter an!“ hieß es aus einem andern Kreise.

„Er liebt den rothen Rheinfall! Der macht mager —!“ bemerkte wieder einer, der seinerseits dem weißen Rheinfall — Schaffhauserwein — lieber zuzusprechen schien.

So spottete man von allen Seiten und die Straßenjugend ergötzte sich an ihrem damaligen Lieblingsspectakel,

die Messe nachzuplärren und Unfuge zu treiben, wie sie auch nur einer Zeit angehören konnten, wo die jungen Leute mit der den Reichsstädten, zumal Augsburg, eigenen zügellosen Ausgelassenheit zuweilen zu Roß in die Sanct-Ulrichskirche ritten und während die Messe celebrirt wurde um die Altäre schwenkten.

In einer Gruppe konnte man folgende Worte vernehmen:

„Ich halte die Wette, das reimt sich so: Koch und Kellner haben sich in den Haaren gelegen, nicht um Wittenberg oder Rom, sondern um den Küchenzettel auf nächste Woche. Denn für morgen, Trinitatis, schon nicht mehr! Dafür ist drin schon alles mit Brozzeln und Schmoren im Gang. Aber für nächste Woche hat's noch kein' Einigkeit und auch nicht jede Speise verträgt jeden Wein und nicht jeder Wein schmeckt auf jede Speise. Fleisch z. B., das die Bendiztiner von Sanct-Ulrich in aller Wege erst seit zwölf Jahren essen dürfen —"

Den Sprecher unterbrach ein allgemeiner Spottjubel. Die Benedictiner kein Fleisch essen? Die wohlgenährten Patres ohne ihr tägliches augsburger „Brätle"? Kannte nicht auch jedes augsburger Stadtkind das vorzüglichste aller Wunder, die sich an des heiligen Ulrich thatenreiches, selbst auf dem Schlachtfeld gegen die Hunnen geprüftes Leben knüpften? Der heilige Ritter, ehe er ein Geistlicher geworden, hatte an einem Freitag Fleisch gegessen. Ob aus Vergeßlichkeit oder infolge eines Rückfalls in die angeborene adamitische Natur wird nicht gesagt. Als ihn seine Feinde wegen Uebertretung des

Fastengebots verklagt hatten und eben zu seiner Ueberführung die Schüssel aufdecken wollten — siehe, da rettete Gott seinen Liebling, den er zum Heiligen bestimmt hatte! Beschämt mußten die Neider seines Ruhmes niederblicken. Denn Gott hatte ein Wunder vollbracht. Aus dem Rest des Brätle, der unter dem Deckel der Schüssel lag, waren Fischgräten geworden. Die Fastengesetze hatte der Heilige nicht verletzt.

„Wisset Ihr nicht, die Ihr Euch auf die Fleischgesetze der Bendiktiner verstehen wollt", rief der Sprecher, „daß vor zwölf Jahren ein groß Jubelfest im Sanct-Ulrich gefeiert wurde, weil da erst der Papst augsburger Bendiktinern erlaubt hat, Fleisch zu essen? Ihr Grünspechte! So jung ist Eure Weisheit, daß Ihr wol gar glaubt, die frommen Väter hätten vorher so gut wie nachher gewußt, was «kälberne Vögel» seien? Das hat erst mit Kaiser Max begonnen, der — doch da müßte ich einen langen Faden einfädeln, um die Löcher Eures Hirnkastens zuzustopfen!"

Der Sprecher war offenbar ein Schneider. Um seinen struppigen weißen Bart und seinen langen Hals hing ihm eine Mähne voll prachtvoll gefärbter Seidenfäden zum Nähen jener kostbaren, dazumal üblichen, für unsern Geschmack ans Geckenhafte streifenden Mannskleider.

„Ja", sagte ein alter Mann, der die abgebrochene Rede des Schneiders, der sich seitwärts wandte und auf den Zehen streckte, um die Wanderung der Bene-

dictiner weiter zu verfolgen; „ja, es war wirklich so, als Kaiser Max allerhöchstselig noch lebte. Die Zeiten waren besser als die unsrigen. Nun wohl! Da wollte eines Tages der Kaiser, als er gemerkt, daß es ans Sterben mit ihm ging, noch einmal bei seinen lieben Bendixtinern vom Sanct-Ulrich einsprechen und kündigte sich ihnen mit dem Wunsch an, daß er bei ihnen eine Mahlzeit halten, zuvor aber eine Meß' und geistliche Musika hören wollte. Er begehrte deren nicht, wie er sagen ließ, von seiner eignen Singkapellen, so er immer bei sich führte — der beste Singer darunter war Ludwig Senfel, jetzt der Baiernherzoge erster Kapellenmeister — nein, die Münchlein sollten ihm selber die Horas und schöne Mutetten singen. Zu dem End' schickte er, um daß die Kehlen anzufeuchten, Wein und für die Mahlzeit einen großmächtigen lebendigen Ochsen, den die Väter schlachten sollten zum gemeinsamen Imbiß. Sprach da der Abt, noch war's der Schrott — Gott verleihe ihm eine selige Urständ! — zum Kämmerling, ob kaiserliche Majestät nicht wüßte, daß des heiligen Bendix Söhne allweg und zu keiner Frist kein Fleisch nicht essen dürften? Schüttelte der Kämmerling den Kopf und ging wieder zum Kaiser ans Einlaßpförtchen, wo Max, so oft er in Augsburg hausete oder jagte oder auch nur nach seiner Falknerei bei Hauenstetten sah, sein Losament in der Kreuzgasse hatte, und sagte: «Ei Majestät, die Münchlein wollen singen, aber von wegen dem Ochsen, Sanct-Ulrich's Bendixtiner dürfen kein Fleisch nicht essen!»

Lachte der Kaiser und ließ wiederum durch den Kämmerling sagen: Wohl wisse er solches, aber es stehe auch geschrieben, daß zu jeder Frist und überall, wo römische Kaiser einkehrten, Bendixtiner Fleisch essen dürften — hätten ja darum die Kaiser deutsche Ober- und Unterlande genugsam bereiset und in den Abteien des heiligen Bendix sich eingewohnt, um auf sothane Art ihnen gleichsam offene Frei-Garküchen herzurichten; so sollten sie nun auch im Sanct-Ulrich von seinem Besuch und von der bewußten Stelle in der Heiligen Schrift, die aber der Kämmerling vergessen hatte, wo sie steht, Gewinn ziehen. Kunz von der Rose, des Kaisers Hofnarr, der ein gar großer, dicker Mann gewesen und selbst wie ein ungrischer Ochs anzuschauen — Runzeln vor purer Ernsthaftigkeit konnte des Narren Stirn machen, daß man ihn für einen hochgelahrten Doctor hätte nehmen mögen — der kam in Vergleitung des Kaisers, und der Ochse wurde geschlachtet. Die Münchlein sungen. Da schlief der Kaiser sänftiglich ein. Mußten ihn, als es zu Tische ging, erst aufwecken. Schrott aber schrieb dazumal nach Rom an seinen Cardinal und ließ dem Papst die Sache erzählen und bat, da der Brauch, daß da, wo Kaiser zum Einen Thor einkehrten, die Fastengebote zum andern hinausgingen, ein alter sei und in ihrem kaiserlichen Kloster gleichsam die Kaiser immer und allzeit zu Gaste geladen seien, daß im Sanct-Ulrich nun auch ein für allemal dürfte Fleisch gegessen werden. Bekam dadurch das Männlein eine Sünde weniger auf dem Gewissen. Einige

Jahre darauf, es war 1524, kam von Rom der Freibrief fürs Fleischessen im Sanct-Ulrich. Kostete, wie alles, was aus Rom an Geschenken kommt, ein Heidengeld. Wer aber seitdem im Sanct-Ulrich einen feisten Ranzen hat, der braucht sich dessen nicht mehr zu schämen!"

Diese lehrreiche Aufklärung wurde von einem schlichten Bürger unweit einer Ecke gegeben, welche der Weinmarkt an jener Stelle bildet, wo ein Gäßlein zum Predigerberge abwärts führt. Augsburgs berühmter Weinmarkt ist nur eine einzige, lange, von den stattlichsten Häusern geschmückte Straße, beginnend und endend in etwas weiter ausgreifendem, marktähnlichem Umfang, der sie unten am Rathhaus und hier oben unter den Schatten der Sanct-Ulrichskirche zum Platz macht. Da aber, wo auf letzterm die bezeichnete Gasse — heißt, glaub' ich, das Waaggäßlein — einmündet, erhebt sich ein hohes Giebelhaus mit schöner, wie in Augsburg seit Jahrhunderten üblich, bunter Bemalung der Außenwände. Hier konnte, wer sich nicht unter die aufgeregte und sich mit den Mönchen zum Siegelhaus verlaufende Menge begeben wollte, wenigstens sein eigenes Wort verstehen.

Als die dem Erzähler der Sanct-Ulrichsgeschichte sich Anschließenden diesem weiter gefolgt waren, blieb eine Gruppe von Männern zurück, jungen und alten, die dem in seinem Anlaß noch immer der Mehrzahl unaufgeklärten aufrührerischen Treiben mit ruhigerer Theilnahme zusah.

An den Hemdärmeln, Hausschuhen, Kappen und nachlässig zusammengehaltenen Kleidern ersah man, daß

es Handwerker waren, die sich — eigentlich in einer durch die Gesetze verbotenen Anstandswidrigkeit — eben so wie sie aus ihrer Werkstatt gekommen, auf die Straße begeben hatten.

In ihren Kreis trat der Schneider mit dem weißen Bart, der vorhin gesprochen und die Erzählung des alten Bürgers veranlaßt hatte.

Zutraulich nickte er einem jungen Mann, der, nach der gewählten, von ihm, dem einzigen in diesem Kreise, getragenen Kleidung zu schließen, dem Beruf der ihn zunächst Umgebenden nicht angehörte. Um sein dunkellockiges Haar war eine der Sommerhitze widersprechende, zierlich mit feinem Pelzwerk geschmückte Tuchkappe bis tief über die Stirn gedrückt. Sein anmuthiges, vom Glanz der Jugend strahlendes, doch auch wieder tiefernstes, ja hier und da von Falten der Bekümmerniß durchzogenes Antlitz war nicht von der Hitze allein, auch von tiefer Erregung hocherröthet. Ueber den Arm des jungen Mannes hing ein weiter Mantel, den ihm bisher einer seiner Begleiter, ein Knabe aus dem Volk, getragen hatte und den er eben, mit einer Gabe für den Dienst dankend, wieder an sich nahm. Um das enganliegende, dunkelbraune, kurze Wams, unter dessen frei herabhängenden Aermeln in zierlichster Fältelung ein Hemd von feinster ulmer Leinwand sichtbar wurde, zog sich ein blanker, schwarzer Ledergürtel, der offenbar ein Wehrgehenk war, dem an der Seite zur Linken nur noch das Schwert fehlte. Die weit über die hellgrauen, enganliegenden Beinkleider hervorragenden Stiefel trugen Sporen,

deren gewaltige Räder auf keine bloße Straßenstutzerei deuteten, sondern vielmehr in dem Träger entweder einen Krieger vermuthen ließen, für welchen jedoch das von der Sonne wenig gebräunte Antlitz und die fast frauenhaft weißen Hände kaum zu passen schienen, oder einen mit einem wichtigen, vielleicht städtischen Amt Betrauten oder einen reichen Bürgerssohn, der etwa auf Reisen ging. Vier Männer waren es, die ihn umstanden, ja abwechselnd zutraulich den Arm auf seine Schulter legten und seine Hand berührten. Da diese Männer Handwerker waren, so verriethen sie durch so vertrauliche Geberden, daß doch wol die edle, fast ritterliche Gestalt des jungen Mannes der Sphäre des Volks angehörte.

Der mit den bunten Seidenfäden um den Hals geschmückte Schneider war, seinem vertraulichen Hinzutreten nach zu schließen, ein Genosse des engern Kreises. Noch sprach man von dem Vorfall auf der Ketzergasse. Der Hinzugetretene, wie es schien, ein Liebhaber des Scherzes, ließ sich die Behauptung nicht nehmen, die Benedictiner wären nur ihres Speisezettels wegen aneinandergerathen. Er erklärte das Hinauslassen des Kochs und des andern Mönches dahin, daß diese beide die Entscheidung des Bischofs, der am Dom in der kaiserlichen Pfalz wohnte, einholen und deshalb die „decretalischen Bücher' nachschlagen" sollte.

„Nein, nein", sagte einer aus der Gruppe, dem die scherzende Deutung nicht genehm war, sie sind dort beide — links an der Thür — bei der Kapelle — allerdings

nicht etwa mit Gewalt hinausgestoßen worden, wohl aber so, daß sie da waren, als fielen sie vom Himmel. Sie sahen sich um und schienen nicht zu wissen, wie ihnen geschah."

„Das geschieht jedem andern auch so", fiel der Weißbärtige ein, „der aus dem Pyr, dem Todten Juden, dem Blutigen Wams oder sonst einem unserer beliebten Wirthshäuser plötzlich auf die Straße gesetzt wird —."

Nach mancherlei Hin- und Herrathen war man darüber einig, daß, ehe nicht die Baalshäuser alle gestürmt und der Erde gleichgemacht wären, keine Ruhe in die Stadt kommen würde. Auf die Straße hinunter, auf die Fuggerhäuser wurde gedeutet, auf den Dom, wo der Bischof und sein Kapitel wohnten. Dort lägen die Hindernisse, daß es in Augsburg noch immer nicht zum vollen Sieg der guten Sache kommen könnte.

„Schaut nur!" hieß es. „Bei den Fuggern lugt alles zum Fenster heraus. Sind immer noch um den Raymund in Trauer! Was sie für verwunderte, lange Gesichter machen! Richtig! Stoffel Sorge schwenkt in die Heiliggrabgasse, nur um den hochmögenden Herren kein Aergernuß zu geben! Diese und noch einige mehr sind unsere wahren Tyrannen!"

Der junge Mann machte einige entschlossene Schritte, um so verfänglichen Reden aus der Gehörweite zu kommen. Die ihm Folgenden waren unzweifelhaft sämmtlich Verwandte der edeln Schneiderzunft, die in jenen Tagen mehr denn je auf den Satz stolz sein durfte und es in der

That war, daß Kleider Leute machen. Die Gewandkunst hatte eine nie dagewesene Höhe erreicht. Es waren die zerschnittenen, zerhackten, wie aus Fetzen zusammengesetzten Kleider Gegenstände allgemeiner Begehrlichkeit geworden. Die Sucht, sich in malerischen, in den Stoffen kostbaren, in den Farben übergrellen Kleidern zu zeigen, war namentlich in Städten wie Augsburg, die mit Italien, Frankreich umd Spanien in lebendigster Berührung standen, bis zu einem tief in die Vermögensumstände eindringenden und deshalb die jeweilige Einsprache der Gesetze herausfordernden Luxus gestiegen. In diesem laufenden Jahre, unter dem Bürgermeisteramt Wolf Rehlinger's und Johann Heinzel's, zählte die Zunftstube der Schneider allein 160 Meister, denen sich der Pelzwerkzuthaten zu den Kleidern wegen 107 Kürschnermeister anschlossen. Unter letztern befand sich Jakob Hörbrot, der seinerseits reicher war als mancher Fürst seiner Zeit, sich auch freilich einen Staatsmann dünkte, von dem die Fugger, die ihn haßten, sagten, er glaubte weiser zu sein als des Kaisers erster Rath Granvella. Einer von den hier befindlichen Schneidern wurde von manchem aus der Menge ehrerbietigst gegrüßt. Es war ein Zunftzwölfer, hieß Hans Haysermann; der, der den weißen Bart trug, war sein Altgesell, Onuphrius Pfefferkorn.

Letzterer gab jetzt zu, daß die vom Kloster Verstoßenen, wie die Menge durchaus für erwiesen halten wollte, ihres evangelischen Glaubens wegen hätten bedrängt, wol gar, anders ließ sich der Schrei kaum erklären, körperlich gezüchtigt

werden sollen. Der Hagere, meinte man, hätte den Koch zu seiner Ansicht herübergezogen; diesen hätte man dann eingekerkert und wol gar mit Ruthen gestrichen.

„Nun denn! Wünschen wir“, sagte Onuphrius Pfefferkorn, „daß der eine einen Platz finde, wo er fromme Christen so gut ernähren kann wie sich selbst, der andere, falls er Kellermeister ist und mehr gelernt hat, als Seeweine in Malvasier verwandeln — solche Kunststücke machen sie für die große Armenspeisung am Tag ihres Heiligen, auf die sich die Ulrichspfaffen so erstaunlich viel zugute thun — vielleicht eine Heerde finde, der er Sonntags im Gottesdienst unverfälschte Heilige Schrift vorsetzt! Für uns ist es Zeit, zur Arbeit umzukehren! Schon auf Mittag geht's. Seht da, die Bettelleute schleichen sich auch bei alledem schon wieder mit zerbrochenen Töpfen um den Ulrich herum und warten auf die gestrigen Fischgräten und übernächtige Gerstensuppen! Schaut, lachen nicht darüber die Fugger? Auf solches Gesindel stützen sie sich nun —! Aber gehen wir —!“

Jetzt gab Hans Haysermann dem stattlichen Jüngling, dem ihre Huldigung galt, die Hand und fast wie zu einem ewigen Abschied.

Gleiches thaten auch seine beiden andern Gesellen.

„Unser allersüßester Herr und Heiland“, fiel der Altgesell, um ein Uebermaß der Rührung zu hintertreiben, mit feierlicher Stimme ein, „er beschütze Euch! Unser gnadenreicher Erlöser war zwar sonst den Schneidern nicht hold, er trug einen gewirkten Rock ohne Naht und Knöpfe — unsere

löbliche Zunft hätte an ihm keinen — Zwölfer reichgemacht und in die dritte Steuerklasse gebracht. Aber er wird darum doch unsere Herzenswünsche segnen, des Mannes wegen, den sie treffen. Wir beten für Euch! Reist glücklich und kommt mit einem runden Felleisen wieder heim!"

Nun erst ließ sich erkennen, daß diese für sich allein stehende, weniger um den Vorgang mit dem Kloster als um den jungen Mann bekümmerte Gruppe in ihren Augen die deutlichen Spuren von mehr oder minder reichlich vergossenen Thränen trug. Es galt einen Abschied von dem jungen Mann, der auf Reisen ging. So, wie sie da waren, hatten sie ihrem Freunde bis an den Weinmarkt, in dessen Gegend er noch Geschäfte hatte, das Geleit gegeben.

Aber mit jener starken Erhebung der Stimme, womit wir die Macht der Rührung zu überwältigen suchen, sagte jetzt plötzlich der Meister, der in seiner äußern Geltung fast gegen den Altgesellen zurücktrat:

„Nein, nein, nein! Was sollen wir Euch die Unwahrheit sagen! Staufferle, am Ziegelstadel erwarten wir Euch noch! Nicht, daß wir Euch aufhalten wollen — wir wissen, da verschnauft sich die «Ordinari» noch nicht — auch Euern Junkern werdet Ihr nicht das Herz zu schwer machen dürfen! Aber nur noch einen Wink mit der Hand geben wir Euch da und dann — ade! So soll's sein. Jetzt aber eilt, damit Ihr Euch nicht verspätet!"

Der junge Mann wollte gegen die Absicht, ihn vor

seiner Abreise noch einmal draußen vor dem Thor am Ziegelstadel, wo sich ein Wirthshaus befand, zu begrüßen, Einsprache thun. Aber die gute Absicht und der Altgesell behielten das letzte Wort.

„Laßt Euch, Ottheinrich Stauff“, sagte dieser, „von dem Thränenwasser unserer Frauenherzen nicht irremachen! Wir Schneider haben ja weit mehr als andere Menschenkinder Gelegenheit, vom Bock gestoßen zu werden! Denn der Bock ist unser Wappenthier, wie der Löwe das der Herzoge von Baiern und der Hirsch das des Ulrich von Würtemberg. Meinet aber nicht, daß wir Euch etwa den Muth benehmen wollen zu Euerer gefahrvollen Reise gen Italia! Werden sich auch Mutter Praxede und Martina nicht nehmen lassen, den Ziegelstadel unter Wasser zu setzen — bei Frauen hat das Weinen immer seine Zeit wie das Aderlassen. Haben sie wo einen gerechten Anlaß zum Weinen — zum Exempel in Euerm Fall um die grimmen Bären in Tirol und die schönen Mädchen in Venedig — so besinnen sie sich gleich auf hundert andere Anlässe, wo ihnen noch die Thränen im Rückstand geblieben sind von dem oder dem Unglück her und sie sich's nur aufgespart haben, sie fließen zu lassen, auf passende Zeit. Nehmt ihnen diese heutige endliche Erleichterung nicht! Die Thränen könnten zurücktreten und sich an unserm Meister Hayßermann oder unserm Mittagsbrot rächen. Was aber die tiroler Bären und sonstige Abenteuer auf Reisen anlangt, so henkt bei Zeiten Euer Schwert in den Gurt! Nach neun Uhr abends ist's jetzt selbst an unserm Perlach nicht mehr geheuer und die vielen Galgen auf der Landstraße machen

nur, daß sich die Schelme ehender daran gewöhnen. Besser aber noch, Ihr thut kleine Münze in den Beutel! Manchmal kauft man sich, ich weiß es von meinem Wandern her, um ein Billiges vom letzten Stündlein los, und Ihr schreibt's ohnehin Euerm Principal in die Verrechnung, was ich dazumal nicht konnte zwischen Beutelsbach und Bopfingen, in welcher Gegend ich in jeder Beziehung fechten gehen mußte — doch in Wahrheit, nun lebt wohl!"

Diese Scherzreden, deren Untermischung mit manchen ernstern Beziehungen in dem kleinen Kreise wohl verstanden wurde, milderten die Stimmung der Trauer über die nunmehr sich rasch vollziehende vorläufige Trennung. Dem Meister Haysermann und dem Altgesellen gab der Abscheidende eine Umarmung, den andern schüttelte er kräftiglich die nächste Hand, die er erreichen konnte. Mit dem bescheidenen und frommen Worte: „Gott segne Euch!" war er plötzlich allein; denn das Eckhaus, wo sie standen, machte es möglich, daß ihn sofort eine kurze Schwenkung den Blicken der Freunde entzog und er nunmehr allein seinem nächsten Ziele zuschreiten konnte.

Die Rührung, die des jungen Mannes Umgebungen über den Abschied empfanden, wurde von ihm nicht ganz getheilt. Ihm hob sich ja die Brust vor mächtiger Erwartung und glückseliger Spannung. Auch seine Bildung stellte ihn über die Freunde. Nur die Erinnerung an die Thränen der Mutter Praxede und der holdseligen Martina, der Stieftochter des Meisters Haysermann,

der sich in eine blühende Schneiderwerkstatt, das Besitzthum einer Witwe, hineingeheirathet hatte, erfüllte ihn mit Antheil. Im übrigen beschäftigte ihn zu sehr die bevorstehende große Reise selbst und die mit ihr verknüpfte Fülle der wichtigsten Aufträge — auch in diesem Augenblick in der That der Vorfall am Sanct-Ulrich, den er gern in seinem nähern Zusammenhang erkannt hätte. Denn an Luther's Sache nahm er Antheil mit Herz und Mund. Er war der „Diener" eines Kaufmanns, der sich den Fuggern an Reichthum und Bedeutung fast zur Seite stellen durfte. Nicht in Augsburg geboren, kein Schwabe, ein Franke, war Ottheinrich Stauff erst vor sechs Jahren durch eine besondere und für sein Leben entscheidend gewordene Schickung aus der alten Bischofsstadt Bamberg an der Regnitz, wo er geboren, zur Erlernung der Kaufmannschaft nach Nürnberg und von dort nach Augsburg gekommen. Wie ihm schon in Nürnberg das Glück zutheil wurde, die Kaufmannschaft in dem weitberühmten Hause der Tucher erlernen zu dürfen, so wurde ihm, namentlich durch fortgesetzte Empfehlung edler Gönner, denen sich die eigene Empfehlung durch Fleiß und glückliche Entwickelung angeborner Geistesgaben anschloß, die Stellung in einem Hause zutheil, das gleichen Ranges mit den ersten Häusern Augsburgs, den Fuggern und den Welsern, stand, dem Geschäft der Paumgartner, die ebenfalls vor Jahren aus Nürnberg nach Augsburg gekommen waren. Unter den vielen Arbeitskräften des hochberühmten Handelshauses, das außer in Augsburg noch in Venedig, Ant-

werpen, Lissabon besondere Contore hatte, im Norden bis nach England, Dänemark, Rußland, im Süden tief in die Levante hinein Geschäfte betrieb, zeichnete sich der junge Stauff in solchem Grade aus, daß er in kurzer Zeit die ersten Buchhalter, bald den Principal des Hauses selbst, wie wenig sich auch dieser um die Einzelheiten des Geschäfts bekümmerte, für sich gewann — Hans Paumgartner, sein Chef, war nicht nur Handelsherr, sondern auch Doctor der Rechte, kaiserlicher Geheimer Rath und vielmögender Staatsmann. Sein vom Vater ererbtes Geschäft lag unmittelbar neben dem Fugger'schen, dessen Fronte auf den Weinmarkt, dem Weberhause gegenüber, hinausging, auf dem Jüdenberg, der engen, schmalen Durchgangsgasse. Nicht nur hier, sondern selbst im Wohnhause des kaiserlichen Raths, das sich auf der lichthellen, freundlich gelegenen Sanct-Annengasse befand, durfte der junge Mann die Schwelle der geheimen Gemächer seines Principals betreten, seine Aufträge entgegennehmen, Berichte erstatten. Sogar bei festlichen Anlässen, als Geburtstagen des Raths oder seiner ehrwürdigen Mutter, einer geborenen Rehlinger, oder der zahlreichen Kinder des Hauses (des Rathes Gattin, die nicht mehr lebte, war eine Schwester Anton Fugger's), Anlässen, wo die Zeitsitte köstliche Schmausereien, die üppigsten Entfaltungen von Prunk und Luxus mit sich brachte, wurde der junge bamberger „Diener" zugelassen. Es war ein Beweis besondern Vertrauens, dessen sich Ottheinrich Stauff würdig gezeigt, wenn man ihn für einige Zeit nach Italien verschickte. Im Anschluß

an den regelmäßig jeden Samstag abends von Augsburg auf Venedig abreitenden und zunächst bis Tirol von bischöflichen Reisigen begleiteten Postboten harrte des jungen Mannes auf jedem Relais der Post, die Baptista von Taxis, ein Italiener, mit kaiserlichem Privileg von Venedig bis Antwerpen angelegt hatte, ein frisches Roß. Zu fahren war dazumal selten üblich, galt auch, selbst beim weiblichen Geschlecht, für einen Beweis weichlicher Sitte; nur Greisinnen oder Kranken gestattete man die aus Ungarn gekommenen sogenannten „Kutschen" oder auch Sänften, die nach vorn und hinten von Saumthieren getragen wurden. Ein guter Kaufmann mußte damals vor allem ein tüchtiger Reiter sein.

Der Aufträge nach Venedig hatte Ottheinrich Stauff schon eine große Zahl empfangen. Noch aber standen für die Stunden unmittelbar vor dem Abritt deren weitere zu gewärtigen. Mit ihnen verband sich die ihm gestellte Aufgabe, den jüngsten der Söhne des kaiserlichen Raths nebst einem jungen Kameraden desselben sicher auf die hohe Schule von Padua zu geleiten. Vorzugsweise hatte er dann auch noch auf der venetianischen Factorei des Hauses Handlungsbücher zu revidiren, die, wie nur allzu ersichtlich geworden, durch einen ältern Sohn des kaiserlichen Raths, der dem dortigen Geschäft vorstand, in Unordnung gerathen waren.

Zur Mehrung der Erregung, die den jungen Mann bei so wichtigen Aufgaben, abgesehen von dem wonnigen Ziel, Italien selbst, beherrschen durfte, kam in der That

auch das Erlebniß mit den beiden Benedictinern. Obschon aus einer Bischofsstadt gebürtig, deren anfänglich dem Lutherthum wohlgeneigte Gesinnung durch den gegenwärtig dort regierenden Bischof Weigand von Redwitz nachdrücklich gehemmt blieb, gehörte er doch seinerseits zu den glühendsten Anhängern einer Sache, die man damals die des Evangeliums nannte. Wenn ihm um irgendetwas seine Abreise von Augsburg leidthat, so war es das Bedauern, dem vollständigen Siege der neuen Lehre in Deutschlands vornehmster Stadt nicht beiwohnen zu können. Denn stündlich erwartete man vom Rath die endliche, nöthigenfalls gewaltsame Beseitigung der Ausartungen des Cultus, der Misverhältnisse im Priesterleben, vor allem die Aufhebung der Klöster, die Ausweisung des Bischofs und seines Kapitels, die Suspendirung jedes Geistlichen, der sich nicht auf die nunmehr sechs Jahre alte Augsburger Confession und eine vor kurzem beschlossene Einigung der Luther'schen und Zwingli'schen Lehre verpflichten wollte. Um so lebhafter hatte ihn der noch unaufgeklärte Vorfall am Sanct-Ulrich in Spannung versetzt.

Unter den Postreitern des Baptista von Taxis, angesehenen, ehrbaren Stadtbürgern, war es heute Hans Pfister, den die Reihe traf, nach Venedig abzureiten. Vom Wertachbrucker Thor, wo sich die ersten Anfänge der Thurn und Taxis'schen Postanstalten befanden, hatte Hans Pfister auf dem Jüdenmarkt anzeigen lassen, daß sich die Mitreisenden bis nachmittags gegen fünf Uhr bereit

zu halten hätten; er würde selbst in der Sanct-Annengasse vorreiten und seine jungen Gefährten abholen; am Hauenstetter Thor schlossen sich ihm dann vier bischöfliche Reiter an. Es gehörte das Land diesseit des Lech zum größten Theil der Lehnsoberherrlichkeit des Bischofs von Augsburg; dafür besaß derselbe in Augsburg selbst nur die bischöfliche Pfalz und hier und da ein Wohnhaus, dazu einige Gerechtigkeiten der Polizei. Stündlich aber konnte Christoph von Stadion die Aufforderung erwarten, sich mit seinen Weihwedeln, Processionsfahnen, güldenen Rauchpfannen an jeden beliebigen Ort seiner Lande, nur außerhalb stadtaugsburger Gebiets, zu begeben. Je mehr man dabei an den zu erwartenden Widerspruch des Kaisers dachte, desto mehr Glocken und Weihwasserschalen gossen schon die berühmten Erzgießer Löffler, Vater und Sohn, in Kanonen um.

Elf Uhr war es. Gegen Mittag erwartete den jungen Diener sein Principal für die letzten Aufträge. Schon lagen für ihn in einer ledernen Tasche, die im Cabinet des Raths zurückgeblieben war, die wichtigsten Briefe, auch Baarschaften für die Bestreitung der Reisekosten. Die heutige venediger Post vom Contor auf dem Jüdenberg selbst, die jeden Samstag auf dem Taxis'schen Amt, wie von Augsburgs gesammtem Handelsstande, abgeliefert wurde, brauchte den jungen Sendboten diesmal wenig zu kümmern.

Nach und nach zurückfallend nur in die Gedanken, die das Vorhaben einer jeden großen Reise im Gemüthe um-

wälzt, folgte Ottheinrich Stauff dem Volkshaufen, der die beiden Mönche in die abwärts gelegenen Stadttheile begleitete. Obgleich sich nach und nach die Menschen zu verziehen angefangen hatten, so war doch noch eine große Anzahl Müßiggänger oder Aufgeregter bei ihnen zurückgeblieben. Ihn selbst führte sein nächster Weg von der Heiligengrabgasse abwärts zur Bäckenstraße hin, in welcher Gegend er noch eine Besorgung hatte.

Seinem evangelischen Sinn mußte es den größten Verdruß verursachen, zu bemerken, daß nicht weit von einer kleinen, über einen Kanal des Lech führenden Brücke in einem Häuserwinkel, wo Tische und Bänke, welke Tannen- und Birkenzweige auf ein Wirthshaus deuteten, die Begleiter der Mönche diese bewogen hatten, Platz zu nehmen und ihnen reichlich zu trinken gaben aus ringsum im Kreise umgehenden, mächtigen Kannen und Bechern. Es lag hier die beliebte Schenke „Zum Pyr" — wie man das Wahrzeichen Augsburgs nennt, die auf einem korinthischen Säulencapitäl stehende, vielfach gedeutete Frucht, die weder eine Erdbeere noch eine Weberkarbel sein möchte, sondern ein Tannenzapfen, und als solcher auf die alte Römerzeit und den Dienst des Gottes Bacchus zurückdeutet. Denn Wein wuchs in alten Tagen auch an der Donau und am Lech, überhaupt an Orten, deren Vergleichung mit ihrem jetzigen Wärmegrad beweist, daß die Erde immer kälter wird. Es werden Zeiten kommen, wo auch die edeln Gewächse von Grüneberg und Naumburg zu den Gebilden der Sage gehören.

Im Pyr waren Tische und Bänke von Landsknechten, Bürgern und Bauern besetzt. Sie tranken den Mönchen zu, die über so viel Huldigung und Freundschaft verlegen dreinschauten und binnen kurzem die Opfer des leidigen „Zutrinkens“ und des von der Sitte der Zeit gebotenen Bescheidgebenmüssens zu werden drohten. Dazu sang man Spottlieder. Jeder Tag brachte deren neue. Sie hechelten die Zeitumstände durch. Das Neueste in der Stadt war eine Reform der Besteuerung. Da sang man denn:

Der Kaiser, der will seine Pflicht,
Die Pfaffen aber zahlen nicht,
Der Edelmann ist gleichfalls frei,
Der Jud' treibt seine Wucherei,
Soldaten geben wieder nichts
Und Bettelleute haben nichts.
Da hat der Bürger seine Noth.
Muß all' erhalten — das walt' Gott!

Unwillig über diese unerwartete Scene, mismuthig über die Verweltlichung gottentstammter Gedanken begab sich Ottheinrich in die enge Wintergasse, woselbst in einem Winkel, an der Antonspfründe vorüber, ein stattliches, in seinem untern Geschoß mit vergitterten Fenstern versehenes Haus von ihm betreten wurde. Es war die Wohnung eines Mannes, an den er infolge der beim Pyr erhaltenen Eindrücke mit doppeltem Antheil hatte denken müssen. Er betrat die Wohnung Hans Honold's, der ein persönlicher Freund Luther's war. Honold, ein strenger, eigengearteter Mann,

dessen Glücksgüter ebenfalls zu den hervorragenden Augsburgs gehörten, hatte Luther schon am Reichstag von 1519 persönlich kennen gelernt. Seitdem stand er mit ihm in ununterbrochenem Briefwechsel. Manche Ermahnung Luther's an den Rath und die Geistlichkeit Augsburgs ging durch Honold, der wol mit Wolf Rehlinger, Konrad und Georg Hörwarth, Hans Welser, Marx Seitz am meisten zur Kirchenverbesserung Augsburgs beigetragen hat. Ohne persönlichen Ehrgeiz, nur für seine Beerbung durch acht Töchter und die Absicht, eine Stiftung zu begründen, arbeitend (zu seinem Leidwesen hatte er keine Söhne), widmete sich Honold dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt, auch der Theilnahme an den so allgemein gewünschten Aenderungen der Verfassungsform. Er verschmähte die Freundschaft selbst einiger Parteihäupter nicht, von denen der unternehmendste jener schon genannte Kürschnermeister Hörbrot war. Zu Ottheinrich's Principal stand dagegen Honold in einem feindlichen Verhältniß, obgleich sie sich verwandtschaftlich verbunden hatten. Eine seiner Töchter, Regina, hatte vor einigen Jahren, als die Gegensätze der Vaterstadt noch nicht zu so schroffer Höhe angelangt waren, wie gegenwärtig, der zweitälteste Sohn des kaiserlichen Raths, Antonius, zur Ehe genommen. Eben dieser stand dem Geschäft des Paumgartner'schen Hauses in Venedig vor.

Hans Honold lebte oft wochenlang außerhalb Augsburgs; er verband die Wahrung seiner Bürgerpflichten mit besonderer Liebe zum Landwesen. Bedeutende Güter ge-

hörten ihm, eine Zeit lang auch der Guttenbergshof bei Kaufbeuern, ein kaiserliches Lehen. Gegenstand seiner Handlungsgeschäfte waren die Früchte des Feldes. In der Nähe seines Hauses erhoben sich mächtige Speicher mit weiten Böden, wo die landwirthschaftlichen Erzeugnisse aufgesammelt lagen. Sein Schreiberwesen im stattlichen Wohnhause war an sich nur gering. Heute zumal, an einem Markttage, waren die arbeitenden Kräfte meist auf den Fruchtböden beschäftigt.

Ottheinrich klopfte an die Schreibstube, die am Aufgang einer stattlich gebauten Treppe lag, trat ein, sah den Sitz des selten anwesenden Principals wiederum leer und fragte den einzigen, in seine Bücher vertieften Diener:

„Hat Herr Honold nichts für Venedig zurückgelassen? Ich wurde beschieden, vor meinem Abritt deshalb nachzufragen.“

Der Diener schien über diese Nachfrage unterrichtet zu sein und erwiderte ein bestimmtes und laut ausgesprochenes:

„Es gibt nichts zu vermelden!“

Ottheinrich sann einen Augenblick der kurzen Bescheidung nach und wagte die Frage:

„Ist Herr Honold daheim?“

„Ueber Land!“ lautete die Antwort.

„Auch die Schwestern der Frau Regina haben nichts zu vermelden?“ wagte Ottheinrich weiter zu forschen.

„Nichts!“ war die Antwort des Schreibers, der so-

fort und gleichsam wie nach einer gegebenen Anweisung die Augen wieder auf sein großes Buch richtete.

Unwillkürlich entfuhr dem jungen Mann ein Ton schmerzlichen Bedauerns. Doch schnell, als wenn sich eine solche Bezeigung seines Antheils an den Leiden einer vornehmen Familie nicht geziemte, ergriff er den eisernen Drücker der Thür und verließ die Arbeitsstube. Jetzt noch die Stiege hinaufzusteigen in die Wohnung Hans Honold's und die Schwestern Regina's, deren einige noch unverheirathet beim Vater wohnten, selbst zu fragen, konnte ihm nach so bestimmt gegebener Versicherung und Ablehnung, die er eben empfangen, nicht beikommen. So verließ er das Haus, voll Trauer und Mitleid um die Frau, der er in Venedig keinen Gruß von Vater und Geschwistern, wohl aber die herbsten Aeußerungen von seiten ihres Schwiegervaters zu überbringen hatte.

An der nächsten Straßenecke blickte er noch einmal zurück. Er bemerkte, daß sein Kommen im obern Stockwerk des Hauses nicht unbeachtet geblieben war. Am Erkerfenster standen hinter Blumen die ihm von den Kirchen zum heiligen Kreuz und zu Sanct-Anna, den vornehmsten, wo in Luther's Geist gepredigt wurde, wohlbekannten, noch unverheiratheten Töchter Hans Honold's, und sagen mußte er sich: Sie wußten, daß ich kommen würde, und hatten doch keinen Gruß, kein Geschenk für die arme Regina, die Doppeltochter so glücklicher, so reicher und so strenger Männer —! Wie so seltsam, daß das Evangelium der Liebe, das uns jetzt täglich gepredigt wird,

doch so selten die rechten Früchte treiben will, die wahrhaft unser Auge erfreuen, wahrhaft unser Herz erquicken!

Ernste Gedanken zogen durch die Seele des sinnigen Jünglings, als er aus dem engen Häusergewirr wieder in die freiere Oberstadt zurückgelangte. Er verglich im Geist Hans Honold und seinen Principal und mußte sich sagen, daß jener Ursache hatte zum Unwillen über die Verbindung mit dem letzteren. Antonius Paumgartner bereitete auch dem kaiserlichen Rath den größten Kummer durch seine verschwenderische, der Ehre seines Vaters widersprechende Aufführung. Nicht minder wußte er, daß sich Regina auf italienischem Boden wieder zum römischen Glauben zurückbegeben hatte, dem sie doch durch ihre Erziehung im Vaterhause hätte entfremdet sein sollen. Freilich herrschte im Hause seines Principals über solche und ähnliche misliche Verhältnisse jener Leisetritt der Besprechung, der bei Vornehmen auch über geistige Dinge wie über die kostbaren Teppiche geht, mit denen ihre marmornen Stiegen belegt sind. Doch ihm persönlich hatten die venetianischen Schäden der Familie infolge der ihm für seine Reise ertheilten Aufträge bekannt werden müssen.

Alter Honold, sagte er zu sich, bist du so streng mit deinem Kinde, daß du ihm nicht einmal ein Wort der Ermahnung zu senden hattest! Oder sollte ihm für die Ausrichtung eines solchen Auftrags nur die Person eines Paumgartner'schen Dieners unwürdig erschienen sein?

Daß sein Principal nicht mit Luther und Zwingli ging

— leider standen sich diese Gegensätze auch in Augsburg schroff gegenüber — sondern wie die Schwäger desselben, die Fugger, das nur glaubte, was Papst und Kaiser geglaubt wünschten, lastete schwer genug auf seinem Gemüth.

Wieder kam Ottheinrich am Augsburger Thor vorüber. Immer noch erscholl der Lärm des Trinkgelags und das Absingen alter und neuer Lieder. Noch saßen die beiden Mönche umringt von den Huldigungen der Zechenden.

Auf die Stimmung der Trauer im Gemüth des jungen Mannes ergoß sich jetzt eine Lohe des Zorns über solchen Anblick. Es überkam ihn eine jener Erregungen, von denen er schon öfters, nachdem sie vorübergegangen waren und dann gewöhnlich irgendetwas Bedenkliches als Folge zurückgelassen hatten, mit Angst und Verzweiflung erfüllt worden war. Denn wenn ihm auch in solcher Herzensnoth tausend innere Stimmen, wie von himmlischen Heerscharen kommend, zuriefen: Zage doch nicht! Es war ja der Geist des Herrn, der, wie er mit feurigen Zungen über die Apostel am Tage der Pfingsten gekommen, so sich auch an dir offenbaren will und noch immer herrlicher offenbaren wird, ob es dir gleich dabei ist, als wäre dein Steigen und Sichschwingen der Seele in alle Lüfte hinaus halb und halb das ewige Leben schon und der Tod selbst —! so mistraute er doch solcher Glorie des Bewußtseins, nannte sie die Schmeichelrede der Eitelkeit, ja eine Versuchung des Satan, an dessen Dasein und mächtige Herrschaft glauben zu müssen

ihm ebenso geboten erschien wie an die des allmächtigen Gottes. Oft wies er diese Wallungen des Drangs, sich thatkräftig zu bewähren, seinen Geist zu bilden und seine Meinung nicht zu unterdrücken, mit Gewalt zurück. Noch kürzlich that er es, als er zur Pfingstzeit die letzten im Kloster zum heiligen Kreuz zurückgebliebenen Augustiner, die eine für jene Zeit geradezu tollkühne Dreistigkeit hatten, noch einmal in ihrer Kirche (dem neuen Gottesdienst hatten sie nur erst ihre Predigtkapelle Sanct-Ottmar zugestanden) jenen bacchantischen Umzug zu halten, den sie seit uralter Zeit und wie aus dem Heidenthum ererbt aufführten, in ihrem Beginnen durch eine zornentflammte Anrede unterbrach. Seitdem es ihn damals fast getrieben hätte, zwischen den dürftig zusammengeschmolzenen Rest der Theilnehmerschaft an einem nächtlichen wilden Umzug der Augustiner mit ausgebreiteten Armen, Selbstgeißelungen der Betenden, rauschender vom Chor ertönender Musik, fliegenden Fahnen, heißen Küssen auf das von der Bruderschaft zum heiligen Kreuz getragene Abbild des heiligen Marterholzes zu treten und dem Präpositus — Christoph Gahl sein Name — mitten unter den Kerzen- und Fackelträgern, die in wilder Hast durch die riesenhaften Räume rannten, den Pfad zu hemmen, hatte er sich gelobt, mit den schallenden Worten, die seine Entrüstung damals den Mönchen und den Genossen ihres Umzugs zurief: „Babel ist gefallen! Was jauchzet ihr noch?“ zum letzten mal diesen Gelüsten nach persönlicher Bekennerschaft als ihm nicht geziemend nachzugeben. Zum Glück

verlor er sich damals unter den erstaunten Zuschauern und wurde nicht erkannt. Dennoch kehrten ihm die Ermuthigungen und Bestärkungen zu so gewagtem Thun immer wieder aufs Neue zurück. Sie kamen ihm aus dem Gefühl des geistigen Wachsthums, dessen mächtigste Kraft sie in ihm zurückließen. Vor sechs Jahren hatte er auf eben diese Art die Vorbereitung zum Beruf seines Vaters, zum Tischlerhandwerk verlassen, ebenso sich in Nürnberg zum Lutherthum gewandt, ebenso aus der Hand des Pfarrers zu Sanct=Sebald in Nürnberg; Dominicus Sleupner, in rascher Aufwallung ohne vorhergegangene Beichte im Abendmahl den Kelch genossen. Ebenso hatte er in Augsburg angefangen, wie ermuntert durch plötzliche Erleuchtung, den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, italienisch zu lernen und den in der Domschule von Bamberg gelegten Untergrund im Lateinischen wie die Züge einer alten, verblaßten Handschrift wieder aufzufrischen. Ging ihm dann manchmal sein Italienisch, ja sein Latein von statten wie seine Muttersprache, so wurde es ihm, als stünde er im Widerschein lichter Flammen. Wo anders konnten diese feurigen Zungen herkommen, als aus dem Pfingstwunder, das sich, wie Johannes Forster erst kürzlich in der Sanct=Ottmarkapelle gepredigt hatte, in auserwählten Seelen immer und ewig wiederholt? Und doch fragte er sich: Sind das nicht die Versuchungen des Teufels, des Vielgestaltigen, der uns sogar mit Engelsmienen berücken kann?

Aber die Ueberwältigung der schwachen Menschenkraft

durch eine plötzliche Erleuchtung ergriff ihn auch heute. Dafür war sein Glaube an eine unmittelbare Führung seines Lebens durch Gottes Hand zu fest geworden. Seiner Sinne nicht mächtig, stand er unter den Zechenden, Singenden, Lachenden, stellte sich mit erhobener Rechte den beiden Mönchen gegenüber und redete sie nach dem Geist, der die ganze Menschheit damals ergriffen hatte, mit den Worten an:

„Ihr verlorenen armen Seelen! Schämt ihr euch nicht, so in die Freyung euers himmlischen Vaters zu entfliehen? Wisset ihr nicht, daß die Treber den verlorenen Sohn anekelten und daß der Rückblick auf den Unflat, in welchem er früher sich hatte betten müssen, seine Seele mit Grausen erfüllte? Nur auf seines Vaters liebendes Auge hatte er die Blicke gerichtet, als er sich aus seinem Schlamm erhob. Von dessen Liebe hatte er sich Vergebung erwartet —! Ist das nun Reue, Buße, Gebet —? Ist es das, was ihr den Leuten und Gott zum Wohlgefallen jetzt bekennen solltet? Wie? Entronnen dem Baalsdienst fühlt ihr nicht die innere Heimsuchung, euch sofort zu reinigen vor dem Herrn und ihm die Erstlinge euerer Wiedergeburt als kindliche Opfer des Dankes darzubringen? Wahrlich, ich sage euch, da sind ja die Verblendeten, die hinter euern Mauern und Riegeln Knechte des Gesetzes zu bleiben sich verurtheilt haben, ehrenwerther denn ihr, die ihr Freigelassene zu sein begehrtet in Christo Jesu und solches, wie es den Anschein nimmt, nur im Satan geworden seid!“

Das entschlossene Herantreten des jungen Mannes, die Erhebung seiner Arme bewirkten allein schon, daß auch ohne Verständniß seiner Worte sogar außerhalb des nächsten Kreises sofort der Gesang verstummte, der Becher niedergestellt und nach Ruhe verlangt wurde.

Nun schon allgemeiner verständlich fuhr der junge Mann, während die Mönche verlegen lächelnd die Augen niederschlugen, fort:

„Ihr, die ihr jede Sünde doppelt zu zahlen habt, als Menschen und als Priester und Priesterverbundene zugleich, als schwache Creatur und als geweihte Lehrer der Furcht Gottes und berufene Diener der Berufenen, ihr solltet den Herrn, euern Erretter, preisen mit Zungen, die nicht trunken sind vom Wein, sondern vom Geist Gottes! Während Sanct Stephanus gesteinigt wurde predigte er noch auf der Straße. Und ihr, die ihr wie im Triumph auf Händen getragen werdet, ihr habt kein anderes «Hosianna!» kein anderes «Gelobt sei der, der da kommt!» als Schelmenstücke und weltliche Jubellieder?“

Schon hatte sich um den jugendlichen Sprecher ein Kreis von Männern und Frauen gebildet, die seinen Worten mit innigstem Behagen an dem Vorgang horchten. Es war ein Auftritt, wie ihn auf Straßen und Plätzen jetzt die tägliche Erfahrung brachte. Selten aber, daß ein fahrender Schüler, ein Prädicant oder Wanderprediger so die Herzen ergriff, so dem Ohr und Auge zugleich eine Weide bot.

Hatten schon vorher die beiden Klosterleute durch ein sonderbares Verhalten, ein stetes Niederblicken und Schweigen die Voraussetzungen, die sich an ihre Entlassung aus dem Kloster knüpfen durften, im Grunde nicht recht wahr machen wollen und sich den ihnen dargebrachten Huldigungen gleichsam nur mit unfreiwilliger Theilnahme hingegeben, so senkten sie vollends jetzt ihre Augen, ebenso vor Scham über die Worte, die sie zu hören bekamen, wie vielleicht aus andern Ursachen, die zu ergründen niemand gelingen mochte.

„Und ihr", fuhr der Jüngling zu den Umstehenden gewendet fort, „ihr, die ihr diese Männer anleitet, daß sie nicht mehr zu wissen scheinen, wie sehr sie Werkzeuge in der Hand Gottes sind, kennt ihr nicht das Wort, das geschrieben steht: «Wehe denen, durch welche Aergerniß kommt!» Warum frohlockt ihr wie über einen Sieg, der hier gewonnen wäre? Ist doch hier kaum die Anfechtung gekommen, geschweige daß die Erkenntniß schon den Harnisch des Glaubens umgegürtet, das Schwert angethan und den Sieg davongetragen hätte! Sind diese Seelen gewonnen zum Verdruß dem Antichrist und dem Papst in Rom, so sollen sie es Gott bezeugen unter den Völkern, ihm lobsingen unter den Leuten, wie David Psalm 57, als er vor Saul und seiner Kriegsmacht in die dunkle Höhle entfloh. Diese mächtige Stadt, das Gebiet so vieler erlauchten Fürsten und Herren, bald vielleicht, so Gott will, das gesammte Land deutscher Nation habt ihr zu euerm Schutz und Schirm. Gebt Zeugniß von dem ewigen Gott und dem Blut des Er-

lösers, das euch losgekauft hat vom Götzendienst Roms! Ihr Kleingläubigen! Christus ist der Fels, von dem die Wasser des Lebens rinnen, die allein erquicken, Er das Brot, das allein sättigt! Gedenket, was im 2. Buche Mosis geschrieben steht: «Das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken und stand auf um zu spielen und siehe da —! auf Einen Tag fielen Dreiundzwanzigtausend —!»"

Erschüttert von der Macht dieser Worte in welchen eine Anspielung auf die erst kürzlich überstandenen furchtbaren Schrecken der Pest, des jüngsten „Sterbens", liegen konnte — zehntausend Menschen wurden allein in Augsburg dahingerafft — eingedenk des soeben unter den Protestanten geschlossenen Schmalkadischen Bündnisses, das den Kaiser auf Tod und Leben herausforderte und sicher über Deutschland, fehlte die Furcht des Herrn, unsagliches Elend brachte, ergriffen die Umstehenden des Jünglings Hand, drückten ihn an sich, verlangten seinen Namen zu wissen und blickten zu den Fenstern auf, aus denen man mit Tüchern winkte und Lobsprüche für den Jüngling, Verwünschungen für die trunksüchtigen Mönche herunterrief.

Aber wie ein kundiger Redner, doch ohne Ueberlegung, rein aus einem nicht zu bewältigenden räthselhaften Drang der Begeisterung, brach Ottheinrich Stauff nicht etwa jetzt seine Rede ab und begnügte sich, die Nachwirkung der mehr oder minder empfänglichen Willkür seiner Hörer zu überlassen, er sammelte vielmehr die nun einmal geweck-

ten Empfindungen der Hörer auch in einem Entschlusse, den er anrieth, in einer That, zu deren Vollzug er selbst den Anfang machte. Er ergriff die Hand des Laienbruders, der sich mit seiner Küchenmütze bald die Stirn, bald die Augen trocknete, dann die Hand des ihn groß und starr betrachtenden hagern Paters und redete sie in gemilderter Kraft der Stimme noch einmal mit den Worten an:

„Stehet jetzt auf und folgt mir an einen Ort, der vom ehrbaren Rath dieser Stadt denen geöffnet ist, die sich aus den Banden der Knechtschaft befreien wollen und vielleicht noch nicht wissen, wo sie für ihre sichere Landung den Anker auswerfen sollen! Bis ihr einen neuen Weg gefunden haben werdet, um dem Herrn durch euerer Hände oder euers Geistes Arbeit zu dienen, findet ihr in dem alten Stift der heiligen Anna Zellen und Lagerstätten, die euch beherbergen können. Seid ihr etwa an Gütern des Geistes gesegnet, so könnt Ihr allda den Knaben der Schule euere Kenntnisse verwerthen, denn die Gehülfen des hochgefeierten Rectors Xystus Betulejus erfahren gern einen Nachlaß in ihrer angestrengten Arbeit. Seid ihr aber dessen inne, euch selbst erst noch unterrichten lassen zu müssen, so findet ihr nirgends in deutschen Landen Lehrer, die den dortigen Verwesern des Magisteriums an die Seite zu stellen wären. Und wenn ihr euere dortige Verköstigung nur durch euerer Hände Arbeit verdienen könnt, so habt ihr auch so Gelegenheit genug zum Dank für euere einstweilige Aufnahme im Stift und zum Preise Gottes. Auf alle Fälle steht euch

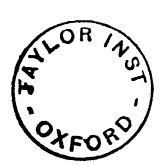
dort eine Pforte zur Rückkehr in die Freiheit des Herrn offen, die würdiger ist als die, durch welche ihr jetzt wandelt und auf welche das Wort des Herrn paßt, daß die Pforte weit ist und der Weg breit, der zur Verdammniß führt und ihrer viele darauf wandeln, schmal aber die, so zum ewigen Leben führt!"

Nun war aller Sinnen nicht nur bildlich, sondern in Wirklichkeit nur auf eine einzige in der That nicht besonders breite augsburger Straße gerichtet, die Sanct-Annengasse, wo im neuerrichteten Alumneum, nahe den alten Zellen der Karmeliter, Platz zu hoffen war für die erste Verlegenheit, solche Klosterflüchtlinge passend unterzubringen. Die einen zerstreuten sich hochbefriedigt, wenn auch schweigend vor Ergriffenheit, die andern forderten die Mönche auf sie zu begleiten. Angesehene Bürger, Rathsverwandte sogar, waren hinzugetreten und hatten die Worte des jungen Redners, den die einen seines Wehrgehenks wegen für einen Krieger, die andern für einen Studenten hielten, mit Befriedigung vernommen, seine Aufforderung unterstützt und die Bestimmung der Sanct-Annenschule zur einstweiligen Herberge für Klosterflüchtlinge bestätigt.

Die demüthig Niederblickenden nahm man in die Mitte. An den Fuggerhäusern, dem Gasthaus zur Traube, dem Tanzhause, dem Weberzunfthause ging es vorüber zum Rindermarkt und zur Sanct-Annengasse. Immer zahlreichere Scharen schlossen sich an. Der Bruder Koch weinte. Der andere, der sich, wie Ottheinrich erfuhr, Pater Udalrich nannte, war stiller und sah scheu zur Erde.

Nun kamen wohl die innern Stimmen, die nach so gewaltigen Regungen des Augenblicks Ottheinrich die bittersten Vorwürfe zu machen pflegten, und sagten ihm sogar: Das Hospiz, das du empfohlen hast, liegt ja dicht beim Wohnhause deines Principals —! Sah er auch einem Sturm im Hause des kaiserlichen Raths, möglicherweise einer schimpflichen Entziehung des ihm gewordenen ehrenvollen Auftrags, nach Italien zu reisen, entgegen, es blieb ihm nichts übrig, als sich mit den Worten der Schrift zu ermuthigen:

„Gott ist mein Hirt! Mir wird nichts mangeln!"



Zweites Kapitel.

Bei Sanct-Annen.

Das Wohnhaus des großen Handelsherrn, Doctors der Rechte und kaiserlichen Raths Johannes Paumgartner wird in unsern Tagen von einer Denktafel bezeichnet, besagend, daß Augsburgs tapferer Feldhauptmann Sebastian Schertlin 1577 allda hochbetagt verstorben sei. Gegenwärtig bewohnt es ein erblicher Reichsrath der bairischen Krone, Freiherr Alfred von Lotzbeck.

Nebenan, ein wenig entfernter vom gegenüberliegenden Mettlochgäßchen, das den Markt, wo sich eines der mehrern Welserhäuser befindet, mit der Sanct-Annengasse verbindet, lag ein Haus, das dem nicht minder an zeitlichen Gütern gesegneten, gefeierten weiland Rathschreiber der Stadt Augsburg, Doctor Konrad Peutinger, gehörte. Eine Denktafel bekundet, daß Peutinger dort geboren. Seine Wohnung lag in einem andern Theil der Stadt, am Dom.

Das Paumgartner'sche Haus bot vor dreihundert Jahren einen charakteristischern Anblick dar als gegenwärtig. Es bestand aus zwei Theilen, die ursprünglich jeder für sich eine eigene Behausung gebildet haben mochten, wie

zu ersehen aus einer zweiten Thür, die damals ständig geschlossen blieb. Beide Häuser waren in Eins verbunden. Sie bestanden aus drei Stockwerken und einem mächtigen Giebelvorbau des Daches, das in einer Linie beiden Häusern angehörte und aus kürzlich erst neugelegten, lasirten, rothen, gelben und grünen Ziegeln bestand, gekrönt von einer Wetterfahne. Ueber dem zweistöckigen Erker, der sich oberhalb einer nicht eben großen, gothisch gewölbten Thür erhob, streckte ein gewaltiger Lindwurm aus getriebenem Kupfer den weitgeöffneten Rachen aus, um gelegentlich statt Gift und Flammen unschuldiges Regenwasser auf die Gasse zu speien. Zierlich waren die Ausschmückungen des Erkers; auch die Malerkunst des damals noch jungen, von den Fuggern schon beschäftigten Altorfer hatte sich hier auf so lange verewigt, als bei unserm Klima offen zu Tage liegende Frescomalereien eine Zukunft haben. Ueber der Eingangspforte, unter dem behaglich winkenden Erkerfenster des ersten Stocks, thronte in lichten Farben die Königin des Himmels, in ihren Armen das Jesuskind haltend. Oberhalb des Erkerfensters sah man ebenfalls den Heiland, nun schon selbst die Kindlein segnend; ein Gegenstand, der in passendem Zusammenhang mit dem Familienleben der Bewohner des Hauses und dem ringsum erblühenden neuen augsburger Schulwesen stand. Die eine Seite des Hauses wird von einem nur einige Schuh breiten Gäßchen begrenzt, dem Eingang zum Convict der Sanct-Annenschüler.

Der Erker des kleinern der beiden in Eins verbun-

denen Häuser war nur einstöckig, auch waren dort die Fenster des ersten Stockwerks nur klein und vergittert. Dagegen zeigten sich die Fenster des obern Stockswerks, der Erkerbau und sämmtliche Fenster des Haupthauses desto ansehnlicher und trugen ganz ebensolche Verzierungen, wie sich auf dem Weinmarkt die Wohnhäuser der Fugger mit Stuccaturen, buntem Glase an den Fenstern, schweren Damastvorhängen schmückten. Der Hof bot einen besonders hellen und freundlichen Anblick. In seiner Mitte plätscherte ein Springbrunnen aus ehernem Tritonenmund, den augsburger Meisterhand gegossen. Ein Gewächshaus begrenzte den Hof. Unter dem schützenden Dach desselben hinweg gelangte man in einen kleinen Hausgarten, der in einer so zierlichen Regelmäßigkeit angelegt war, als hätten an ihm die Söhne des Raths Mathematik studiren sollen, was in der That geschehen war; denn diesen Garten bewohnte Magister Rupilius oder Rüpel, der Hauslehrer. Er verzehrte allda sein Gnadenbrot, nachdem er sämmtliche vier Söhne des Raths für ihren Abgang zur Universität, auch die einzige Schwester derselben, Kunigunde, unterrichtet hatte. Der Alte war ein Humorist. Nach seinen Angaben waren die Dreiecke, Vierecke, Kreise und Halbkreise der Blumenbeete angelegt. Von seines Studirzimmers mit wildem Wein überranktem Fensterchen aus konnte er die Elemente des Euklid durch Linien anschaulich machen, die von einem Rosenstock zum andern gezogen, von Nelkenbeeten zu Beeten mit Levkoien oder, wie sie damals hießen, Matthiolen — nach dem berühmten Arzt Matthioli zu

Siena, der später nach Augsburg zog. Auf diese anmuthige Weise hatte der Alte ebenso die Eigenschaften der Schenkel, Durchmesser, Secanten und Tangenten gelehrt, wie er seinen Scholaren die erste Kenntniß der Buchstaben durch Abbildung derselben aus augsburger Lebzeltlen beigebracht.

In diesem Garten, nebenan in Peutinger's Familienhause und in der neuen Annenschule, die erst seit einem Jahr unter dem Scholarchat der trefflichsten Männer aufgeblüht war — (Wolf Rehlinger's, Symprecht Hoser's, des evangelischen Predigers Wolfhardt, Dr. Konrad Hel's und des in alle Händel der Stadt verwickelten, einem Staatsmann nichts nachgebenden Arztes Gereon Seiler) waltete recht das volle Wehen des Geistes der neuen Zeit. Er sprach sich hier noch in andern Offenbarungen aus als nur im Widerstand gegen die alte Ordnung der Kirche. Neben des Magisters Rupilius veredelten Fruchtbäumen, seinen buntgesprenkelten Blümlein und wohlriechenden Würzkräutern, neben dem Tempel Minervens, der zum Dienst der edelsten Humanität in der Sanct-Annenschule errichtet worden war (ihr Rector, Magister Birk, genannt Xystus Betulejus, ein geborener Augsburger, erwarb in Tübingen und Basel nach einem vielgeprüften Leben seine ersten pädagogischen Lorbern, die bekanntlich über Nesseln wachsen), befand sich eine Niederlage jener römischen Ausgrabungen, die Peutinger's classische Gelehrsamkeit leitete. Die von den Karmelitern unter dem schon erwähnten Frosch oder Rana verlassenen Wohnungen boten dafür Räumlichkeiten genug. Hier, unter den aufgeschichteten alten Denksteinen

aus der Römerzeit, unter den Opferkrügen aus germanischer, unter den auch in Peutinger's Wohnhause am Dom in langen Schuppen geordneten Schätzen des Begründers der germanischen Alterthumswissenschaft wehte die wahre Luft der Neuzeit, linde das Gemüth ergreifend, die Phantasie mit mächtigen Flügeln beschwingend. Aus der Wunderwelt des Raums und der Zeit, der örtlichen und der zeitlichen Ferne, wehte der Geist, der damals den gewählteren Genien erst die rechte ahnungsvolle Weihe gab. Die Portugiesen, Spanier, Genuesen, die Augsburger eroberten fort und fort Amerika, Afrika, Ost- und Westindien. Sie brachten den großen Kaufherren, sie brachten der Welser-Compagnie Barren gediegenen Metalls, Rückfrachten europäischer Waaren, schufen aber auch durch die wachsenden Bedingungen der räumlichen Ferne die wunderbare Runenschrift der Welt des Credits, die Wechsel, einen durchaus neuen Idealismus. Dieser verwandelte sich freilich nur zu bald wieder in Eisen, Blei, Blut, die alten Bedingungen des rauhen mittelalterlichen Lebens, auch wol in die üppige Verschwendung von Gold, Silber, Sammet, Seide, in ein von den Künsten gehobenes häusliches Behagen — schauprangender Luxus ging seit den ältesten Zeiten mit den Leidenschaften der Unterdrückung und dem Unrecht gesellig Hand in Hand — aber aus der Welt des Credits kamen die eigentlich welterlösenden, zeitbezwingenden, sittenmildernden Schöpfungen des Jahrhunderts. Still, bescheiden, unscheinbar traten die Erweckungen des Gefühls für Frieden und Recht, Freiheit und Menschenwürde ein,

mit dauernden Wirkungen entwickelten sie sich beinahe nur aus der bescheidensten Kleinwelt, aus den Anhängseln der großen, im Vordergrund stehenden Begebenheiten. Da wurde bald dem immer mehr und mehr erschlossenen Orient oder Amerika ein Kraut, ein Samenkorn, ein Wurzelknollen entführt, der, mühsam gehegt, über die Wendekreise die weite Reise machte, verschmachtet ankam in einer Flasche, im Mantelsack eines Dieners der Welser-Compagnie, der Fugger oder der Paumgartner. Unter der Hand eines Gärtners, eines Gelehrten, wie Lienhard Fuchs in Tübingen, oder eines Klostergeistlichen blühte das Pflänzlein wieder auf und gedieh zu neuem Leben, trug Früchte und Saatkörner und brachte den Wissenschaften und dem Dasein von Millionen Heil und Segen. Oder es flüchtete sich in Cypern ein Kaufmann vor den Türken und nahm mit, was er irgend glaubte in Venedig verwerthen zu können, Manuscripte von griechischen Classikern, darunter solche, deren Werke für immer verloren geglaubt wurden und deren Wiederbelebung dem Leben der Menschheit neue Gesichtspunkte ihres Denkens und Strebens brachte. Andern war es gegeben, daß sie beobachtend das Stundenglas der Zeiten in der Hand hielten und den Zauberstab der Geschichtserweckung schwangen. Aus geöffneten Gräbern, abgebrochenen alten Thürmen, Schanzgrabungen, Erdwallarbeiten, Grundsteinlegungen zu Neubauten trat das Alterthum wie mit wiedergewonnenem Leben lehrreich in das fortzeugende Leben ein — diese wahre Ewigkeit. Da hatte Kaiser Augustus auf curu-

lischem Sitze Recht sprechen lassen; dort waren Legionen, die noch vor kurzem den Sand der Libyschen Wüste an ihren Sohlen brennen fühlten, auf germanischer Flur heimisch geworden; hier, durch die dunkle Nacht der alten Eichenwälder, hatten die Römer Straßen gezogen, deren Windungen und Richtungen Peutinger auf einer alten Karte fand und meisterhaft durch eigene Forschungen ergänzte. Peutinger sammelte, was ihm von Alterthümern zusammenzuraffen nur möglich wurde. Von allen Seiten sandte man ihm Bruchstücke von Marmor- und Erzstatuen, Urnen, Waffen, Sarkophage, Gedächtnißtafeln jedes Inhalts. Aus manchem Heiligen der Kirche, den fromme Andacht seit Jahren als treues Abbild eines Bischofs oder Abtes verehrte, machte der Geist kritischer Forschung, zerstörend und Neues schaffend und den Muth der Prüfung auch auf andere Gebiete übertragend, wieder einen Heidengott, aus manchem Apostel einen Priester des Aesculap. Beichtstühle wurden Prätorsitze der Basiliken, Weihgefäße — verdrießlich genug für die glücklicherweise in Abstellung begriffene Reliquienverehrung — Opferschalen des Bacchusdienstes. Peutinger's umfassende Gelehrsamkeit, unterstützt durch den Beistand der gefeiertsten Alterthumskenner, mit denen er im Briefwechsel stand, förderte auf diese Art Studien, die neue Lichter über die Vergangenheit, trostreiche Verheißungen für die Zukunft verbreiteten.

Johannes Paumgartner war diesem berühmten „Humanisten" befreundet. Auch er war hochgebildet, der Sohn eines Kaufmanns, der ebenso wie sein Sohn ein Doc-

tor der Rechte, ein Rath dreier Kaiser gewesen, des dritten Friedrich, des ersten Maximilian und des fünften Karl. Nicht minder erschien der gegenwärtige Träger des aus dem alten Paumgartnerhause in der Deilingsgasse zu Nürnberg ausgegangenen Namens ganz der Mann, diese Strömung des Zeitgeistes — die im Wettlauf neben der kirchlichen bald friedlich herlief, bald sie feindlich durchkreuzte — in ihren erfrischenden Wirkungen nachzuempfinden und ihren Lauf zu fördern. In seinem Hause waltete neben dem Luxus der Fugger der Geist der Berührung mit der örtlichen und zeitlichen Ferne. Ueberall wurde die neue Bildung ersichtlich, die in Büchern, Naturalien, Modellen, Landkarten, fremden Waffen ihren Ausdruck fand. Kriegerische Embleme schmückten den Aufgang des Hauses; Türkentrophäen, Halbmonde, Roßschweife hingen über den mit kostbaren Teppichen belegten Stufen der Stiege, die unter kleinen durch Wölbungen verbundenen Säulen rechts und links emporführte. Daß der kaiserliche Rath in eigener Person gegen Sultan Soliman zu Felde gelegen, konnte man insofern sagen, als er vor vier Jahren, wo sich endlich das Deutsche Reich zu einer ansehnlichen, dem Bruder Karl's V., dem neuen Ungarn- und Böhmenkönig, Erzherzog Ferdinand, gewährten Türkenhülfe aufgerafft hatte, zweiunddreißig geharnischte Reiter, „Kürisser“, wie sie in Augsburgs Chroniken genannt werden, auf eigene Kosten ausgerüstet und unterhalten hatte. Das kleine Geschwader war den Truppen Sebastian Schertlin's zugetheilt, der da-

mals über die Türken seinen glänzenden Sieg in der Schwarzach gewann. Der Harnisch, in welchem Hans Paumgartner zum letzten mal sein kleines Geschwader in Wien, wohin er mit seinem Schwager Anton Fugger gereist war, vorm Ausrücken ins Feld gemustert hatte, glänzte im ersten Stock über dem Eingang zu den großen Festräumen des Hauses. Sonst aber fand sich auf den Stiegen und in den Corridoren eine Reihe von Wappen, Inschriften und Trophäen mit den Namen all der hohen Fürsten, die dies Haus durch ihren Besuch schon geehrt hatten, vor allen Kaiser Maximilian's I., der mit Peutinger, Lukas Meidinger und Hans Paumgartner, dem Alten, dem Vater des gegenwärtigen, in dauernd vertraulichem Verkehr stand über alles, was zu seinen vielseitigen Interessen und Bedürfnissen gehörte, Staat, Kirche, Kunst, Literatur, Gewerbe, Jagd. In des Rathes zierlich getäfeltem und mit dem kunstvollsten Geräth versehenen, nach dem stillen Hof hinaus gelegenen Arbeitsgemach im zweiten Stock des Hauses fielen sorglich ausgebreitete Landkarten und vor allem die mächtigen Bücherschränke auf. Hier waltete der Kaufmann und der Jurist zu gleicher Zeit. Auf jeder Karte zeigten eingesteckte Heftchen von Draht die Städte und Gegenden an, die im Augenblick den Geschäftsmann oder Politiker fesselten. In den Bücherschränken standen vom unhandlichsten Folioformat an bis zum zierlichsten Duodez die Gesetzbücher des Justinian, ihre zahlreichen, scharfsinnigen Ausleger, die Schriften des Bartolus und Johannes von Imola, die Bullarien

der Päpste, die Bücher des Kanonischen Rechts, die Ausgaben der alten Classiker, vor allem die geschmackvollen neuen Aldinen aus Venedig. Aber auch Werke über Lebensweisheit, politische Schriften, Satiren in lateinischer, französischer, italienischer Sprache. Auch hier hing die vollständige Rüstung eines Panzerreiters, Sturmhaube, Krebs, Koller, Arm- und Beinschienen, die gestickte Binde eines kriegerischen Führers, ein Feuerrohr mit schön geschnitztem Kolben aus einem fremdländischen Holz, das von einer aus Venezuela gekommenen Streitaxt der Wilden genommen war — ein Geschenk des guten Nachbars Bartholomäus Welser. Diese Ausrüstung war die eines damaligen streitbaren Bürgers der alten Kaiserstadt, die allzeit gegenwärtig gehalten werden mußte. Daneben dann die vielen Symbole des Friedens und der Welt des grünen Tisches —! Das ganze Dasein eines ehrgeizigen, unruhig strebenden, nur Großartiges im Geist umwälzenden Mannes ersah sich hier zusammengedrängt aus einzelnen bedeutungsvollen Wahrzeichen.

Hans Paumgartner's äußere Gestalt hat uns des berühmten Hans Burgkmayr Aetznadel in flüchtiger Radirung hinterlassen. Ottheinrich's Principal war mittlerer Größe und von behäbigen Formen. Im wohlgenährten Halse saß ein Kopf, der dem Physiognomiker lehrreich sein durfte. Nichts entsprach darin dem Bilde eines Kriegers oder auch nur eines Mannes, dem einigermaßen diese Harnische gesessen hätten. Kleine,

aus der Ueppigkeit des Fleisches verquollen hervorblinzelnde Aeuglein mit mächtig geschweiften, dunkeln Brauen, eine kurze Stumpfnase, ein breiter Mund, das Kinn ein doppeltes, völlig versteckt in der Fettlage des Halses, — alles, wie auf einen vornehmen Prälaten deutend, jedenfalls das vollkommene Gegentheil von einem Mann, den man sich als Führer von zweiunddreißig „Kürissern" in den Türkenkrieg vorstellt. Die zarten und wohlgepflegten Hände, deren sämmtliche Finger nach damaliger Sitte, und sogar am Daumen, beringt sind, die hofmännische Haltung der Arme, das über und über rasirte Antlitz lassen annehmen, daß sich hier ein Gemisch von mephistophelischer, selbst cynischer Weltverachtung mit Grazie und ersichtlichem Wohlwollen so verbinden konnte, um der ganzen Erscheinung einen unter Umständen besonders einnehmenden Eindruck zu sichern. Das Lächeln brauchte nur gemildert und überhaupt anwesend zu sein, um dem Rath Herzen zu erschließen, Freunde zu erwerben, Bittende sich ihm sowol mit Ehrfurcht wie mit Vertrauen nahen zu lassen.

Vor einer Stunde freilich würde der kaiserliche Rath, nach dem Ausdruck, den da seine Mienen angenommen hatten, zu schließen, für jeden, der sich ihm genaht hätte, ein Bild erstarrenden Schreckens gewesen sein. Da stand das lange, lockige, schon graue Haar, das für gewöhnlich weit über seine Schultern glitt, an der Stirn wild aufgebäumt, die dunkeln, mächtigen Augenbrauen krümmten sich wie Skorpionenstacheln über der

Nasenwurzel, ein bitteres, wie stehen gebliebenes Hohnlachen zog die mächtig breiten Lippen in die Höhe und ließ den Mund mit schadhaften Zähnen erblicken, durch deren Lücken es zischelte:

„Einfältige Tröpfe ihr! Ich will mit euch zu Rande kommen, ein für allemal —!“

Auf einen dicht am Fenster stehenden Tisch schleuderte er Papiere und machte im Zimmer einen Gang der Aufregung und des Nachdenkens nach dem andern. Endlich blieb er stehen, suchte einen reinen Bogen Papier hervor, setzte sich, tauchte die Feder in ein mächtiges, schön aus Bronze gearbeitetes Tintenfaß und schrieb das Ergebniß seiner Aufregung nach dem fortgeschleuderten Concept, das er in die linke Hand nahm, mit den laut vor sich hingesprochenen Worten nieder:

„Was soll ich mich mit solchem Volk noch länger quälen —! Sie sollen mir nicht nehmen, glücklich und und heiter zu sein —!“

Er schrieb das Niedergeschriebene selbst noch einmal ab.

Als er sich auf seinem Pult nach Streusand umgesehen und auf das Abgeschriebene die mächtige, zierlich aus einem Elefantenzahn gearbeitete Büchse ausgeschüttet hatte, ergriff er eine auf seinem Tisch stehende Glocke, die eines aufgerichteten Delphins Gestalt hatte, und läutete.

Statt seines Leibdieners, Hans Schneehuhn, oder seines geheimen Schreibers, Laux Beichling, kamen zwei

liebliche Kinder gesprungen. Ihnen folgte ein drittes, ein schon heranreifendes, etwa funfzehn Jahre altes, das sich aber doch noch mit den beiden Kleineren wie auf gleicher Altersstufe hielt. Offenbar hatte Kunigunde, oder wie sie genannt wurde, Gundula, die Tochter des Raths, im vordern, zur Straße hinausgehenden Zimmer mit den Kindern gespielt.

Beide waren in der That wie aus einer Dockenstube genommen. Das eine schüchterner, ein liebliches Bild, goldblond die Locken und von wahrer Lilienfarbe der Haut. Es war die damals sechsjährige Philippine Welser, in künftigen Tagen — märchenhaft genug — die Gattin eines Erzherzogs von Oesterreich, eines der Söhne des kaiserlichen Bruders Ferdinand. Die andere hieß Jakobina und war die Tochter des gefeierten Arztes Ambrosius Jung. Sie war schwarzäugig und schwarzlockig, scheinbar zurückhaltend, doch nur aus Scheu vor dem kaiserlichen Rath, der sich ein übermäßiges Rumoren und Lärmen der um die Abreise des David Paumgartner und seines Gefährten, den sie „Häsi" nannten, aufgeregten Mädchen für eine halbe Stunde verbeten hatte; sonst blieb Jakobine Jung an Wildheit hinter Gundula, der Tochter des Raths, nicht zurück.

Letztere, die grade nicht schön, aber mit ihrer brünetten Hautfarbe und ihren schwarzen Augen anziehend war, wurde täglich gemahnt, ihr Alter zu bedenken und ihre schon erfolgte Firmelung. Vor allem sollte sie nicht mehr mit den kleinen Kindern spielen. Letzteres konnte sie mit diesen beiden nicht lassen oder — richtiger gesagt — die kleine

Welserin und Jungin nicht von ihr. Vor- und nachmittags mußten sie zu Gundula oder Gundula zu ihnen.

Die halbe Stunde war vorüber. Wild durchbrachen die Mädchen den Bann, den ihnen heute sogar für den ganzen Tag die Großmutter, Frau Felicitas, auferlegt hatte. Denn im Erdgeschoß war alles mit dem Reisegepäck der beiden Universitätsabiturienten, des David und des „Häsi", beschäftigt. Eben auch durch diese Vorbereitungen wurden der alte Schneehuhn und der Schreiber Beichling verhindert, sofort auf den Ruf der Glocke zu erscheinen.

Was der Rath durch sein Schellen begehrt hatte, wurde für Gundula sogleich ersichtlich. Der Vater bemühte sich, über einem silbernen Zunderkästchen mit Stahl, Stein und Schwefelfaden Feuer zu machen. Damals eine umständliche Procedur! Auch die Kleinen ersahen sein Verlangen und halfen dermaßen am Zunder blasen, als ließe Aeolus alle seine Schläuche los. Von dem endlich anbrennenden Schwefel bekamen sie tüchtig den Husten.

„Ei, Herr Rath", sagte jetzt der inzwischen gekommene Hans Schneehuhn (er trug die Paumgartner'sche Livree — von Lilie und Sittich, den Wappenbildern des Hauses, weiß und grün — dazu — von den Farben der Felder des Wappens — schwarz und roth), „Beichling ist auf dem Contor, und wir stecken die Köpf' in alle Truhen und Kisten, die mit Fuhrgelegenheit nachgehen sollen, und scheiden die Zwehlen und Fazineitle und Krausen aus, die etwan noch in die Mantelsäck' gehen!"

Während dieser Worte brachte Schneehuhn das Feuerzeug und die Kerze in Ordnung und nunmehr konnten Philippine Welser und Jakobine Jung erleben, was sich alles Gundula bei ihrem Vater herausnehmen durfte. Sie erweichte das Siegelwachs am Licht und strich die flüssige Masse auf die Stelle eines Schreibens, auf welche der Vater lächelnd gedeutet hatte, dicht bei seines Namens Unterschrift; ja sie drückte auch noch das mächtige Metallpetschaft darauf, das der Vater inzwischen aus einer geheimen Lade seines Schreibtisches hervorgeholt hatte. Wäre der Brief an fürstliche Personen gerichtet gewesen oder eine dem ehrbaren Rath von Augsburg, an welchen er in der That abgehen sollte, minder erfreuliche Erklärung, der Rath würde für eine zierlichere Petschirung durch seinen Schreiber Sorge getragen haben. So aber ließ er es ruhig geschehen, daß im Siegel sein Sittich ohne den stolzen Kamm, seine Lilie ohne die volle Blätterzahl zur Ausprägung kam, wie sich in geschäftlichen Angelegenheiten doch gebührte. Höhnisch sogar lächelte er, als sollten sich die Empfänger an der „achtlosen Ausprägung seines Sigills baß ein Aergernuß" nehmen.

Als die Kinder wieder das Zimmer verlassen hatten — die Erwähnung der Reisezurüstung lockte sie urschnell in die untern Räume des Hauses — und vom alten Schneehuhn das außenhin dann noch vom Rath selbst versiegelte Schreiben mitgenommen wurde, hatte der Rath die Urschrift noch einmal vor sich genommen und halblaut gelesen:

„Einem festen, fürsichtigen und ehrbaren Rathe zeige ich hiemit submissest an, daß ich vermeine und des Glaubens zu meinem Erlöser ersterbe, den verlangten Eid unter keinerlei Bedingniß leisten zu können und zwar des Grundes, weil ein Kaufmann zu keiner Stunde sagen kann, was ihm Wind und Wetter beschieden haben und was er besitzt. Um aber meine willige Liebe zum gemeinsamen Wesen meiner Vaterstadt zu bezeugen, gedenke ich, da man mich besteuern will, keines mindern zu thun, denn vor Gott und meinem, jedoch vorbehaltenen, Eid meine Schuldigkeit sein dürfte. Weßmaßen ich mich hiemit erboten haben will, zwar nicht zu schwören, wie reich oder wie arm ich sei, aber aus eignem Trieb zu zahlen des Jahres in die Steuer gemeiner Hanthierung so viel, als Antonius Fugger nach letzter Schatzung. Das sind: Achthundert Goldgulden. Der ich ersterbe als eines festen, fürsichtigen und ehrbaren Rathes unterthänigster Hans Paumgartner der Alt."

Diese Erklärung wurde vom Rath noch im Ton des bittersten Unmuths, ja des Trotzes vorgetragen.

Dann sprach er vor sich hin: „Es ist das Letzte, denke ich, was ich mit ihnen noch zu schaffen habe! Sie wollen uns veranschlagen und ihre Macht fühlen lassen vorm Thoresschluß! Die Haut abziehen und dann doch wieder schmeicheln! Für die ausgestorbene Geschlechterstube sollen wir Ersatz bieten? Welche Ehre, die Lasten doppelt zu tragen, die sie uns aufbürden durch ihre rasende, dem Kaiser und Reich aufbietende Politik! Wir, wir

sollen den Kopf für sie in die Schlinge stecken und die Rasereien quitt machen, die sie in ihren Zech-, Schreib-, nein in ihren Schreistuben ins Werk richten!"

Dann sah der Rath auf die Landkarte. Er mußte sich beruhigen, allmählich zerstreuen. Und doch heftete er an die Stäbchen der Landkarte nur die Erläuterung der eben gemurmelten Worte. Er schüttelte den Kopf, als er Sachsen und Hessen überschaute. Dort schloß der Kurfürst, hier der Landgraf gegen den Kaiser den Bund von Schmalkalden. Seine Augen streiften über Onolzbach und Kulmbach hin, wo jetzt alles auf die Haltung des Markgrafen Georg von Brandenburg, der gleichsam den Wagebalken zwischen den Schmalkaldischen und den Kaiserlichen vorstellte, gespannt war. Ueber München und Landshut glitten seine Augen, wo die Baiernherzoge Ludwig und Wilhelm zwar streng, ja grausam gegen die Bekenner des neuen Glaubens walteten und doch dem Kaiser in manchen Dingen die Widerpart hielten, da sie gern, wie vor einigen Jahren zur böhmischen Krone, so jetzt zur deutschen Königskrone, in beiden Fällen statt des kaiserlichen Bruders Ferdinand, gelangt wären. Ueber Brüssel fuhren seine Augen hin, wo Ferdinand's und Karl's Schwester, Maria, die verwitwete Königin von Ungarn, als Statthalterin männlich regierte und sogar den Lutheranern manche Gunstbezeigung erwies, falls diese nicht in die soeben in Münster niedergeworfene Wiedertäuferei, den Unhold der damaligen Sektenbildungen, ausarteten. Ueber Südfrankreich, wo eben der Kaiser wieder gegen Frankreich und diesmal gar

unglücklich im Felde lag — Ueber Wien, wo Ferdinand die ihm durch den Tod seines Schwagers Ludwig in der Schlacht von Mohacz zugefallenen schwanken Kronen von Ungarn und Böhmen immer fester mit den Interessen der habsburgischen Sondermacht zu vereinigen suchte. Zuletzt blickte er mit einem tiefen Seufzer auf Venedig, das ihn heute nur allein hätte beschäftigen sollen — — Dann aber auch auf das benachbarte Padua. Da verklärte sich sein Blick. In Padua hatte er selbst studirt. Nun schickte er schon seinen jüngsten Sohn dahin! Der zweitjüngste, Johann Georg, studirte eben noch in Bourges, der alten Akademie des Landes Berri in Frankreich. Lange betrachtete er das Stiftchen an dem großen blauen Fleck, der die Adria unterhalb der langen Raupen, welche die Alpenzüge bedeuten sollten, kennzeichnete. Immer mehr glättete sich jetzt seine Stirn; Erinnerung und schönere Hoffnungen für die Zukunft versetzten ihn in eine andere Welt.

Er klingelte aufs Neue.

Ein anderer Diener erschien, gleichfalls in grün, weiß, roth und schwarzer Livree.

„Ich will mich ankleiden!“ lautete der Befehl.

Der Diener öffnete Nebenthüren und Wandschränke. Wahre Schätze von Bekleidungsmaterial wurden hier ersichtlich —! Rasch wurde gewählt und das mit einem kurzen Nicken des Kopfes Bezeichnete herbeigetragen. Ueber dem feinsten Linnenzeug, dessen obere Ränder mit Gold, Silber und Seide gesäumt waren und sich mit

unzähligen zierlichen Falten um Nacken, Achsel und Brust legten, breitete sich bald ein Wams vom feinsten schwarzen Sammet aus. Ueber die hohe Lehne eines Sessels legte der Diener zum Ausgehen eine silbergraue Schaube bereit mit mächtigen, geschlitzten, durch rothe Passamente zusammengehaltenen Aermeln purpurrothen Futters. Silbergrau waren auch die entsprechenden Beinkleider, die der Rath schon anhatte; purpurrothe Strümpfe wurden hinzugefügt mit schwarzen, ledernen, vorn mit wollenen Puffen verzierten Schuhen. Um den kurzen gedrungenen Hals gehörte die bereits auf dem Tisch liegende kaiserliche Rathskette. Ein viereckes Biret, dem Doctorhut, den ohnehin der gelehrte Kaufmann tragen durfte, nicht unähnlich, mit vierfach gebrochenem Rand, wurde ebenfalls mit den zierlich gesteppten Handschuhen zum Ausgehen in Bereitschaft gelegt.

Der Rath sagte zu dem Diener, der wieder gehen wollte:

„Ottheinrich Stauff wird kommen! Erinnert ihn, daß er bei uns speisen sollte und erst nach Tisch und vor seinem Abritt die bewußten Aufträge empfangen werde. Ihr wisset aber auch, daß wir heute unser Mittagsmahl auf die dritte Stunde verlegt haben!“

Der Beauftragte ging und begegnete einem andern Diener, der einen Besuch meldete, der schon unmittelbar dem Meldenden auf dem Fuß folgte. Falls der Rath zu Hause war, stand des Gemeldeten Willkommensein seit länger als dreißig Jahren in diesem Hause fest. Es war ein

noch wohlgenährterer Herr, als der Rath, doch schon mit Silberhaar. Im leichten, wollenen Hauswams, in zierlich ausgezackten, grauen Filzschuhen mit hochgehenden rothen Strümpfen und schwarzen Agraffen an den Knieen, einen Ledergurt mit Täschchen und Schlüsseln um den mächtigen Leib, machte der Ankömmling den Eindruck, als ob er selbst im Hause wohnte. Es war auch in der That der Nachbar Konrad Peutinger selbst, der in dieser leichten Haustracht, wenn er nebenan in den alten Räumen seines Geburtshauses unter seinen Steinen und Bronzen kramte, ungedunken einmal herüberkam, um mit dem jüngern Freund und Gevatter, wenn auch nicht gleiche, doch verwandte Gesinnungen auszutauschen. Namentlich hatte Freund Paumgartner an Peutinger's Lieblingsstudien und politischer Thätigkeit ein warmes Interesse. Letztre hatte allerdings seit einigen Jahren nachgelassen und bestand im wesentlichen nur noch in dem Antheil, den ihm sein Sohn, Dr. juris Pius Claudius Peutinger, der vom Rath der Stadt zu politischen Missionen benutzt wurde, an seinen Geheimnissen zugestand. Peutinger war schon siebzig Jahre alt. Er hatte die glänzendsten Stellungen, die ihm nacheinander drei Kaiser geboten, ausgeschlagen, immer mit seinem einfachen Posten als Rathsschreiber von Augsburg begnügt, in welcher Eigenschaft er freilich bei allen Händeln der Welt mit Wache stand. Er kannte die meisten tonangebenden Männer seiner Zeit persönlich, war auf allen Reichstagen von Worms, Speier, Nürnberg und Regensburg, hatte Brüssel, Wien, Be-

nedig gesehen. Seine Rathschläge griffen in Krieg und Frieden ein. Seit zwei Jahren jedoch hatte ihn die Stadt in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt. Er, wie Paumgartner, wie Pirkheimer in Nürnberg und viele andere gehörten der Richtung des vor wenigen Wochen verstorbenen Erasmus an, dem gemäßigten Fortschritt, dem die jüngeren Wortführer der Zeit, zumal in den Reichsstädten, nicht mehr huldigen mochten.

In Peutinger's Zügen, so sehr sie durch die Fülle des Fleisches verquollen waren, sprachen sich reichsstädtische Behäbigkeit, Ernst und Milde zugleich aus. Dem Mund war sogar die Zierlichkeit der ersten Jugend geblieben. Daß die Stirn niedrig sein sollte, war nur anscheinend, da sie langes weißes Haar bedeckte. Scharf trat das Kinn hervor. Der ganze Eindruck war der einer vornehmen Bedeutsamkeit, die sich durch Redseligkeit vielleicht ein wenig abminderte.

Beide Männer hörten zwar nie auf, eifrig von Politik und Religion zu sprechen, waren jedoch die Eindrücke für ihre Richtung zu unerquicklich, so sprachen sie von Reisen, Büchern, neuen Entdeckungen. Aber auch von den Ausgrabungen, von römischen Legionen, die einst in diesem oder jenem Theil Germaniens gestanden hatten, von Drusus Germanicus, von Waffen und Sitten der alten Deutschen nahm Paumgartner theilnehmend entgegen, was Peutinger zu Tage förderte.

Peutinger brachte den jungen Reisenden Briefe für Venedig und Padua mit. Für Venedig an den berühmten

Dichter und Humanisten Pietro Bembo, den gelehrten Buchdrucker Manuzzi und einige Staatsmänner der Signoria, die ihm seit seiner Antheilnahme am Friedensschluß von Cambray ein treues Andenken bewahrt hatten. Für Padua brachte er Briefe an den gefeierten Andrea Alciati, wie an andere Gelehrte, denen er sich selbst und die Ueberbringer, die jungen Studenten David Paumgartner und Johann Ulrich Zasius, aufs wärmste empfahl — denn Zäsi, nicht Häsi, wie Gundula mit Philippine Welser und Jakobine Jung den aus Freiburg im Breisgau gebürtigen Genossen des Bruders zu nennen beliebten, hieß der zwar schüchterne, aber sehr unterrichtete Knabe, dem kürzlich sein Vater, der hochberühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius zu Freiburg im Breisgau, gestorben war. Seines Vaters engverbundener Freund, Hans Paumgartner, hatte der bedrängten Mutter das eine ihrer mehrern Kinder abgenommen und versprochen, ihn wie seinen eigenen Sohn erziehen zu lassen.

Als sich der Rath schnell darein gefunden, daß nunmehr sein Ausgang noch aufgeschoben werden mußte und Peutinger mit hoch emporgehaltenen Armen die Aufregung und den Wirrwarr, den die Reisevorbereitung im Hause verursachte, angedeutet hatte, fragte dieser:

„Wer reitet denn heute auf Venedig?"

„Hans Pfister!" berichtete der Rath.

„Ein fürsorglicher Bote! Der beste des Baptista Taxis! War in alten Tagen auch ein wackerer Kriegsknecht, der seine Klinge weidlich führt! Der Bi-

schof stellt dem Führer — wie viel Reiter heute zum Geleit?“

„Deren mehr als der Brauch! Vier!“

„Das ist brav vom Schwangauer! Ihr seht, wie Ihr geachtet seid!“

Der Rath lächelte. Peutinger kannte die Späne, die sein Freund mit dem Rath der Stadt über die Besteuerung hatte und wie sehr ihn etwaige Beweise von Nichtachtung verdrießen konnten. Der Schwangauer war Heinrich von Schwangau, Marschall des Bischofs, der in der Pfalz am Dom wohnte und über die Reisige des Stifts die Obhut hielt.

„Und von Füßen aus? Durch das böse, von Landsknechten, Zigeunern und allerlei Wildlingen, die immer noch — sollte man's glauben! — aus dem Bauernkriege stammen, geplagte Tirol?“ fragte Peutinger fürsorglich.

„Für Tirol bekommen sie Empfehlungsschreiben an den Herrn von Salamanca!“

„Grafen von Ortenburg! Von Ortenburg!“ fiel Peutinger berichtigend ein. „Wißt Ihr noch nicht, wie sich der spanische Herr, der Statthalter in Innsbruck, seit einigen Wochen schreiben darf?“

Der Rath erfuhr da sogleich etwas Neues. Eine Thatsache aus Peutinger's noch immer gangbaren Verbindungen. Der Statthalter von Tirol war ein Spanier, den sich Erzherzog Ferdinand, der neue Ungarn- und Böhmenkönig, der noch nach seinem Bruder Karl deutscher

Kaiser zu werden hoffte, aus Madrid mitgebracht, als er vor elf Jahren in Deutschland eintraf, um die ihm schon in frühster Kindheit verlobte Schwester des Ungarnkönigs Ludwig zu ehelichen, der denn seinerseits am gleichen Tag seines Schwagers Schwester Maria, also ebenfalls seine Schwägerin, ehelichte. Peutinger selbst hatte diese Doppelverbindung, des kinderlosen Kaisers Max höchste Freude, durch Rath und That fördern helfen. Während Ferdinand in Wien eifrig über den sichern Besitz Ungarns und Böhmens und ebenso über die Anwartschaft auf die deutsche Kaiserkrone wachte, regierte Salamanca in Tirol. Der spanische Herr hatte die Provinz in großer Verwirrung, hervorgerufen durch den Bauernkrieg, angetroffen, diese, nach damaliger Weise, mehr mit Strenge als Milde geordnet und jetzt von Ferdinand und seinem Bruder, dem Kaiser, die Erlaubniß erhalten, sich den Namen eines bekannten deutschen Grafen anzueignen, der es gewagt, auf bairischem Grund und Boden, dicht in der Nähe der alten Bischofsstädte Passau und Salzburg, demnach diesen wie zum Trotz, das Evangelium zu bekennen. Alte Rechtstitel der Grafen von Ortenburg auf kärntnerische, dem Erzhaus Oesterreich zugefallene Besitzungen gaben der Hofburg in Wien einen Scheingrund, auf diese Art den bairischen Grafen Joachim von Ortenburg, dem schon seine eigenen Landesherren genugsam zusetzten, auch ihrerseits ihre Ungnade fühlen zu lassen.

Der Rath hörte mit besonderer Spannung auf denjenigen Theil in der Erzählung Peutinger's, der ein vom er=

starkenden Fürstenwesen immer mehr angefochtenes Recht des Kaisers, Lehen und Eigenthum zu übertragen, in helles Licht stellte. Dann erwähnte er nachdenklich, daß auch die Bischöfe von Brixen und Trient, durch einen Brief des augsburger Bischofs aufgefordert, versprochen hätten, für die diesmalige „Ordinari", wie der Postreiter und sein Anschluß genannt wurden, ein stärkeres Geleit aufzustellen, als sonst zum Schutz der venediger Post gewährt wurde. Nebenher wurde erwähnt, daß ein zuverlässiger Diener des Contors, Ottheinrich Stauff geheißen, die Knaben begleiten und sie in Padua bei einem Doctor Johann Muslerus, einem deutschen Pensionshalter, unterbringen würde.

Peutinger lebte so in den gelehrten Beziehungen, die ihm durch diese Reise nach Venedig und Padua in die Erinnerung traten, daß seine Gedanken nur auf den Briefen hafteten, die der kleinen Karavane mitgegeben werden sollten.

„Allen", sagte er, „habe ich darin Eine Kunde mit den nämlichen Worten geschrieben — was wir über unsers herrlichen Desiderius Tod in Erfahrung gebracht haben —!"

Paumgartner antwortete diesen trauernd gesprochenen Worten mit einem tiefen Seufzer. Er galt dem gleichen Schmerz über den Hingang des Erasmus.

„Manuzzi hab' ich gerathen", fuhr Peutinger, die Erneuerung der Klage um den großen Verlust abbrechend, fort, „sich trotz der schönen baseler Ausgabe des Tacitus, die wir Beatus Rhenanus verdanken, nicht von seiner Edition abhalten zu lassen. Denn die Venetianer

bringen doch sicher wieder etwas Neues. Selbst für die Germania, die freilich so ganz nur uns Deutschen zugehört."

Die „Germania" des Tacitus war Peutinger's Lieblingstudium.

„Entdeckten sie nur endlich die fehlenden Bücher der Historien und Annalen!" fing der kaiserliche Rath zu plaudern an, in Gedanken verloren und offenbar mit andern Dingen beschäftigt, als von denen er zu sprechen begann.

„Es wird kommen!" sagte Peutinger. „Irgendwo liegen sie noch verborgen, in einem spanischen oder einem britannischen Kloster! Ich wette, in Afrika werden noch einst von irgendeinem alten Codex des Koran die Suren abgewischt und das sechste Buch der Historien tritt leuchtend zu Tage! Oft wird freilich noch der Zufall gedankenlos vorübergehen, bis sich das Werkzeug der göttlichen Vorsehung findet. Habent sua fata libelli. Dessen hab' ich mich recht zu erinnern, wenn ich jetzt an Tirol, an Füßen, Innsbruck und den Ritter von Schwangau gemahnt werde —!"

Peutinger berichtete ein Erlebniß, das sein Freund und Gevatter noch nicht kannte. Offenbar durch die Erhebung des Salamanca zum Grafen von Ortenburg, durch die Erwähnung des kürzlich erfolgten Abscheidens des Erasmus und die vor ihm liegenden Empfehlungsbriefe zerstreut, ließ er Peutinger'n seine gewohnte Redseligkeit ununterbrochen hingehen.

„Seit langen Jahren", erzählte dieser, „hatte ich von den erlauchten Grafen von Werdenberg die Auffor-

derung erhalten, ihre Schlösser zu besuchen und ihre alten Bücherschätze durchzusehen. Peutinger, Peutinger, warum kommt Ihr nicht endlich einmal nach dem Geyerstein, meinem Schloß in Tirol! hieß es beim seligen Grafen, wenn er mir einen alten Thurm schilderte, wo in einer Kammer uralte Schriften aufgehäuft liegen sollten seit Menschengedenken, Pergamente, entnommen aus den ältesten Burgen, so der Werdenberger Vorvordern im Prättigau, Engadin und Veltlin zerstört haben, aus Klöstern in Welschland, wo die Landsknechte manches werthvolle Scriptum zu Gelde machten. Wol die zwanzig Jahre hindurch hatte mich noch der alte Herr, Gott hab' ihn selig, zum Besuch aufgefordert. Und so machte ich mich denn endlich vor zwei Jahren, als ich Freiheit von meinem leidigen Zipperlein und die größere von meinem Amt bei der Stadt gewann, auf den Weg. Komme voll Hoffnung und immer dabei auch — gewiß! — an die mit Claudius Civilis abbrechenden Historien des Tacitus und die erst vor wenig Jahren wiederaufgefundenen herrlichen Annalen denkend, nach Füßen — fauces Alpium. Dort stärke ich mich recht im Anblick der alten Vierburg Hohenschwangau, die unter den Welfen und Hohenstaufern so glorreiche Zeiten gesehen hat, reite bald diesseit, bald jenseit des strudelreichen, an seinen Ufern von den Fußtapfen des heiligen Mang geweihten Lech, komme an die ehrenberger Klause, deren Pflegamt Euer Vater selig so viele Jahre hindurch als Kaiser Maxens Ehrenamt neben seinem großen Kaufhause

und so vielen Stadtämtern herrlich verwaltete, und denke nun: Das gottgesegnete Land Tirol und die Feste Geyerstein machen deine glücklichsten Träume wahr! Peutinger, Peutinger, warum kommt Ihr nicht endlich einmal auf mein Schloß Geyerstein, wo ich einen Thurm hab' und in dem Thurm eine Kammer und in der Kammer eine alte Truhe —! Hei! So süß klang mir's schon seit zwanzig Jahren ins Ohr. Da, als ich schon beim Kloster Stams bin, schon mit meinen Reisegesellen, die ich mitgebracht, einem Schreiber aus dem Sanct-Ulrich — ein Schüler war's des wunderbaren Kalligraphen Lienhard Wagner daselbst — zween Benedictinern, die mir der Abt von Sanct-Mang in Füßen, der gute Hans Genzinger, mitgegeben, vortrefflichen Briefmalern, die im Entziffern der ältesten Handschriften wahre Hieroglyphendeuter waren, einigen Mannen von der ehrenberger Klause, die erwarteten Schätze im Geiste vor mir sehe, reitet ja ein gewaffneter Knecht, in Staub gehüllt, spornstreichs die Landstraße daher! Die Reisige erkannten schon von weitem die Farben des Reiters als die gräflich Werdenbergischen. Halt da! rufen wir. Wohinaus des Weges —? Der Reiter berichtet uns athemlos, Schloß Geyerstein sei in dieser Nacht ein Raub der Flammen geworden. Wie? rief ich entsetzt, der Geyerstein —? Ja, hieß es, der ist vom obersten Thurmrand bis zum untersten Gewölb niedergebrannt —! Sprengt der Knecht davon und läßt sich nicht weiter halten. Ihr könnt Euch denken, Gevatter, wie ich erbebte und im Schose Gottes ordentlich da die ganze Welt begraben sah! War der

Geyerstein noch eben in der Welt und nun war er es nicht mehr! Vor den Augen schwindelte mir's wie stockfinstere Nacht — die ewige Nacht, Freund, aus der wir nur noch durch die Posaune des Gerichts geweckt werden! Wohl! Wohl! Da werden einst alle verlorenen Bücher wieder aus den Gräbern erstehen! Nie hab' ich des Menschen gemessene Weisheit, all unsers Witzes jähes Ende so erkannt wie dazumal, als ich ruhig umkehren mußte und dem Knechte nachschaute, der hinterwärts Hohenschwangaus zu seinem Herrn auf München zu ritt, wo er sich grade befand!"

Der Rath bezeugte seinen Antheil an einem Vorfall, der den Erzähler noch jetzt erschütterte. Seine Aufmerksamkeit war aber wiederum nur an einem Einzelmoment desselben, jetzt mit noch gesteigert gewecktem Nachdenken, haften geblieben, als vorhin bei den kaiserlichen Rangerhöhungen und dem Tod des Erasmus. Hätte Peutinger schärfer beobachtet, so würde er haben bemerken können, daß der Rath bei Erwähnung der alten Vierburg Hohenschwangau die ohnehin schon kleinen und zusammengedrückten Aeuglein vollends zuspitzte, sie ganz schloß und sie erst allmählich wieder blinzelnd, ja lauernd öffnete.

Peutinger hielt diese forschende Miene harmlos aus. Er war, wie alle, die viel zu sagen und in der Regel Gutes zu sagen wissen, durch die Hörer, die sie reden lassen, verwöhnt und fuhr auch jetzt fort:

„Alle hatten wir damals Thränen im Auge. Denn

selten ward eine so hohe Freude so bitter vergällt! Mir selbst war es nun gradezu, als wären mir die Sibyllinischen Bücher verbrannt, die ich zwanzig Jahre lang zu kaufen versäumt hatte! Ganze Geschlechter sah ich, die einst gelebt hatten und nur auf den Erzähler ihrer Geschichten, dem sie die Kunde davon zuraunen wollten, warteten! Nun war alles unbarmherzig niedergemäht. Ja, lacht nicht! Märtyrer, die man unschuldig hingerichtet, schienen mir ohne Entlastung geblieben! Verleumdete, die ihrer Unschuld Beweise in der Hand hielten, ohne Rechtfertigung! Gottes Finger, oft so ersichtlich aus der Höhe herabwinkend und hier offenbar durch Gottes Mund zwanzig Jahre lang verkündigt durch ein: Peutinger, Peutinger! Kommt Ihr denn nicht endlich einmal auf mein Schloß Geyerstein in Tirol! Da hat's einen alten Thurm — durch menschliche Verblendung unbeachtet gelassen! Nun stand mir's für unverbrüchlich fest, in dem alten Thurm lagen als Einbanddeckel unnützer Legenden und Breviarien nicht nur die hundertunddreißig Tragödien des Sophokles, von denen wir nur ihrer sieben bewundern können, auch die Geschichte der Lombarden, die so außerordentlich dunkelt, die Chronik der Welfen, die noch nie ein Forscher in ihrem wahren Ursprung, der Manchem bis an den Anfang der Tage geht, aufgehellt hat — alles, alles war durch meine Schuld verloren und vergessen!"

Der Rath lachte und fiel ein:

„Ei, tröstet Euch, Gevatter! Solche Erfahrungen sollen uns lehren, auf den Jüngsten Tag mit christlichem

Glauben hoffen! Was wär' es denn auch, wenn wir schon alles wüßten! Selig die, die da nicht wissen —!"

Nun legte der Rath die Briefe in die für Ottheinrich schon bereit liegende lederne Tasche und ließ dabei wie völlig sorglos die Frage fallen:

„Ihr wart im vorigen Jahr auf Hohenschwangau?"

„Nur ein Stündlein", antwortete Peutinger. „Ich brachte Grüße an den Ritter Jörg von seinem Bruder, dem Marschall, unserm Nachbar, und vom Bischof die Mahnung um sein Amt in Zusmarshausen, das er durch einen Verweser führt. — Die Abbatissin von Schönenfeld, die sich noch immer nicht vom Bauernkrieg erholen kann, vermißt da eine starke Hand. Freilich haben ihm die Lust am Vogtiren Gicht und Alter vertrieben."

Wieder forschten Baumgartner's Augen, ob etwa sein Besuch bei diesen Worten irgendetwas Besonderes in den Mienen verrieth. Diese blieben harmlos. Und Peutinger war sonst nicht der Mann, der ein Interesse, das seines Wissens der Rath an Hohenschwangau hätte nehmen sollen, würde unbesprochen gelassen haben.

„Um die Historien des Tacitus thut es mir leid", sagte dieser, wie auf ungefähr das erste beste zur Unterhaltung ergreifend, damit er seine Freude nicht verrieth, daß Peutinger, der doch noch mit so vielen Vorkommnissen des täglichen augsburger Lebens im vertrautesten Zusammenhang stand und namentlich mit den Fuggern unausgesetzt verkehrte, hinter seinem Fragen nicht etwas Auffallendes gewittert hatte. „Tacitus ist Euer Lieblingsautor! Aber

die Historien, soweit wir sie besitzen, brechen jetzt an einer Stelle ab, wo ich Euch gestehe, daß die Meisterhand, so die ersten Bücher des ehrwürdigen Werkes geschrieben, nicht wiederzuerkennen ist."

Peutinger zog staunend die Lider seiner hellen Augen in die Höhe.

„Ja, ja", fuhr Paumgartner, frisch im Zuge bleibend, fort, „in der Schilderung des Civilis, in dem Bild der Veränderung des Römischen Reichs durch die neue Herrschaft der Flavier erkenn' ich nicht mehr die Größe unsres Tacitus! Nicht nur, daß die Theilnahme des Lesers" (der Rath griff nach der Folioausgabe des Beatus Rhenanus) „mit einer recht entmuthigenden Ungewißheit, wofür sie sich hier einigermaßen erwärmen soll, hin- und herschwankt und das Licht der Darstellung trübt, wie es mir beim neulichen Wiederlesen ersichtlich wurde, es rächt sich auch durchweg die kranke, milzsüchtige, an allem Ueberdruß empfindende Gesinnung des sonst so erleuchteten Scriptors. Gewiß! Jene Zeiten waren die schrecklichsten, von denen je die Erde heimgesucht wurde — was ist trauriger, als durch den Drang, sich zu vervollkommnen, nur desto mehr zum Untergang bestimmt zu werden, durch Auszeichnung nur desto zugänglicher für das Schwert des Henkers —"

„Immer ist's noch so und es wird noch trüber werden", schaltete Peutinger ein, ohne daß er durch den Ton, in welchem er seine Worte sprach, schon sein bereits ersichtliches Entsetzen vor des Freundes humanistischen Ketzereien ausdrücken wollte.

„Aber Euer Lieblingsautor", fuhr Baumgartner fort, „bietet auch nicht eine Stelle, wo man sich bei ihm mit Hoffnung auf bessere Zeit erholen könnte —."

„Nicht in Utica?!" rief Peutinger mit begeistert leuchtenden Augen und wollte sagen, wer wie Cato und Tacitus dächte, fände durch ein Aufgehen in einer höhern Weltordnung Trost und Erhebung.

„Wenn die Geschichte uns lehren soll, den Tod höher zu schätzen als das Leben, dann habt Ihr recht", entgegnete der Rath, dem eine solche Schwärmerei für seine Lebensauffassung nicht nach Geschmack war. „Nein, ich bin gewiß, Tacitus würde uns in den Büchern, die wir nicht mehr besitzen, sogar die Wonne des Menschengeschlechts, das Bild des Titus, verleidet haben! Ich bewundere in seiner Germania die Gerechtigkeit, die gegen die Deutschen geübt wird; warum ist aber in den Historien sein Urtheil über die Führer der Gallier und Bataver so ungerecht! Könnt Ihr leugnen, daß über dem dritten und vierten Buch der Historien ein Nebel liegt, der uns wie auf ein schwankend Seeschiff versetzt und den Leser krank macht? Könnt Ihr billigen, daß ein Mann von so großer Einsicht, von so durchdringender Schärfe des Blicks in die Tiefen der menschlichen Seele, die ihm keine jener Vorspiegelungen entgehen ließ, womit wir uns über die Beweggründe unserer Handlungen zu täuschen pflegen, dennoch so verblendet über den Glauben an die Götter, an Wahrzeichen, Opfer, Vogelflug, Naturwunder sprechen konnte? Oft führt er die Erscheinung von Misgeburten

bei Thieren oder ähnliche Vorkommnisse gestörten Naturlaufes mit dem Erbieten an, den Afterglauben, den seine Zeit damit verband, für sein Theil nicht hegen zu wollen; paßt es ihm aber gelegentlich, seine Urtheile über die Menschen und Begebenheiten mit Kälbern, die doppelhäuptig zur Welt gekommen, mit Steinen, die es vom Himmel geregnet haben soll, mit Flammen, die aus der Erde hervorgebrochen sein sollen, in Verbindung zu bringen, so sind ihm auch die Beschauer der Eingeweide ehrwürdige Stützen des Gemeinwesens und die schiefliegenden Rippen eines Opferstiers erfüllen ihn mit Angst und Grausen. Ich erkenne die Kunst der Reden an, welche Tacitus seine Helden sprechen läßt. Oft schon haben sie mich erfrischt durch ihre Mischung von Gefühl und Verständigkeit, insbesondere durch die Klarheit der darin angegebenen Beweggründe, die den Irrlauf der von ihm geschilderten Vorgänge immer wieder wie mit Händen greifen läßt —."

„Aber —?" fuhr Peutinger donnernd und hochgespannt dazwischen und fügte, in seinen Gedanken noch bei dem Tadel über den Aberglauben seines Lieblingsschriftstellers verweilend, hinzu: „Halten wir Christen es denn anders mit unserm Glauben? Nehmen wir nicht auch davon gerade nur so viel, als wir brauchen können?"

„Aber", fuhr Baumgartner ebenso nachdrücklich und auf den Einwand gegen den Aberglauben nicht achtend, fort, „wo bleibt zuletzt die Wahrheit? Wohl weiß ich — Was ist Wahrheit? fragte schon Pilatus. Aber Tacitus gibt dem Unwahren die Ehre. Denn ob es

gleich schön und gefällig anzusehen ist, wenn Dinge, die im Leben und von Natur ungeordnet erscheinen, durch die Kunst geglättet und zierlich aneinandergefügt werden, so will es doch einen wunderlichen Eindruck machen, wenn bei ihm die Menschen Reden halten, die sie nie gesprochen haben und die ihnen nur der Autor in den Mund legt. Soll ich es aufrichtig sagen, so nenne ich nur eins der Werke dieses großen Autors ein ganz vollkommenes —"

„Die Germania!" fiel Peutinger mit leuchtenden Augen ein.

„Nein, das Büchlein vom Agricola", antwortete Paumgartner und holte eine zierliche Ausgabe dieser kleinen Schrift, besorgt von Puteolanus, aus seinem Bücherschrank. Dies Büchlein nenne ich das feinste Kleinod in der Schatzkammer des Alterthums! Denn hier stammt alles von jener Religion, welche auch die meinige ist, von dem Gott, den wir den Unbekannten nennen, dessen Altäre aber in unserer Brust erbaut sind. Ja die Verwandtenliebe ist Gottes Liebe! Im Agricola, wo ein Schwiegersohn einen Schwiegervater vertheidigt, opfert die Pietät am Altar der Penaten! Ein großer Mann, den der Undank belohnt und der dennoch nicht murrt, aushält, bis ihn, unbekümmert um die Kränze des Nachruhms, die Sichel des Todes trifft — was kann zu betrachten erhabener sein? Mit unserer Liebe und unserm Haß stehen wir bei diesem Bilde immer da, wo zu lieben und zu hassen uns wohlthut. Zwei Parteien streiten miteinander, die kleine, oft so bedrängte, aber mannhafte Schaar der

Römer, die sich in Britannien halten soll, und die nicht minder muthvolle und edle der an Zahl überlegenen, doch kriegerisch ungeschulteren Barbaren. Volle Unparteilichkeit, die jedem Recht gäbe in diesen Kämpfen, die Agricola mit gemessenen Mitteln so besonnen durchführt, wird von dem Herzen des Römers niemand verlangen. Aber dennoch wird den Barbaren in so hohem Grade vom Autor Gerechtigkeit gewährt, daß Aehnliches, wie die Rede des Calgacus am Grampischen Berge nie geschrieben worden ist. Sagt es selbst, glaubt man sich nicht unter die alten Trauerspiele versetzt, die Freund Betulejus in der Osterzeit von den Alumnen hier in Sanct-Anna aufführen läßt, wo jeder Sprecher, ob nun die Zinne Trojas seine Heimat und Hektor sein Freund oder Griechenland und Achilles es sind, zum ungehinderten Ausspruch seiner Empfindungen gelangt! Nie ward Wahreres über die Tyrannei der Römer gesagt, als in den Worten, die Tacitus dem caledonischen Heerführer in den Mund legt. Wiederum ist nie Schöneres über die Größe der Römer erwidert worden, als in den Worten, die hierauf Agricola zu seinem kleinen todesmuthigen Häuflein spricht. Gestern noch um Mitternacht, als ich meinem Sohn und dem jungen Zasius den Stundenplan schrieb, den sie an Doctor Muslerus in Padua vorzeigen sollen, blätterte ich im Agricola — und im Grunde muß man alle fünf Jahre solche Kleinodien neu betrachten; nur die fortgesetzte Lebenserfahrung und veränderte Welteinsicht läßt alle darin verborgenen Schönheiten erst recht erkennen. Die Schilderung des nächtlichen

Kampfes am Grampischen Berg, die Mäßigung des Siegers, die Würde, mit welcher Agricola's Bescheidenheit die Undankbarkeit des Kaisers erträgt, zuletzt die dunkle Macht des Verhängnisses, die so viel ohne Murren getragenes Erdenleid ohne eine schon hienieden sichtbare Entgeltung enden läßt und nur den Trost gewährt, den man im zurückbleibenden Kreise gewählter, in gleicher Lage befindlicher Freunde findet — alles das ist herrlich! Mit so ergreifender Macht tritt es vor die Seele des Lesers, daß ich beklagen muß, die gleiche, wohllautende Musika der Schilderung in den übrigen Werken des großen Geschichtschreibers zu vermissen."

Peutinger hatte nach diesem Ausbruch einer Beredsamkeit, welche seinem Freunde selten im Rathhaussaale oder in der Kaufmannsstube, desto zündender aber beim Mahl und im vertrautesten Kreise, dann gleichviel ob unter Freunden oder Feinden, zu Gebote stand, nicht mehr die Absicht ihm zu widersprechen. Seine Gedanken hielten plötzlich an einem Gegenstand fest, auf welchen ihn eine Verbindung der einmal angeregten Vorstellungen gebracht hatte. Er sagte mit leuchtenden Augen:

„Zum Agricola gäb' es kein Seitenstück? Nachbar, die Kunst jedes Scribenten liegt in dem Gegenstand, den er behandelt. Und das sage ich in Bezug auf Euch! Ja auf Euch! Hans Paumgartner von Augsburg! Unsers seligen Erasmus in Hunderten von Abschriften verbreitete Epistola über Euch nenne ich, caeteris imparibus, ein unsterblich Seitenstück zu unsers Tacitus Agricola!"

Paumgartner's Angesicht überlief eine Purpurglut. Abwechselnd öffnete er die Lippen, schloß sie wieder und konnte nichts entgegnen. Die Empfindungen, die ihn bei einer so beschämend angenehm und doch wieder bedenklich und beklemmend und niederdrückend kommenden Bemerkung befielen, konnte er geordnet nicht sofort aussprechen.

Allerdings gab es einen in vielen Abschriften verbreiteten Brief des Desiderius Erasmus, den der gefeiertste Gelehrte seiner Zeit in classischem Latein nicht lange vor seinem allgemein beklagten neulichen Hintritt über Johannes Paumgartner von Augsburg geschrieben hatte. Briefe vertraten in jenen Tagen der noch so wenig vermittelten örtlichen Entfernungen die Stelle der Zeitungen. Man schrieb sie, um sie noch in weiterm Kreise, als nur in dem des Empfängers, bekannt werden zu lassen. Es kam vor, daß Briefsteller ihre Briefe mit dem Bemerken zurückforderten, sie wollten sie dem Druck übergeben. Die anspruchslosesten Gemüther waren im Stande, Briefe, die sie eben abgesandt hatten, mit der Bitte zu begleiten, man möchte davon eine Anzahl Abschriften besorgen und weiter verbreiten lassen.

Als der Rath aus vielen Gründen über dies „Seitenstück zum Leben des Agricola" nur in Bezug auf den Verfasser gesagt hatte: „Have pia anima!" fuhr Peutinger fort:

„Nein, über Frankreich, Welschland, Holland weiß ich, daß der selige Freund, der zu seinem Glück aus dieser immer trüber werdenden Welt geschieden ist, Euern Ruhm in ganz Europa verbreitet hat. Viglius schickte

mir die erste Abschrift dieses an den Bischof von Toledo gerichteten Briefes. Das Gemälde Euers Lebens, das er enthält, verdient in jeder deutschen Stadt aufgestellt zu werden. Sollte nur Spanien, wohin Erasmus diese Schilderung Euers Charakters, Euerer Verdienste um die Wissenschaften, um das Vaterland, um Augsburg geschickt hat, eine solche, in dem trefflichsten Latein geschriebene Verherrlichung eines deutschen Mannes besitzen? Wie kam überhaupt ein Spanier, Don Vergara, zu dieser Ehre, ein Kleinod unter den Werken nicht nur des Erasmus, sondern jeder Literatur zuerst zu besitzen?"

Immer verlegener wurde der Rath, immer mehr schien es, als möchte seine Bescheidenheit oder sonst eine geheime Stelle seines Innern das längere Verweilen bei diesem Gegenstand nicht gut ertragen. Er unterbrach die wohlgemeinten und aus voller Ueberzeugung geflossenen Huldigungen seines Freundes mit einem Griff in eines der Fächer seines Schreibtisches und langte eine Anzahl Briefe hervor, indem er sprach:

„Sehet da die Früchte, die mir dies unverdiente Lob unsers Erasmus, nennt es ein Seitenstück zu seinem classischen Lob der Narrheit, eingebracht hat! Von Salamanca, Avignon, Bourges in Frankreich, Pavia und Padua, Utrecht und Leyden erhalte ich die Bitten von Männern, die nun nicht umsonst von einem Mann gehört haben wollen, der neben den Fuggern und Welsern zuweilen seinen Seckel für den Betrieb der Künste und Wissenschaften öffnet. Werke über Werke bietet man mir

zur Widmung an! Und diesen Brief des Erasmus, der mich nie gesehen hat, der alles, was er auch über mich geschrieben, nur dem guten Zasius in Freiburg verdankt — der treue Freund beeilte sich dem Freunde zu folgen! — habe ich, Diis testibus, mit nichts erkauft, als mit einigen Fäßchen meines in Erbach selbstgezogenen Donauweins, ab und zu mit einem silbernen Becher, der dem Auge des Kenners nicht etwa die Silbertruhen Augsburgs, sondern nur die Silberarbeitskunst unsers guten Meisters Seld vergegenwärtigen sollte."

„Wie!" fiel Peutinger mit unverfänglicher Entgegnung ein, „nicht durch die vielen Wohlthaten hättet Ihr dies Lob verdient, die Ihr schon allein dem trefflichen Zasius erwiesen habt? Nicht durch das, was Ihr jetzt noch nach seinem Tode an den Hinterlassenen des besten der Menschen thut? Uebrigens geht die Saat, die auf solchen Acker gestreut ist, nicht verloren. Amerbach schreibt mir aus Basel Wunderdinge über den kleinen Johann Ulrich. Begleitet er Euern David, so zeigt sich die alte Wahrheit auch hier wieder bestätigt, daß sich mit Gottes Beistand jede gute That durch ihre natürlichen Folgen belohnt. Sein Umgang wird David von hohem Nutzen sein."

Von dem abwechselnd erfreulichen, in manchem, aus Gründen peinlichen Eindruck der jedenfalls für seine heutige Stimmung zu behaglich ausgesponnenen Unterhaltung wurde der kaiserliche Rath durch das Eintreten einer hagern, ehrwürdigen Matrone befreit.

Es war Frau Felicitas, seine Mutter. Auch sie stand

seit Jahren Peutinger'n wie schwesterlich nahe. Er sowol wie Peutinger's gelehrte Gattin, eine Welser, hatte Felicitas Rehlinger nie empfinden lassen, daß sie nicht Latein sprach und schrieb, wie die Gevatterin, keine Tochter hatte, die mit vier Jahren schon den Kaiser mit einem lateinischen Gedicht begrüßen konnte, keine, die wie Constantia Peutinger, vor dem versammelten Reichstage den nunmehr auch schon dahingegangenen Ulrich von Hutten in lateinischer Sprache anreden und mit dem Dichterlorber krönen konnte — Frau Peutinger und ihr Gatte schätzten an Räthin Baumgartner ihren angeborenen Geist, ihre Klugheit, Welterfahrung, vor allem ihre weise Wirthschaftlichkeit und den guten Willen, den sie für die Erziehung ihrer Enkel bewies.

Geschäftig und wie in fliegender Eile trat die Matrone ins Zimmer und schien erst jetzt des Gevatters Anwesenheit zu bemerken. Ihr Sohn erkannte sogleich, daß die kluge Mutter nur gekommen war, um ihn von einem Besuch zu befreien, der ihn für den heutigen Tag allzu lang aufhielt, ja ihm vielleicht auch verfänglich wurde bei dem Reichthum an Thatsachen, von dem sie wußte, daß sie gerade heute den Sohn beschäftigten. Denn nur zu oft hatte sie erlebt, daß ihr Sohn bei solchen eiligen Zwiesprachen Mittheilungen fallen ließ, die hintennach von ihm bereut wurden, zumal Aeußerungen, Peutinger'n anvertraut, dessen ausgedehnter Briefwechsel jede Thatsache bald in Umlauf brachte. Verfiel auch Peutinger nicht, wovor ihn Würde und Tiefe der Bildung bewahrten, in die

Unsitte gefallener Staatsmänner, daß sie sich durch eine schadenfrohe Verwirrung der nach ihnen gekommenen Zustände, durch Verhetzung der nach ihnen aufgetauchten Personen, an einer Zeit zu rächen suchen, die ohne sie fertig werden zu können glaubt, so fand doch seine emsige Betriebsamkeit und abgeneigte Misstimmung immer noch reichlich Gelegenheit, wenn er wollte, sich zum Nachtheil aller ihm über den Kopf gewachsenen Verhältnisse zu äußern — sein eigener Sohn sogar unterließ es, dem Vater Einblick in die ihm amtlich ertheilten Aufträge zu geben. Peutinger scherzte gelegentlich selbst darüber, daß er nur noch wüßte von ausgegrabenen Münzen, Urnen und Sarkophagen zu erzählen.

„Nachbar, Nachbar", sagte die würdige Frau, die in ihres Sohnes Statur nicht das eigene Abbild, sondern das seines Vaters wiederholt sah, ihn aber eben um deshalb mit um so wärmerer Liebe umschloß, „Nachbar, Ihr verzeiht — wir haben heute seit Jahren den unruhigsten Samstag —! Alter, wandte sie sich zum Sohn, „du vergibst schon, daß ich unten thue, als wenn ich das ganze Haus umkehren wollte, jedes Ding anfasse und mich frage, ob's die Jungen vielleicht für Italien brauchen könnten. . . . Es haben sich drüber mehrere Besuche von der Stiege wieder umgewandt. So die brandenburgischen Gesandten aus Onolzbach. . . . Auch der neue Stadtschreiber, Herr Georg Frölich, war da. Ei, das ist ein lustiger Mann, Euer Nachfolger, Gevatter! Gar nicht so leidig, so kirchhöfisch, wie Ihr jetzt geworden seid mit allen Euern

Särgen und Aschenhafen! Sie machen ihre Besuche ein andersmal."

„Zu den brandenburgischen Gesandten wollte ich eben selbst gehen!" sagte ihr Sohn, während Peutinger auf die genannten Namen aufhorchte.

Die Matrone, die um ihr graues Haar eine enganliegende, schwarze Seidenkappe trug, um ein ebenfalls enganliegendes, aber faltenreich gelegtes Kleid einen Gürtel von buntgesticktem Leder mit einer herabhängenden, mächtigen Tasche daran, legte ihre beiden Arme über ihr dunkelbraunes Kleid und deutete, indem sie ihre schlanke, vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt gleichsam prüfend übersah, mit dieser Geberde an, daß sie zum Begrüßen von Besuchen äußerlich selbst gar nicht angethan wäre.

Da merkte denn Peutinger, daß er unbequem war. Er hatte mit einigem Verdruß den Namen seines Nachfolgers nennen hören und konnte sich nicht versagen, ein Homo novissimus! vor sich hinzumurmeln.

Jetzt griff er nach seiner Kappe und schickte sich an zu gehen.

„Die Mutter thut", sagte der Rath, „als wenn die Jungen in Welschland erfrieren, verhungern, vor Durst umkommen könnten und als ob dort keine Kleider, keine Schuhe mehr zu finden wären —"

„Ei, ist es denn nicht wahr", entgegnete die Matrone mit einem satirischen Lächeln, das ihr von Furchen durchzogenes Antlitz anmuthig belebte (es war jenes Lächeln, das sie ihrem Sohn vererbt hatte), „ist es denn nicht

wahr, daß es selbst der Papst in Rom nicht einmal bis zu einem ordentlichen Paar Stiefeln, sondern nur bis zu Pantoffeln hat bringen können?"

Der Respect vor Paul III. war selbst in den Kreisen, die sich noch nicht von der alten Kirche lossagen mochten, so gering, daß an einem solchen Scherz über den herrschsüchtigen, weltlichen, sogar mit Kindern gesegneten Alexander Farnese nichts Anstößiges gefunden wurde.

Peutinger zumal, dessen Gedanken noch bei seinem zweiten Nachfolger — der erste hieß Hack — verweilten, belachte den Einfall weidlich. Er, der ja sonst in voller Entschiedenheit mit Luther gegangen war, hatte erst in neuerer Zeit in seinem Eifer nachgelassen, ohne darum die Hoffnung auf ein allgemeines Concil, das die Parole aller Männer der „richtigen Mitte" geworden war, aufzugeben.

Peutinger würde nun, noch einmal auf die mitgebrachten Briefe zeigend und mit den Worten: „Die Jungen sind unten? Ich gebe ihnen noch einen Kuß und meinen Segen!" gegangen sein, wenn nicht plötzlich Philippine Welser und Jakobine Jung durch die vordern Zimmer dahergerannt gekommen wären und ausgerufen hätten:

„Schaut, schaut doch! Auf der Gassen — da kommen die Leut'! Sie bringen wieder Pfaffen!"

Der Rath, seine Mutter, Peutinger wurden dadurch veranlaßt, sich nach vorn zu begeben und einem hörbar gewordenen Stimmengemurmel zu lauschen.

Gundula, die sich weit über die Brüstung des geöffneten Fensters lehnte, rief:

„Und der Stauff führt ja die Pfaffen! Ei, seht doch! Seht! Sie gehen nebenan ins Colleg!“

Und kaum hatten sich die Kleinen vom wirklichen Einbiegen des Volkshaufens in die zum benachbarten Sanct-Annencolleg führende schmale Gasse überzeugt, als sie auch schon davonrannten, um von einem bequemern Standpunkt aus diese interessante Begebenheit mit anzusehen.

Zögernd stand Gundula.

„Was ist das nur?“ sagte die Großmutter mit zurückkehrendem Ernst. Sie bemerkte mit Unmuth, wie ihre Enkelin bald weiß, bald roth und plötzlich still wurde, auch den Kindern nicht folgen mochte, obgleich die Großmutter gesagt hatte:

„Schau nach ihnen —!“

Durch die von den Kindern offen gelassene Thür trat wieder des kaiserlichen Raths Leibdiener, Hans Schneehuhn, ein und meldete, was sich begeben. Sowol den Aufstand bei Sanct-Ulrich wie die Entweichung zweier Benedictiner, die Begleitung derselben in die für solche Fälle offen stehende Herberge zu Sanct-Anna. Alles das hatte er auf seinem Heimgang vom Rathhaus bereits in Erfahrung gebracht.

Da vom alten Diener nicht sogleich erklärt werden konnte, wie Ottheinrich Stauff zu dieser Begleitung gekommen war, so ging jetzt Frau Felicitas selbst den Kindern nach, um sich nach dem Zusammenhang dieser Vorfälle zu erkundigen. Sie bemerkte auf der Stelle, daß ihr Sohn über die Zusammennennung seines jungen Buch-

führers, den er heute in nur durchaus anderer Verbindung im Kopfe trug, mit kirchlichen Straßenvorfällen seine dunkeln Augenbrauen unwillig zusammenzog.

„Geht es nun auch bei den Benedictinern an?“ sagte Peutinger kopfschüttelnd, lehnte sich zum Fenster hinaus und übersah die Menschenmasse, die sich durch die enge Gasse in den Hof des Collegs drängen wollte. Wer wäre denn da des wahrhaft kaiserlichen Himmelreichlebens überdrüßig geworden?“

„Pater Udalrich und der Koch!“ schnarrte eine heisere Stimme von einem neuen Ankömmling, der bereits im Nebenzimmer ausführliche Erläuterungen über den Lärm zu geben angefangen hatte.

Es war der vertraute Secretär des Raths, der von dem berühmten, jetzt schon verstorbenen Schreibmeister, Pater Lienhard Wagner (noch jetzt besitzt man Denkmale seiner wunderbaren Kunst und Hans Holbein's Contrafetzung seiner Gesichtszüge) auf Anordnung des Raths einst in Sanct-Ulrich Unterricht empfangen hatte und noch einige Kenntniß über die Bewohner desselben besaß.

Laux Beichling berichtete, scheinbar unterwürfig und demüthig, doch zugleich boshaft lachend, was er über Stauff's Verhalten zu dieser Einbringung der beiden Benedictiner in Erfahrung gebracht. Er gab die Erzählung von der Anrede, die Ottheinrich Stauff im Augsburger Pyr an die Mönche gehalten hatte. In den künstlichen Stockungen seines Vortrags lag die eigene Zurückweisung

eines auffallenden und in jedem Betracht, nach des Berichterstatters leicht erkennbarer Ansicht, ungeziemenden Benehmens eines Paumgartner'schen Dieners.

Herr Laux Beichling war ohne Zweifel noch ein ziemlich junger Mann; doch hatte er das Ansehen schon eines Vierzigers. Sein Wuchs war schlank, doch trug er den Rücken so gekrümmt, daß er nur mittel aussah, jedenfalls schien er den Wuchs seines Principals wie aus Höflichkeit nicht überragen zu wollen. Seine Haare waren gelockt und röthlich, seine Gesichtsformen starkknochig, die Haut äußerst glatt rasirt.

Peutinger nahm den Vorfall, wie er eben war, und begnügte sich, einen neuen Beitrag zur Kunde seines so sehr veränderten Augsburg erhalten zu haben. Mit einem einfachen: „Ich kenne doch die Conventsherren alle und weiß, daß die genannten gerade am längsten widerstanden haben wollten — ich will mich erkundigen! —“ empfahl er sich, die sonst gemessene Beweglichkeit seines umfangreichen Körpers ein wenig beschleunigend.

Rath Paumgartner, der heute Ursache hatte, sich so ganz nur alles das zu vergegenwärtigen, was ihm an Ottheinrich Stauff lieb, werth, vertrauenswürdig geworden war, brach in den heftigsten Unwillen aus.

Dennoch hielt er, nach einigen scharfen Auslassungen über die Zuchtlosigkeit des weltlichen Regiments und die Anmaßung junger, unreifer Menschen, die sich berufen glaubten, in den Gang der Begebenheiten einzugreifen, mit seines Aergers voller Kundgebung inne; denn er hatte zu

sehr das Bedürfniß, den jungen Mann, dem er so viel Vertrauen schenkte, hoch und aufrecht zu erhalten. Sein heftiges Temperament hatte er in solchen Fällen zu beherrschen gelernt. Nur, wer ihn verstand, wie Laux Beichling (auch dieser war seines Zeichens nur ein Handlungsbeflissener und nur infolge mancher Kenntnisse und seiner guten Handschrift wegen vom Contor in die nähere Vertraulichkeit des Principals gezogen), erkannte sofort, was nun noch alles mit dem unruhigen Hin- und Hergehen des Raths, mit dem stillen Horchen nach der Seite des Hofes zu, mit dem Oeffnen des in den Hof führenden Fensters, mit dem nach unten hinausgerufenen heftigen: „Ist denn auch das Hausthor geschlossen?“ gesagt sein sollte.

Gundula hatte sich allmählich langsam und still entfernt.

Die Mutter des Raths kam zurück und zeigte sich sogleich als die kluge Frau, die sie zeitlebens gewesen. Mit einer der ihr eigenthümlichen Geberden, womit sie Gleichgültigkeit ausdrücken wollte, ließ sie, obgleich sie zitterte, den gekrümmten Zeigefinger der linken Hand rasch über die hintere Fläche der linken Ohrmuschel gleiten und kam, wohl wissend, wie ihr Sohn diesen Vorfall von seiten eines Untergebenen und noch dazu an diesem heutigen, für den jungen Mann so ehrenvollen Tage aufnahm, auf die Komödie, wie sie es nannte, wie auf das Gleichgültigste von der Welt nicht mehr zurück, warf im Gegentheil dem lauernd auf den fernern Erguß des herrschaftlichen Unwillens harrenden Beichling einen Blick zu, der über seine

alleinige Deutung durch ein „Packe dich!“ keinen Zweifel lassen konnte, und sagte, als der hämische Angeber das Zimmer verlassen hatte, zunächst sogleich auf anderes übergehend:

„Es war dir doch nicht unrecht, daß ich den alten Umstandskrämer fortgeschafft?“

„Peutinger'n?“ fragte der Sohn, aus seinen unmuthigen Gedanken zerstreut erwachend.

„Du hast den Kopf voll!“ antwortete die Mutter und schüttelte lächelnd den ihrigen. „Ich hörte an der Thür, daß Ihr wieder in den Kellern saßet und Scherben ausgrubt! Wo ist heute dazu Zeit! Ich kam, um ihn auf gute Art fortzubringen. Willst du noch ausgehen? Wir speisen zur bestimmten Stunde, wie du der armen Jungen wegen gewollt hast. Schneehuhn war auf dem Rathhaus. Hast du den Schwur angesagt?“

„Den Schwur? Wie würde ich!“ beruhigte der Sohn die Mutter, die ihre letzte Frage mit einiger Befangenheit ausgesprochen hatte; denn einen Schwur über dunkle und schwer zu bestimmende Dinge zu leisten, hatte zu allen Zeiten, aber damals mehr als je sein Bedenkliches. Sie lebten in einer Stadt, wo für jede nur irgend durch einen Fehltritt den Menschen geschürzte Schlinge die Hände nicht fehlten, sie schnell und ohne Ansehen der Person mit Hülfe der strengsten Gesetze zuzuziehen.

„Isch recht!“ sagte sie im schwäbischen Ton. „Eure Red' sei Ja, Ja! Nein, Nein!“

„Ich gebe in die Steuer, was die Fugger zahlen, achthundert Goldgulden!“ erklärte der Sohn und trom-

melte dabei auf die farbigen Fensterscheiben, die in zierlicher Mannichfaltigkeit der Formen, mit silberhell polirtem Blei gefaßt, goldene und bunte Lichter ins Zimmer warfen.

Ein Bedenken, ob diese hohe Summe auch den wirklichen Vermögensverhältnissen ihres Sohnes entsprach, befiel die Mutter nicht. Sie erkannte mit Wohlgefallen die freiwillige Gleichstellung mit den Fuggern, erkannte vor allem, wie ihren Sohn derlei Entschlossenheit froh und behaglich stimmte, und ließ das ihr eigene, kurze, leise, aber aus befriedigtem Herzen kommende Wort hörbar werden: „Isch recht!“

Der alte Schneehuhn berichtete inzwischen, daß die Menschen sich zu verlaufen angefangen und die Mönche im Colleg ihre Unterkunft gefunden hätten. Die Oeffnung einer Seitenthür des Gartens, durch welche man in den Hof des Sanct-Annenconvents gelangen konnte, würde, auf Anordnung „des jungen Fräuleins“ (Gundula war gemeint), dem jungen Ottheinrich Stauff erleichtern, sich der Neugier des Volks zu entziehen.

Auch Laux Beichling kam zurück und bestätigte, was schon zuvor von ihm als Vermuthung ausgesprochen war, daß der eine der beim Rector Untergebrachten der Koch des Klosters, der andere der Herborist desselben, Pater Udalrich, wäre.

„Ja“, fügte er mit hämischem Lächeln hinzu, „von einem der Fugger'schen hörte ich, daß unser Diener Stauff am Pyr auf offener Straße eine Predigt gehalten hat,

welche die Ordensleute, die, wie der Fugger'sche sagt, schier Lust bezeugten, in ihr Kloster wieder umzukehren, mit gar beweglichen Worten zum Ausharren beim einmal Begonnenen zu bestärken, zu befestigen, zu ermuntern und zu confirmiren suchte."

Beichling gab da eine Probe des Stils, in dem man sich in jener Zeit als Concipient oder „Briefdichter" auszuzeichnen suchte. Ein Briefdichter mußte einen Begriff durch nicht endende Worte, die immer dasselbe sagten, gleichsam todtzuhetzen suchen. Nur so vermeinte man, für die Behauptungen, die man aussprach, die sichre Bürgschaft eines überzeugenden Eindrucks zu gewinnen.

„Schon in den Handel die Fugger eingemischt!" rief der Rath mit Wiederkehr des alten Unwillens aus.

Auf einen Wink der Großmutter mußten sich Schneehuhn und Beichling entfernen und sich wieder an die Zurüstungen der heutigen Abreise begeben.

„Wie sie ja immer thun!" fiel sie dann ein. „Sie werden den Diener abgeschickt haben mit dem Auftrag, er sollte sich an die Mönche machen und die armen Tröpfe mit Geld und Versprechungen wieder in ihren Käfig zurücklocken. Der Stauff ist ein gutes, ehrliches Blut! Es ist ihm schon gesagt, daß du ihn lieber erst nach Tisch zu sprechen verlangst. Seine Anwesenheit beim Mahl kann man auch ganz — wenn du es vorziehst —"

„Nein! Nein! Er komme nur —!" sagte der Rath und brach ab.

„Isch recht“, lautete die beruhigte Zustimmung der Mutter.

Konnte sie denn etwas anderes wünschen, als Frieden und Aussöhnung mit dem jungen Mann, dem sie ihren geliebten jüngsten Enkel, die Hoffnung des Hauses, anvertraute —! Um so mehr, nachdem schon der älteste, Johannes, der zweitälteste, Antoni, der dritte, Johann Georg, auf Bahnen wandelten, denen ihr doppelt mütterlich empfindendes Herz nicht mehr mit voller Befriedigung folgen konnte —!

„Wo Beichling nur kann, sucht er dem Bamberger zu schaden!“ sagte sie und wandte sich zum Gehen.

„Die erste Regel eines weisen Regenten“, erwiderte der Rath, indem er endlich, zu ihrer Freude, wieder lachte, „lautet: «Dulde unter denen, die dich bedienen, keine Freundschaften! Trachte vielmehr danach, daß sie sich einander befehden! Oder zieh wenigstens deinen Nutzen davon!» Diese Weisheit ist leidig, aber der Welt Lauf und der Menschen Art haben sie mitsichgebracht. Deshalb laß den Beichling auf seinem Platz und den Stauff — in Gottes Namen denn — auch auf seinem —! Je mehr sie sich befehden, desto fester sitze ich zwischen beiden im Sattel! Doch jetzt genug! Ich habe mit den brandenburger Herren zu sprechen, die vorhin bei uns einkehren wollten. Sie werden Augsburg bald verlassen. Dann zu Tisch! Für die Jungen gehen heute Mittag- und Abendimbiß in Eins hin! Der Postreiter hat es so gewollt. Dann mag um fünf Uhr die Abschiedsstunde geschlagen haben!“

Als die Großmutter ihren Sohn in stattlichstem Aufzug durch den Wirrwarr des Hauses, wo heute Kisten und Kasten durcheinanderstanden, begleitete, war sie froh, daß sich sein Blick nicht rückwärts in den Hof wandte, über welchen soeben Ottheinrich Stauff, begleitet von Gundula, von den Kindern, vom jungen David und seinem Freunde, dem „Häsi", auch vom alten Hauslehrer Rupilius, mehr vor Erschöpfung und Aufregung von ihnen getragen, als auf eigenen Füßen daherkam.

Sie begleitete ihren Sohn, um jede Begegnung mit Ottheinrich für jetzt unmöglich zu machen, bis dicht ans Hausthor und schloß dies selbst hinter ihm zu.

Indem sie mit der Linken über ihr Ohr fuhr und trotzdem, daß sie eigentlich sagen mochte: Ist mein Sohn nicht würdig, des Kaisers rechte Hand zu sein und im Rath aller Weisen der Welt zu sitzen! sprach sie nur ihre einzigen beiden Wörtlein:

„Isch recht!'



Drittes Kapitel.

Die geheimen Aufträge.

„Rechne keiner auf einen Imbiß vor neun Uhr abends! Auch nicht unterwegs! Wer noch ein Anfänger im Reiten ist, hüte sich ja vor einem beschwerten Magen und wenn er Pasteten aus dem Mantelsack langen könnte! Wiederkäuend kann nur ein alter Sattelknopf, wie unsereins, reiten. Junge Leute würden zu Lande seekrank werden!"

Nach dieser am Wertachbrucker Thor von Hans Pfister, dem Taxis'schen Postreiter, beim Ansagen des Vorhabens, ihn begleiten zu wollen, den jungen Studenten gegebenen Anweisung sollten die drei Passagiere reichlich einem Mahl zusprechen, das sogleich Mittag- und Abendatzung in eins verband. Nur so konnten sie, seiner Erfahrung nach, den ersten scharfen Ritt, der sogleich bis Kaufbeuern gehen sollte, aushalten.

Der kaiserliche Rath war lange ausgeblieben. Er hatte die brandenburgischen Gesandten besucht, die am Dom in des Bischofs Pfalz wohnten, obschon sie, wie ihr gnädigster Herr, Markgraf Georg von Brandenburg,

leiblich gute Lutheraner geworden waren. In neuester Zeit hatten aber darum doch manche Annäherungen des Brandenburgers an die kaiserlichen Interessen stattgefunden. Seitdem Sachsen und Hessen durch die Stiftung des Schmalkaldischen Bundes zur Wahrung des evangelischen Glaubens in eine immer schroffere Stellung zum Kaiser gerathen waren, hatten die Brandenburger, ohnehin die an der Spree, die noch römisch geblieben, aber auch jene, die diesseit des Main und der Saale im Frankenlande lutherisch geworden, manchen gewagten Schritt von früher wieder zurückgethan. Den Brandenburgern schien eben doch unvergeßlich zu sein, daß sie, was sie seither gewesen, der besondern Gunst der Kaiser verdankten. Markgraf Georg von Brandenburg hatte bis noch vor elf Jahren, wo die unglückliche Schlacht bei Mohacz an die Türken verloren ging, in Ungarn sowol als Erzieher wie als „Hofmeister" des jungen Königs Ludwig, der in der Schlacht umkam, demnach in jeder Beziehung als Alter Ego des Königs, den stark in der Auflösung begriffenen Magyarenstaat regiert. Waren auch seit dem darauf erfolgten Uebergang der Kronen Ungarns und Böhmens an Karl's V. Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, mancherlei Zerwürfnisse zwischen ihm und dem Hause Habsburg ausgebrochen und hatte Georg, als Nachfolger seines Bruders Kasimir, die gesteigerte Machtstellung, die ihm sein eigener Besitz im Frankenlande gab, seine durch Kauf und Erbanfall gewonnene Herrschaft in Böhmen und Schlesien, seine Vormundschaft über den Sohn Kasimir's, dem einst die Hälfte

des Markgrafenthums zu überlassen war, vor allem seine Anlehnung an einen andern Bruder, der sich aus einem Heermeister des Deutschen Ordens zum erblichen Herzog in Preußen erhoben hatte, schon zum öftern gegen Oesterreich gewendet, vor allem am Reichstag zu Augsburg, wo sich Georg zum vollständigen Bruch mit dem Papstthum bekannte — so waren doch auf der andern Seite wieder mancherlei Einflüsse bei ihm geltend geblieben, die ihn bestimmten, nicht zum Schmalkaldischen Bund zu treten, ja sogar die Möglichkeit offen zu lassen zum Anschluß an eine Liga, die von den Baiernherzogen gegen den Schmalkaldner Bund errichtet werden sollte. Vorläufig hatte Georg seine versöhnliche Gesinnung gegen Kaiser und Reich dadurch bekunden wollen, daß er die Schlichtung eines langjährigen Grenzregulirungsstreits mit seinen Nachbarn, den Bischöfen von Würzburg, Bamberg, Eichstädt, vor allen mit Nürnberg und dem Pfalzgrafen von Neuburg, der Entscheidung des Bischofs von Augsburg, Christoph von Stadion, und seines Domkapitels unterbreitete. Diesen Vorschlag hatten ihm der Kaiser und sein Bruder, der neue König von Ungarn und Böhmen, gemacht und hoch war von ihnen des Brandenburgers Bereitwilligkeit, sich gerade diesem Tribunal zu unterwerfen, aufgenommen worden. Demzufolge befanden sich schon seit Wochen in Augsburg Herr Wolf Christoph von Wiesentau, Hauptmann des obergebirgisch brandenburg-culmbachischen Landes, das einst vielleicht dem jungen, jetzt erst vierzehn Jahre zählenden Neffen

des Markgrafen, dem Prinzen Albrecht, zufiel, falls den onolzbacher Theil Georg behalten wollte, Herr Willibald von Wiersberg, markgräflicher Amtmann zu Rauhenkulm, der juristische Beistand der Gesandtschaft, Dr. Christoph Straß, und als Secretarius der Landschreiber Heinrich Plechschmidt. Bald hofften sie mit dem billigen und gerechten Spruch des Bischofs abreisen zu können. Der kaiserliche Rath, an dessen Wechselstube sie von Nürnberg aus empfohlen waren, hatte diese Hoffnung gefördert, indem er ihre nicht sehr günstigen Geldangelegenheiten mit Uneigennützigkeit ordnete. Ihm lag an dem Einblick in ein buntes Gewirr von höchst subtilen, theils schon im Verlauf begriffenen, theils sich erst noch anspinnenden Staatsverwirrungen, welchen er bei dieser Gelegenheit gewann, vor allem an der Bestärkung einer mit dem Kaiser haltenden und den Schmalkaldnern aus dem Wege gehenden Gesinnung bei den Brandenburgern. Und wenn er auch heute bei seinem Besuch in der bischöflichen Pfalz bemerkt zu haben glaubte, daß in diesem letztern Punkt die Boten des Markgrafen nicht durchaus der Meinung ihres Herrn waren, der allerdings immermehr auf Wien, Brüssel und Madrid wieder zurücksteuern zu wollen schien, wenn ihm auch ferner durch die sofortige Erwiderung des ihm von Georg Frölich, dem neuen Rathsschreiber, heute gemachten Besuchs ersichtlich wurde, daß der bisherige brandenburgische Kanzler Georg Vogler, obschon in Ungnade entlassen, doch die Zügel der brandenburgischen Politik in Händen behalten hatte und auch durch Georg Frölich, der dieses Vogler

Schwager war (er hatte ihn von Nürnberg aus empfohlen), mächtig auf die Gesinnung Augsburgs wirkte, so hatte er doch erkannt, daß Georg von Brandenburg für seine eigne Person lieber mit dem Kaiser gegangen wäre. Georg hatte Güter nicht nur in Böhmen und Schlesien, sondern auch in Ungarn. Einige seiner Brüder, noch eifrige Papisten, bekleideten geistliche Würden und waren nicht die Wege des Bruders in Preußen gegangen. Georg war kaiserlichen Vorstellungen nicht unzugänglich geblieben. An solchen hatte es denn auch der kaiserliche Rath in der bischöflichen Pfalz bei den Gesandten des Markgrafen nicht fehlen lassen. Gelegenheiten, sich in Madrid, Brüssel, Innsbruck und Wien einen Namen zu machen, waren ihm immer willkommen. Schließlich entsprach die kaiserliche Gesinnung auch seiner Ueberzeugung.

Nach dem Besuch bei den Gesandten und bei Georg Frölich, einem geistvollen, scharf erwiedernden und doch vorsichtigen Kopf, war der Rath auf dem Jüdenberg, dem vom Weinmarkt abwärts gehenden, engen Gäßlein, gewesen, wo sein scharfes Auge, waren während der Essenszeit die Schreibstuben leer, zuweilen gründlich in den großen Hauptbüchern sich umzusehen pflegte. Er hatte zu seiner Befriedigung vom wachthabenden Contordiener vernommen, daß der junge Bevollmächtigte, Ottheinrich Stauff, noch bis vor wenig Augenblicken in Thätigkeit gewesen und seine bereits für Venedig erhaltenen Aufträge, soweit ihm dies ohne den Inhalt der Reisetasche, die sich schon beim Rath befand, möglich war, noch einmal mit den An-

gaben der Bücher verglichen hatte. Unterwegs hatte er dann noch manche Begegnung gehabt mit Bekannten, Adligen der Umgegend, die ab und zu in der Stadt verkehrten, angesehenen Kaufleuten, die ihm, wie alles, was man jetzt in Augsburg sah und erlebte, die immer ernster werdenden politischen und kirchlichen Dinge zu Gemüth führten, mit Rathsherren, die den Blick verlegen niederschlugen, eingedenk des Eides, den sie um der Besteuerung willen von ihm verlangt hatten — noch hatte selbst Georg Frölich von seiner Erklärung, die erst an die Bürgermeister hatte gehen müssen, keine Kunde. Auch von dem Vorfall am Sanct-Ulrich war die Rede, ja man kannte bereits die Scene mit seinem Diener und dessen am Thor gehaltene Ansprache. Anton Fugger, der seinem Schwager am Rathhause begegnete, ganz in Trauer gekleidet (sein Bruder Raymund war vor kurzem gestorben), gab ihm den Unmuth, den schon einige der ersten Kaufherren über diese Scene ausgesprochen hatten, nochmals auch seinerseits unverhohlen zu erkennen und beklagte sich, daß der Schwager dergleichen Diener duldete, die — so entstellte schon das Gerücht — aus dem Sanct-Ulrich mit Gewalt zwei Mönche hätten entführen helfen. Da für den Sohn seiner Schwester Anton Fugger ein Interesse an den Tag legen mußte, er auch vom David, der zu dem Ende seinen Oheim heute in aller Frühe schon besucht hatte, bereits Abschied genommen, so wußte er vollkommen, daß es gerade dieser junge evangelische Fanatiker war, der seinen Neffen nach Venedig begleitete. Er machte dem

Schwager deshalb Vorwürfe. Nur die Hinzufügung der Aeußerung, er wüßte allerdings, daß dieser Diener sonst einer der besten auf seines Schwagers Schreibstube wäre, milderte einigermaßen die Aufwallung, in welche der Rath über solche Verweise zu gerathen nicht überwinden konnte. Nicht, daß er den ihn als Chef betreffenden Tadel misbilligte, im Gegentheil, in Wahrheit beunruhigte er sich selbst über die Thorheit seinerseits, also einen so unbesonnenen jungen Mann zu bevorzugen; nur im allgemeinen war ihm jede allzu nahe Berührung mit seinen Verschwägerten peinlich. In der Zerstreuung fragte er Anton Fugger mehrmals, ob sich sein Sohn David vom Oheim empfohlen hätte, was denn dieser auch jedesmal mit einem feierlichen Kopfnicken, das sich der vortreffliche, in gewisser Hinsicht erste Mann seiner Zeit erst seit seiner Erhebung in den Adelstand angewöhnt hatte, bejahte.

Tiefnachdenklich, wie seit einiger Zeit immer, so oft er mit diesem wenig von ihm geliebten Schwager, dem neuen Grafen von Weißenhorn und Kirchberg, zusammentraf, zuletzt sich aber doch allmählich beruhigend, kam Hans Paumgartner zwischen zwei und drei Uhr in die Sanct-Annengasse zurück und warf sich für die Mittagsmahlzeit und den Rest des Tages in eine bequemere Hauskleidung.

Das gewöhnliche Speisezimmer des Hauses lag zu ebener Erde. Fanden ganz besonders große Gastereien statt, so wurden dazu die obern Säle eingerichtet. Aber man konnte sich nichts Einladenderes denken, als schon die vom Hoflicht beleuchtete kleinere Speisehalle unten. Eine Grotte schien

der kleine Saal, so zierlich waren seine Wände mit bunten Steinen, Muscheln und Schneckenhäusern ausgelegt. Das kühlste Wasser plätscherte während des Essens aus Muscheln, auf denen in jeder Ecke des Zimmers kunstvoll aus Metall gebildete Tritonen zu blasen schienen.

Bei Tisch saß dem Rath die Mutter gegenüber, gewohnt, aus dem Auge des Sohnes abzulesen, was ihm begehrens- oder empfehlenswerth erschien, da einen silbernen Becher herablangen zu lassen vom Credenztisch, der mit den köstlichsten Gefäßen, silbernen und krystallnen, mit herrlichen Majolikaschüsseln und florentinischen Speisewärmern, Untersetzern aller Art und Weinkühlern besetzt war, oder dorthin zu winken, daß eine Speise im Kreise noch einmal umgehe und die Gäste durch öfteres Angebot geehrt wurden.

„Vergiß'st du, daß dein Bruder heute abreist und du ihn vielleicht in Jahren nicht wiedersiehst?“ sagte die Großmutter zu Gundula, die Miene machte, sich zu Ottheinrich Stauff zu setzen. Ganz wie zufällig und dennoch nur nach Gundula's Anordnung hatte sich dies so getroffen. Ueber und über erglühte ihr Antlitz. Glücklicherweise konnte daran das Rubin der gemalten Fensterscheiben schuld sein.

Gundula gehorchte und setzte sich zum Bruder. Sie schien weit weniger über die Trennung von diesem zur Trauer gestimmt als über die von Ottheinrich. Letzterer war soeben erst zur Annengasse zurückgekehrt. Die Zwischenzeit hatte er auf dem Contor, hinterher mit Besorgung noch einiger Anschaffungen für die Reise zugebracht.

Ueber den Vorfall mit den Mönchen wurde geschwiegen.

Doctor Rupilius, der links und rechts die jungen paduanischen Abiturienten neben sich sitzen hatte, war ein von Kopf bis zu Fuß, vom Käppchen, das den kahlen Scheitel bedeckte, bis hinunter zu den Schuhen schwarzgekleidetes spindeldürres Männlein, mit einem langen, ziegelsteinartig gezogenen, weißen Kinnbart. Neben seinem Amt als Alleswisser nahm er die Stelle ein, die damals und später an Höfen die Hofnarren bekleideten. Sogleich bei Beginn des Mahles tauchte er seine lange, weiße Bartschaufel in die Suppe, ohne dabei eine Miene seines gravitätischen Antlitzes zu verziehen. In der offenbar mit Bewußtheit durchgeführten Absicht, die zum bessern Genuß eines Mahls willkommene Heiterkeit, trotz des bevorstehenden Abschieds, befördern zu helfen, zog er den Bart wieder aus dem Teller heraus, trocknete ihn, nicht etwa mit der Handzwehle von blendendweißem Linnen, sondern nahm dazu ein Stück Brot, das er dann sorgfältig wieder mit einem ernsten: „Schad' um die gute Mandelsuppe!" in den Mund steckte. Die feinern Begriffe der Wohlanständigkeit waren damals noch wenig ausgebildet. Es genügte, daß Rupilius Gelächter hervorbrachte, wodurch die Peinlichkeit des letzten Mahles vorm Scheiden gehoben wurde.

Der Rath sammelte sich am ersten wieder, und die Großmutter verschaffte ihm Ruhe, als er vor dem ersten Glase, das er an seine Lippen bringen wollte, die Worte sprach:

„So geht denn das junge, grüne Volk da in die weite

Welt hinaus! Das Bäumlein, das aufrecht wachsen will, sagt's Sprichwort, senkt sich nicht zu Boden; die Zweige streckt's hinaus in alle Lüfte. Habe das alles ebenso mitgemacht und nahm von meinem Vater selig ebenso Abschied wie du jetzt, David, von mir —"

Hier unterbrach der dem Gerührtwerden abholde Weltmann, offenbar aus Besorgniß, sich selbst zur selten an ihm erblickten Weichheit zu stimmen, schnell seine Erinnerungen mit den Worten:

„Sprecht ihr aber unterwegs immer nur welsch! Denn in der Fremde ist ein gutes Wörterbuch mehr werth als ein Schwert, sagt ein anderes Sprichwort. Und vergeßt nicht, wie ich aus Erfahrung hinzufügen kann, daß man eine fremde Sprache besser sozusagen in der Küche lernt als auf der Schulbank."

„Gewiß!" fiel Rupilius ein. „Welsche Nudeln wird David früher verschlingen lernen, als die Schriften des Pietro Bembo!"

Was auch hierauf in dieser Art an ernsten Weisungen noch zu geben versucht wurde, das alte trockene Männlein that das Seinige, alles zu ironisiren und die kleine Gesellschaft in guter Laune zu erhalten.

Auch Rupilius war in Italien gewesen und schilderte, was er dort gesehen, mit den größten Uebertreibungen, ohne jedoch die Miene zu verändern und sich irgend im Essen hindern zu lassen.

So, um den etwas behenden, ja schwächlich gebauten David zu necken, die paduaner Studenten. Er schil-

derte sie wie eine Art grimmiger Wölfe, die selbst von der Inquisition des venetianischen Staats, die doch sonst so streng wäre, geschont würden.

„Kein Student in Padua“, sagte er, „darf mit mehr als drei Tagen Carcer bestraft werden und wenn er auch einem zufällig durchreisenden Cardinal seinen Degen durch den Leib gerannt hätte. Einen jungen neuangekommenen Fuchs aber umzubringen, namentlich cisalpinische, die aus Deutschland gekommen, das gilt gradezu einer Wohlthat gleich, die man dem Menschengeschlecht erweist. Wohingegen derjenige sofort aufgehängt wird, der einem seiner Professoren auch nur mit einem Blick einen Esel bohrt.“

Natürlich lachte den Sprecher die kleine Tischgesellschaft aus und Gundula feuerte sogar einige Brotkugeln auf ihn ab. Diese Art der Unterhaltung schien der eigentliche Zweck zu sein, warum der Alte mit bei Tische saß. Kaum, daß er sich vor Gundula's Neckereien duckte. Mit einem Rundblick im Saal und gleichsam mit Vorwürfen an die ab- und zugehende Dienerschaft sagte er:

„Was das diesen Sommer für böse Mücken hat!“

Wieder nahm der Rath das Wort, um die Unterhaltung in ernstere Stimmung zu bringen. Er erinnerte die Mutter an die Zeiten und die nähern Umstände, unter denen seine ältern Söhne, Johannes, Antonius und Johann Georg auf die Universität gegangen waren — er hatte sie alle studiren lassen. Kamen dabei zu trübe Bilder vor sein Auge, vor allem die Erinnerung an seine Gattin, die ihm vor drei Jahren gestorben war,

so lenkte er sofort auf die bei einer Reise im allgemeinen zu beobachtenden, insbesondere aber auf diejenigen Regeln ein, die sich ihm aus seiner eigenen Erfahrung für eine Reise nach Welschland als zweckdienlich ergeben hätten. Er rühmte die Schönheiten Venedigs, schilderte als paradiesisch die Fahrt auf den Lagunen in den dunkeln, schwarzen Gondeln, die schon damals üblich waren, nicht minder die Fahrt auf dem Brentafluß von Venedig nach Padua. Dann erzählte er, was man alles von dem Magister Musler oder Muschler Gutes wußte, bei welchem die jungen Studenten in Wohnung und Kost und eine besondere wissenschaftliche Nachhülfe gegeben werden sollten. Dieser deutsche Landsmann war aus Oettingen im Ries gebürtig und schon in jungen Jahren nach Leipzig gekommen, wo sein Wissen so viel Anerkennung gefunden hatte, daß man ihn trotz seiner Jugend zum Lehrer, in kurzer Zeit zum Rector der Sanct-Nikolaischule, ja zum Rector der Universität machte. „Von Nachbar Betulejus", sagte der Rath, „weiß ich, daß Johann Muslerus, wie er sich schreibt, ein Meister in allen Künsten und namentlich bewunderungswürdig in der Methode ist. Ganz Leipzig, welches doch eine gebildete und für eine Handelsstadt an Gelehrten fast überreiche Stadt ist, hat ihn auf Händen getragen. Groß ist schon die Zahl ausgezeichneter Schüler, die Muslerus, als er selbst noch ein Jüngling, in Sachsen erzogen hat. Seine Methode ist die des zu weckenden Wetteifers. Er vertheilt an die fleißigen Schüler werthvolle Bücher, an die trägen Strohkränze, die ihnen in Leipzig bei

einem öffentlichen Actus, in Gegenwart aller Rathspersonen und vieler Adligen, feierlich überreicht zu werden pflegten. Doch genügte dem jungen Mann, der mit achtundzwanzig Jahren schon zum Rector der Universität Leipzig erwählt worden, die enge Schranke nicht, in welcher die deutsche Wissenschaft sich bewegt. Musleros hat von seinem Namen sich die Muschel als Wappenschild erwählt, zur Muschel den Pilgerhut und den Pilgerstab gefügt; vor einigen Jahren ist er über Wien, allwo sein Bruder ebenfalls als Lehrer in hohem Ansehen steht, gen Padua gezogen. Er, der selbst schon die höchsten akademischen Würden errungen hat, setzte sich noch einmal als Schüler zu den Füßen eines Guarnatius, Alexandrinus, Cantiuncula, Alciati, hat aber auch seine alte Thätigkeit als Lehrer und Erzieher, doch nicht mehr in den Formen einer öffentlichen Schule, sondern des Privatunterrichts, in Padua wieder aufgenommen."

„Sodaß", fiel Rupilius ein, „wenn nun jetzt die neuen augsburger Studenten einziehen, die Strohpreise in Padua ansehnlich steigen werden!"

Nun kam das Brotkugelbombardement von allen Seiten. Selbst die Ahne, die Großmama, nahm dem alten Spötter den schönsten Kapaunen, den eben die Diener herumreichten, vor der Nase weg mit dem Bemerken, er sollte zur Strafe für eine so schlimme Zunge nun auch von jetzt an hungern.

Ottheinrich saß mit beklommenem Herzen. Konnte er überhaupt jedesmal, wenn er sich in der Nähe seines Principals befand, die Athemzüge, die er that, zählen, so kam

jetzt unaufhörlich und durch den spöttischen alten Magister fast absichtlich das Gespräch auf Schulfragen zurück, wo man denn leicht auf die Sanct-Annenschule ablenken, bei Xystus Betulejus und seinen ihm soeben zugeführten neuen Pflegbefohlenen verweilen konnte.

Glücklicherweise lenkte der Rath zu den italienischen Universitäten zurück und schilderte die Art, wie man mit den Italienern, zumal Professoren und Studenten, verkehren müßte, rieth zur Vermeidung von Duellen und gab Regeln, wie sich jugendlicher Muth, ja der Schein, ein gefährlicher Raufer zu sein, mit dem man anzubinden ja unterlassen möchte, mit geziemender Vorsicht vereinigen ließe. Zuletzt trank er auf das Wohl der Scheidenden und bewog sogar die Mutter, die auf die Länge immer mehr geschwiegen und nur über den Magister — und doch auch dann wie abwesend — mit ihrem leisen „Isch recht" gelächelt hatte, das Glas an die Lippen zu bringen und wider ihre Gewohnheit einige Züge süßen Malvasiers zu thun. Frau Felicitas bedurfte dieser Stärkung zum Abschied von ihrem jüngsten, nächst dem ältesten, Johannes, und Gundula geliebtesten Enkel.

Als man endlich aufstand und sich die Hände wusch, dann sie einander schüttelte zum Wunsch einer gesegneten Mahlzeit, fragte einer der aufwartenden Diener, ob dem kaiserlichen Rath Laux Beichling etwas vertrauen dürfte.

Diesen veranlaßte offenbar der Neid, das Mahl, an welchem theilzunehmen er nicht gewürdigt worden, zu

umschleichen und zu behorchen. Durch die eben geöffnete Thürspalte hätte er allerdings beobachten können, wie Gundula, so sehr sie noch Kind war, Augen nur für seinen bevorzugten Collegen hatte.

Als der Rath bejahend nickte, streckte auch schon Beichling den glattgeschorenen Kopf durch die mit kunstvoller Eisenverzierung geschmückte, gothisch gewölbte braune Eichenthür und raunte, indem er mit boshaftem Lächeln auf den so ausnehmend geehrten und nicht allein vom genossenen Wein, sondern mehr noch von unnennbarer innrer Glückseligkeit überstrahlten Ottheinrich schielte, dem Principal eine Mittheilung zu, welche dieser anfangs erstaunt, dann mit Kopfschütteln und behaglichem Lächeln aufnahm.

Magister Rupilius stand ihnen dabei so nahe, daß er die Mittheilung gehört hatte.

„Cucullus non facit monachum“, sagte er, und diesmal mit wirklichem Ernst „sed consuetudo!“

„Nicht die Kutte macht den Mönch, sondern die Gewohnheit?“ wiederholte sich Ottheinrich. Sollte etwa diese Aeußerung mit seinen Benedictinern zusammenhängen? Der alte Magister hatte seine Worte mit düsterm Stirnrunzeln gesprochen, fast mit einem gehässigen Seitenblick auf Ottheinrich. Was konnte geschehen sein? Außer dem ersten Unwillen über die Störung des Unterrichts durch den lärmenden Volksauflauf hatte der Rector kein weiteres Bedenken getragen, den beiden Ankömmlingen die Hand zu freundlicher, vom Rathe ohnehin angeordneter Auf-

nahme zu reichen, in Bälde die Mittagsmahlzeit in Aussicht zu stellen und ihnen unter Scherzen über die schmalere Kost, die sie antreffen würden, bis auf weiteres eine geräumige Kammer mit zwei Betten anzuweisen. Den Pater Udalrich, einen Botaniker, hatte er überdies mit freudigem Zuruf begrüßt und zum Koch gesagt: „Ich wollte wohl, daß Ihr Euere culinarischen Künste vom Sanct-Ulrich an unserm schmalen Alumnenherd anzuwenden geneigt wäret! Denn ein guter Koch muß sich mit Gott dem Vater darin vergleichen lassen, daß er, wie dieser die Welt aus Nichts geschaffen hat, so ebenfalls mit nur geringen Hülfsmitteln immer etwas für den Gaumen Angenehmes hervorbringen kann!" Ueber diese und ähnliche Verständigungen war dann Ottheinrich durch die geöffnete Verbindungsthür von seinen beiden kleinen Reisegefährten und von Gundula aus dem Convicthof abgerufen worden.

Oder galt Beichling's Flüstern und Lächeln der lebhaften Theilnahme, die Gundula dem immer näher und näher rückenden Augenblick der Trennung zu erkennen gab? Im Hofe und unter dem Hausthor standen schon gesattelt und der endlich abgeschlossenen Verpackung gewärtig die dem Taxis'schen Stall angehörenden Rosse. Die Ordnung verlangte, daß sich die Passagiere, die sich dem Postreiter anschlossen, Pferde von den Posthaltern entnahmen, deren es von Venedig bis Antwerpen wol gegen hundert, von Venedig bis Augsburg zwei für jeden Tag gab. In acht Tagen (Samstags fand der Ausritt

von Augsburg, am Samstag früh, bei gutem Wetter, die Ankunft im Deutschen Hause am Rialto zu Venedig statt) mußte, wenn nicht die Umstände zu ungünstige waren, die Reise mit den stationsweise gewechselten Pferden zurückgelegt sein. Da sich Ottheinrich auf die sorgfältigste Zäumung und Sattelung der Rosse und die Verpackung seiner eigenen Geräthschaften durch die Dienerschaft des Rathes verlassen konnte und bedeutet worden war, sich um nichts mehr zu bekümmern, als um das, was ihm noch der kaiserliche Rath in der letzten Stunde auf die Seele binden wollte, so trat ein seltsamer Augenblick des träumerischen Müßiggangs ein, wo ihn beim Anblick Gundula's jene Glut der Verlegenheit befiel, die bei einem reinen Gemüth die Wirkung des ersten, vom weiblichen Reiz geübten Sinnenzaubers ist. Nie noch hatte Ottheinrich solchen Regungen nachgegeben. Sein bisheriges Denken und Streben war allein der Erfüllung seiner Pflichten, der Bewährung seines Eifers, der Befriedigung des Vertrauens hochgestellter Männer, die ihn schätzten, zugewendet. Vollends ließ ihn seine religiöse Stimmung die Liebe nur in ihrem seraphischen, dem Himmel zugewandten Fluge erblicken. Einst hatte es eine Frau gegeben, die ihn befangen oder verwirrt machen konnte! Diese hätte aber an Jahren seine Mutter sein können. Seit fünf Jahren führte er mit ihr, seiner Wohlthäterin, einer Frau vom Adel, die einst ein Zufall nach Bamberg geführt hatte und die ihm zur Erlöserin aus einem niedern Lebenslose geworden war, einen von

Herzen zu Herzen gehenden Briefwechsel. Martina, die blonde, liebliche Stieftochter des Meisters Hayßermann, bei welchem er wohnte, war ihm wie seine Schwester. Scherzte und neckte er sich auch mit ihr, schmollte er, wenn sie ihm die Frühsuppe zu spät brachte, oder lobte er sie und dankte ihr, wenn sie ihm für die Bedürfnisse, die den Anspruchslosesten auf weiblichen Beistand verweisen, eine hülfreiche Hand bot, so setzte ihn dabei nichts in eine träumerische Verwirrung oder Verlegenheit. Vor Kunigunde Baumgartner jedoch, so sehr sie noch ein Kind war, zu stehen, ihr auf der Gasse zu begegnen, auch nur einige Worte mit ihr zu wechseln, konnte ihm den Athem nehmen. Gundula, die Kindern und Frauen gegenüber noch selbst ein Kind war, die auch Männern gegenüber ihre kindliche Unbefangenheit nicht verleugnete — Männer mußten es freilich ihres Kreises, die jungen Söhne des verstorbenen Raymund Fugger, Vettern aus der Rehlinger'schen, Hörwarth'schen, Imhof'schen Sippe sein, mit denen ihre Brüder den lebhaftesten Verkehr unterhielten — mit Ottheinrich Stauff trieb sie ein Neckspiel jugendlicher Gefallsucht. Vollkommen mußte sie schon wissen, was die Liebe und der Preis der Liebe war; denn ihr Bruder Johannes, „der Doctor", wie er im Hause hieß, nahm, wenn er von Frauen und den Huldigungen der jungen Männer sprach, kein Blatt vor den Mund. Sie selbst redete mit derselben Theilnahme, die ihrer alten Dockenstube galt, wenn sie diese hervorlangte und Philippinen Welser oder Jakobinen Jung, ihren Lieblingen, zum Spielen

gab, auch über eine Nichte des Bischofs, Anna von Stadion, die für ihren wunderlich gearteten ältesten Bruder, man sagte dies wenigstens, eine Neigung im Herzen trug. Auch die kalte, vornehme Zurückhaltung und Abweisung gegen die Buchhalter im Contor des Vaters und der Fugger oder der Welser, die sich für sie geziemte, übte sie mit schon ganz gereifter Sicherheit in den frauenzimmerlichen Dingen. Nur bei Einem wollte ihr diese nicht gelingen, bei Ottheinrich Stauff, dem freilich alle jungen Mädchen ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft, die noch unverheiratheten frommen Honolds, wie die ausgelassenen Mannlichs, Imhofs, Stetten, mit verliebten Augen nachsahen. Es verging kein Tag, wo sie sich nicht auf dem Jüdenberg etwas zu schaffen machte oder sonst einen Anschlag erfand, um den jungen Diener des Vaters, den braungelockten Bamberger, wie sie ihn nannten, entweder zu sehen oder ihn doch irgendwie durch ihre Veranstaltungen „in Trab zu bringen". Bald hatte sie kein Papier zum Schreiben, bald schnitt ihr „Ottheinz" einzig die Federn nach ihrem Geschmack, bald sollte er ihr etwas aufzeichnen oder abschreiben. Beichling's tückische Augen wurden immer scheeler vor Neid über die Bevorzugung, die sogar Frau Felicitas dem „Staufferle" zutheil werden ließ. Die Ahne merkte noch nichts vom Spiel des verzogenen, in seinen Launen unbehinderten Enkelkindes. Hörte sie doch selbst gar zu gern den Ottheinz Staufferle reden, sah ihn mit Wohlgefallen Sonntags zur Kirche nach Sanct-Anna gehen, übertrug ihm am liebsten etwas,

das auch nur er unter den Dienern ihres Sohnes so nach ihrem Geschmack ausführte. Erst allmählich bemerkte sie, wohin Parteilichkeit dieser Art führt und was sich aus den Neckereien und den Koboldsspäßen, die Gundula mit dem Bamberger trieb, entwickeln konnte. Die Verschickung desselben nach Venedig kam ihr da grade recht. Da sie wußte, wie flüchtig der Sinn junger Mädchen ist, und sie für bestimmt darauf rechnete, daß sich Gundula, von neuen Eindrücken gefesselt, nach des jungen Mannes Rückkehr schwerlich noch auf ihre alte Art des Verhaltens zu ihm besinnen würde, so erhielt sie ihm auch selbst ihr altes Wohlwollen.

Ottheinrich hatte die Empfindungen, die ihn in Gegenwart des jungen Mädchens beschlichen, immer nur als die geziemende Ehrfurcht vor den Angehörigen seines vornehmen Principals gedeutet. Bereitwillig that er alles, was Gundula von ihm begehrte. Schloß sie sich ihm auf der Straße an, wollte sie von ihm dort- oder dahin begleitet sein, so sah er darin die schuldigen Dienstleistungen seiner untergeordneten Stellung. Erst die Neckereien seiner Kameraden gaben ihm über das Benehmen des jungen Mädchens eine andere Auffassung. Dennoch wagte er selbst die sprechendsten Beweise von Gunstbezeugung nicht als solche aufzunehmen. Immer und immer wieder trat er in seine Stellung als gehorchender Diener zurück.

Der Gedanke, sich für längere Zeit von Gundula trennen zu sollen, kostete ihm auch keine Ueberwindung. Für

eine Thorheit, ja auch Vermessenheit hätte er es halten müssen, wenn er sich über diesen luftigen, unhaltbaren Besitz mit Bildern der Phantasie hätte schmeicheln wollen. Mochte ihm auch Gundula, seitdem zum ersten mal von seiner Begleitung des Bruders und des nicht im mindesten für sie anziehenden jungen Zasius die Rede war, noch so beweglich und mit halb künstlicher, halb wirklicher Weinerlichkeit, die sie die Lippen trotzig aufwerfen ließ, den Schmerz der Trennung, der ihr verursacht wurde, vorführen, er wies, was er deshalb an wunderbaren Dingen von ihr zu hören und zu sehen bekam, als nur zum Scherz stattgefunden zurück. Gundula hatte eine Art, die ihm diese Selbstüberwindung schwer machen mußte. Sie setzte ihm mit ihrem halb gespielten, halb wirklichen Kummer bitter zu. Heute wieder bei Tisch rollten ihre Augen hin und her, wenn sie ihn ansah, während die braunen Sterne ganz ruhig standen, wenn sie andere betrachtete. Und als sie nach dem Aufstehen vom Mahle, wo sie einen Augenblick mit dem jungen Mann, dessen edles Antlitz über und über in den Purpur der Verlegenheit getaucht war, am Fenster allein stand, ergriff sie, heimlich sich umsehend, seine beiden Hände, drückte sie mit halb kindischer, halb leidenschaftlicher Heftigkeit mit den ihrigen und flüsterte:

„Ich glaube gar, Ihr wollt nimmer wiederkommen?"

Nie noch hatte sie in ihre Worte einen solchen Ton, nie in den Blick der Augen, der ihre Rede begleitete, so sehr den Ausdruck zehrender Sehnsucht, ja zärtlicher An=

schmiegsamkeit gelegt. Wie heftig ihre Empfindung war, ersah sich daraus, daß sie unmittelbar nach jenen ihr fast in der Kehle erstickenden Worten in ein heftiges Schluchzen ausbrach, das sie, schnell den Speisesaal verlassend, zu verbergen suchte.

Die Diener und Mägde, die ab- und zuliefen, konnten annehmen, daß Gundula um die doch auf einige Jahre berechnete Trennung von ihrem Bruder so weinte. Beichling indessen, der sich bald hier, bald da zu schaffen machte, sah mit neidischem Verständniß den kreideweiß gewordenen Ottheinrich, der sich erst sammeln konnte, als ihm unmittelbar auf einige Worte, die ihm der neidische Mitdiener zuflüsterte: „Gelt, auf solch ein Fräulein geht der Martina ein Dutzend?" der alte Schneehuhn mit der Hand winkte und ihn nach oben zum Rath zu kommen aufforderte. Der alte Diener war über die Trennung von seinem „Davidel" selbst tief bewegt. Nun sah er schon „die Gundel" mit dem Schluchzen den Anfang machen.

Ottheinrich wußte nicht, wie er die zwei Stiegen hinaufgekommen war, als er seines Principals geheimes Closet betreten hatte. Er sammelte sich erst, als ihn der Rath aufforderte, die Fenster, die inzwischen offen gestanden hatten, zu schließen. Aber auch die ersten Worte, die nun der Rath sprach, verstand er erst halb. In milder und freundlicher Weise hatte der Rath begonnen und ihm tönten nur immer die Worte: „Ich glaube gar, Ihr wollt nimmer wiederkommen!" und „Gelt, auf solch ein Fräulein geht der Martina ein Dutzend?" ins Ohr.

„Nehmt Platz, mein Sohn, und merkt noch einmal auf alles, was ich schon mit Euch besprochen habe und was ich in Kürze wiederholen will!“ sagte der Rath.

Der allmählich seiner Sinne wieder mächtig Werdende ließ sich auf einen der weichen Sessel nieder.

Der Rath griff nach einem Kästchen, das auf dem Schreibtisch stand und unter andern Dingen zierliche elfenbeinerne Zahnstocher enthielt.

Ab und zu einen derselben benutzend, fuhr er fort:

„Was mir an Euch, Ottheinrich S[illegible]ff, die Tucher von Nürnberg gerühmt haben, als sie Euch an uns empfahlen, das hab' ich zu meiner Freude bestätigt gefunden. Wie schon für manches, so muß ich Euch auch dafür danken, daß Ihr mich von einem Vorurtheil befreit habt, in welchem ich mich im Grunde heute wieder hätte bestärkt fühlen sollen — ich will sagen, als ich bei den Brandenburgischen Gesandten war. Ihr seid ein Franke, wie meine Vorvordern —! Hier sind wir allmählich echtes Schwabenblut geworden. Ja wohl! Wie jeder Stamm deutscher Nation seine besondere Art hat, so hab' ich den geborenen Franken immer am liebsten im Steigbügel, auch wol am grünen Tisch gehabt; fechten kann er mit dem Schwert und mit Worten. Mannhafte Gesellen sind's zum Krieg und zu allerlei Streit, auch wol zum bloßen Reden, da nicht viel dahinter ist. In Handelssachen aber und da, wo ein Ding subtil ergründet sein will, sind sie nicht am Platz. Nürnberger Handwerk — da zieh' ich den Hut ab. Nürnberger Tand

geht durchs ganze Land! Nürnberger Kaufmannschaft aber, das ist kurzer Kram. Dahingegen hat die unerträgliche, oft um des Teufels zu werden — verzeih' mir Gott die Sünde — breitspurige Art des Schwaben ein gar löblich Schick für Handel und Wandel im Großen wie im Kleinen, wie ja auch mit all seiner gemüthlichen Heimtückerei und dreidrähtigen Einfalt der Schwab in vielen Dingen den Nagel auf den Kopf trifft und zumal das Schweizervolk, wo man als vermeint, es könnte nicht bis fünf zählen und gäbe noch dem Stier an Plumpheit vor, doch dasteht, die tappigen Hannsen, fest wie die Eichenklötz' und mit ihrem dummpfiffigen Dreingucken schier zu Wege bringen, was dem Franken und nun erst gar dem Baiern völlig unmöglich ist. Einem Sachsen freilich, das ist wahr, thut's dann auch kein anderer nach! Ihr aber, obwol ein Franke, habt mir doch oft schon gezeigt, daß auch ein mit Main- oder Regnitzwasser Getaufter mehr vermag als nur Zwetschen essen, die bei Euch freilich in Bamberg so süß gerathen, wie nur in Avignon, wo sie zu Hause sind!"

Noch nie hatte Ottheinrich den kaiserlichen Rath in so guter Laune gesehen. Glücklich mußte er sich fühlen, nach dem Vorfall am Pyr und der kurzen Zwiesprache mit Gundula, für die ihm sein Gewissen fast Vorwürfe machte, bei seinem Principal so gut anzukommen. Beichling's boshaftes Wort hatte ihm schon von allen Wänden widerhallen wollen. Wenn Beichling's Neid, wie nach diesem Anfang, so fortfuhr, konnte ihm noch jeder Blick des Wohlgefallens, den er auf Gundula geworfen, verderblich

werden und den Schimpf der Verbannung aus dem Hause seines Gönners nachsichziehen.

„Wenn ich Euch“, fuhr der Rath fort, „nicht schon früher alles gesagt habe, was ich von Euch erledigt wünschte, so geschah es, weil ich Euch nicht in Versuchung führen wollte mit einem belasteten Gedächtniß. An Versuchen, Euch die Bürde zu erleichtern, die ich Euch nach Welschland mitgebe, wird es auf dem Contor nicht gefehlt haben.“

Allerdings hatten sogar die im Geschäft über ihm Stehenden mehrfach versucht, Ottheinrich zur Mittheilung der ihm aufgetragenen Dinge zu bewegen.

„Deshalb hab' ich Euer Gemüth nicht belasten wollen —“

Der Rath hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er, den Zahnstocher aus der Hand legend und mit ernster Miene nach dem auf seinem Schreibtisch liegenden großen Lederbeutel langend, fort:

„Hier sind die Schriften wohlverpackt — die — wegen Antoni ... Auch Geld findet Ihr — auch Empfehlungsbriefe — Ja, in Venedig wird das ein trauriges Geschäft sein!“

Ottheinrich befestigte die Tasche an seinem Wehrgehenk. Das zu letzterm gehörende Schwert befand sich noch in den Händen David's, der sich bereits mit seiner Kenntniß des Waffenspiels wichtig machte und wiederholt vom alten Magister auf gefährliche Goliaths verwiesen wurde.

„Ich weiß, wie es enden wird!“ sagte der Rath. „Meine Söhne, man greift's ja mit Händen, haben bis-

jetzt die Hoffnungen, die ich auf sie setzte, betrogen. Der Doctor, von dem Ihr wißt, daß er Euch nicht minder zugethan ist, wie ich es bin, Johannes, hat vom Kaufmann nichts, nichts vom Gelehrten, vom Staatsmann nichts, nicht einmal von jemand etwas, der für den Verkehr mit den Großen überhaupt paßt, aber auch nichts vom leutseligen Wesen oder wenigstens der Kunst, sich davon einen Schein zu geben, die wir im Umgang mit dem Geringen brauchen —"

Mit einem Bitteblick erhob Ottheinrich zum bekümmerten Vater sein treuherziges Auge. Ein leises: „O Herr —!" sollte die Ablehnung so harter Verurtheilung sein.

„Ich weiß es", sagte der Vater, „daß Johannes von alledem, was ihm fehlt, einiges besitzt, aber das, was er besitzt, ist nicht das Rechte und nicht das, was sozusagen einen ganzen Mann macht. Gott verzeihe mir's, wenn ich hinzufüge: «Gottlob, er ist krank!» Krank ist er und so kann ich auch nichts auf ihn bauen —! Nun, ich denke, daß ihm sein Aufenthalt auf unserm Gut in Erbach wohlbekommt und er sich bald vermählt und daß ihm vielleicht die Stellung eines Raths, vielleicht bei den Herzogen in Baiern —"

Den Namen der Baiernherzoge konnte Ottheinrich nicht nennen hören, ohne seine Abneigung durch einen sich sofort vom Herzen lösenden Seufzer zu erkennen zu geben.

Ungeachtet seiner trüben Stimmung mußte der Rath,

eingedenk des Vorfalls mit den Benedictinern, lächeln. Er sagte:

„Oder, wenn Euch schon die Nennung solcher Herren so viel wie die ewige Verdammniß meines Sohnes ist, dann bei einem andern — vielleicht bei König Ferdinand. Aber auch dieser misfällt Euch? Sachsen und Hessen liegen uns eben zu fern —!“

Der Rath brach diese Gedankenreihe mit Erheben des Hauptes ab und lenkte zurück in seine frühere Rede.

„Meine Kinder machen mir Kummer! Aber die Zeiten der Milde sind vorüber. Mit Antoni gewiß. Unsers Hauses Factorei ist durch ihn von Grund aus in Verfall. Wie ich Euch schon gesagt habe und wie die Bücher, die ich Euch einsehen ließ, Euch ausgewiesen haben werden, Antoni ist ein Verschwender, ein gewissenloser, elender, nichtsnutziger —“ Das Wort „Bube —“ erstarb auf des Vaters Lippen.

Er erhob sich. Seine Hand hatte sich geballt. Er mußte einige Gänge durchs Zimmer machen, ehe er sich erholte. Erst als Ottheinrich glaubte, sich auch seinerseits erheben zu sollen, nahm er wieder Platz und fuhr fort:

„Bleibt! Wir sind noch nicht zu Rande! Das mit Antoni dürft Ihr ausführen nach Befund. Antonius' beide Diener, der brave Weißkopf und der kluge Roth, sind erprobte, brave augsburger Kinder. Sie werden Euch beistehen. Zwar will Konrad Roth selbst eine Banka anlegen; er gewann ein reiches Erbe; doch hilft er Euch

schon. Verlangt die Einsicht in alles, entzieht Antoni die Unterschrift, falls Euch auch das nöthig erscheint! Was Ihr an Mitteln braucht, entnehmt von der Welser-Compagnie, wo ich glücklicherweise durch meinen Antheil die Verluste meiner eigenen Factorei decken kann. Sind noch Ueberschüsse zu hoffen, so macht davon Einkäufe! Ich empfehle, wie hier aufgeschrieben, Juwelen, Perlen, Glaswaaren, Teppiche, Häute und Hörner von dalmatinischen Büffeln, von Schafen aus Apulien und Sicilien. Bartholmes Welser's Briefe, die Ihr da schon eingelegt habt, geben Credit, falls Ihr diesen braucht. Das wäre abgethan —."

Ottheinrich erwartete eine Erwähnung der ehelichen Verhältnisse Antoni's, über welche die trübsten Gerüchte umliefen. In der That schien der Rath seine Gedanken eine Weile auf dies Verhältniß richten zu wollen. Doch ging er auf seinen dritten Sohn, Johann Georg, über, von dem er äußerte:

„Von Hansjürg erfahre ich nur, daß er Geld für Dinge braucht, die nicht zum Studiren gehören! Doch rühmt man seine Kenntnisse, falls man etwas auf die Briefe der Professoren, auf ihren schmeichelhaften Dank für unsre Geschenke, geben kann. Erasmus, dessen Hintritt ganz Europa beweint, hat ihn bei einem Besuch, den ihm mein Sohn in Basel machte, so liebgewonnen, daß er schon dem Knaben seine neue Ausgabe des Chrysostomus gewidmet hat —! Vielleicht bestärkt ihn eine solche, schon in so jungen Jahren erfahrene Ehre in guten

Vorsätzen. Denn oft hat ein Lob, das wir für etwas empfangen, was man bei uns voraussetzt, die Wirkung, daß wir uns beeilen, es uns wirklich anzueignen. Meine ganze Hoffnung ist jetzt auf David gerichtet! Der Knabe ist geweckt und wird es noch mehr werden durch den trefflichen Zasius. Diesen hat die Armuth erzogen. Armuth, wenn sie sich mit Ruhmbegierde verbindet, ist die beste Lehrmeisterin. Beide Knaben mögen auf eine Weile durchs Leben zusammengehen. Laßt sie aber erst recht sich Venedig, die wunderbare Stadt, anschauen und dabei lernen, was gefällig und schön ist! Das wird den Reiz, Venedig öfter zu besuchen, mehren und bei ihnen die Neigung für den Verkehr der Welt, bei David auch für die Handelschaft wach erhalten. Denn wenn auch David von meinen Söhnen am wenigsten Kaufmann werden soll, so muß er doch in Handelssachen Einsicht erlangen. Bei dem Magister Muslerus seht Euch ja die Gelegenheit behutsam an und begleitet die Knaben bei ihren ersten Besuchen! Fördert sie durch Euere Kenntniß der welschen Sprache! Wenn die Knaben erkennen, daß sie noch gleichsam eines Begleiters bedürfen, so werden sie etwas niedergehalten in ihrem Gelüsten nach Freiheit, das sich nur allzubald einstellen wird. Gebe der Himmel, daß sie vor den Dolchen der tückischen Welschen bewahrt bleiben! Für den Fechtunterricht tragt die größte Sorge! Sie sollen deutsch und französisch zugleich fechten, auf Hieb und Stich, mit festem und beweglichem Fuß. Hat der junge Zasius für diese ritterlichen Künste, für die Reitbahn

und den Fechtboden keine Neigung, so soll nicht etwa geduldet werden, daß er den David damit ansteckt und ihn zum Stubenhocker macht. Es ziemt sich, daß die Knaben einen Diener halten. Wollet Kleider mit meinen Farben und meinem Wappen machen lassen! Grün, weiß, schwarz und roth. Sorgt dafür, daß bei dem Magister Kost und Wohnung nicht zu dürftig ausfallen! Ich bin gewiß, daß ich mich in allen diesen Dingen auf Euch verlassen kann."

Ottheinrich neigte bescheiden sein Haupt, erhob sogar seine Rechte, gleichsam wie zur Betheuerung durch einen Schwur, den wenigstens mit einem Blick gen Himmel leisten zu müssen ihm seine Gewissenhaftigkeit und das Gefühl für die Feierlichkeit des Augenblicks sagte.

„Nun aber", fuhr der Rath fort und wandte sich zu einer Schublade seines Schreibtisches, schloß diese auf und nahm einige Papiere heraus, „nun, mein Sohn, noch zwei besondere Aufträge, die ich Euch bisjetzt vorenthalten habe. Sie sind an sich nur gelegentlich und geschäftlich von keinem Belang, verdienen aber Euere Aufmerksamkeit. Vor allem gelobt mir, dabei so vorsichtig zu verfahren, als wären es — Staatsgeheimnisse, die es denn auch in Wahrheit sind!"

„Was auch mein gnädiger Herr mir anvertrauen möge", erwiderte Ottheinrich, „es ruht in meinem Ohr und auf meiner Zunge wie im Mutterschos. Sollte es aber mit Fährlichkeit verbunden sein, so will ich erwarten, mich ihm um desto lieber unterzogen zu haben."

Auf ein so aus dem Herzen gekommenes muthiges Wort übergab der Rath dem Jüngling die Papiere.

„Ihr findet da zuvörderst den Namen einer Italienerin aufgezeichnet — Seht hier! «Beatrice Pisani» .... Daneben steht ein ungrischer Name zu lesen: «Gräfin Ilajos.» Zum dritten leset Ihr den Namen «Uladislaus Ilajos.» ... Wisset, daß die Gedanken des Kaisers, seines erzherzoglichen, nunmehr königlichen Bruders Ferdinand und seiner hochherzigen Schwester Maria, die in den Niederlanden regiert, überhaupt und insgemein des gesammten Hauses Habsburg-Burgund, mehr in der Türkei, Ungarn, Sclavonien, Italien und Böheim verweilen als in unsern deutschen Landen, vielleicht Wittenberg ausgenommen und jetzt — Schmalkalden. So kommt es denn auch" — fuhr der Rath, der die letzten Worte lächelnd gesprochen hatte, fort — „daß die Franzosen, die so oft von uns geschlagen, ja gezwungen worden sind, die übermüthige Majestät des Königs Franz unserm gnädigsten Karl vor Jahren sogar in Haft und Gefangenschaft zu geben, gegen die Macht des Hauses Habsburg das meiste durch die Türken und die jetzt zu türkischen Vasallen gewordenen Ungarn ausführen. Nach der unglücklichen Schlacht von Mohacz, mein Sohn, wo der jugendliche, durch seine Gemahlin Maria auf den Weg königlicher Tugenden geleitete Fürst der Ungarn, Ludwig II., elend — Ihr wisset es wol, in einem Morast — umkam, wurde sein Schwager, Erzherzog Ferdinand, durch Erbrecht König seiner Reiche Böhmen und Ungarn. Doch nur des heiligen

Wenzel Krone besitzt er ungetheilt; die des heiligen Stephan kaum zur Hälfte. Denn dem Wojwoden von Siebenbürgen, Zapolya, gehört aus türkischer Machtvollkommenheit und Gnade alles Land von Ofen bis Krakau und weit hinaus bis über die Theiß —"

„O der Schmach!" unterbrach Ottheinrich, der gespannt zuhörte. „Christen stehen im Bunde mit dem wüthenden Feinde des Namens Jesu! Ich weiß es, dieser falsche König der Ungarn, Hans Zapolya, trug die Schuld, daß vor elf Jahren die Schlacht von Mohacz verloren ging! Wie die Löwen kämpfte das kleine Häuflein der Christen, das sich um den jugendlichen König geschart hatte. Zapolya sollte Hülfe bringen und kam zu spät. Luther hat der Königin Maria, der Witwe des armen Opfers, ein herrlich Trostwort geschrieben. Ich weiß es von Nürnberg, daß die hohe Frau dem Evangelium geneigt ist!"

„Dergleichen habe soeben", sagte der Rath, „auch von Herrn Georg Frölich vernommen! Hier heißt es wohl: «Der Glaube macht selig —!»"

„Nein, Herr, sie wird ihre Brüder dem Papstthum abwendigmachen!" sprudelte Ottheinrich in seiner muthigen Bekenntnißweise hervor.

Da der Rath auf diese Erregung des jungen Mannes sich abwandte und schwieg, so besann sich Ottheinrich auf die Trennung, die zwischen ihm und dem Rath in diesen Dingen obwaltete, und sagte kleinmüthig:

„Ihr wolltet von den Kronen Ungarns und Böhmens sprechen. . . ."

„Auch die Böhmen", nahm der Rath mit Würde eine Rede wieder auf, „kamen zu jener Unglücksschlacht lässig, vollends aber ohne guten Willen die nothdürftig zusammengeraffte deutsche Hülfsmacht, die ein Mann befehligte, der dem jungen König hätte zum größten Eifer verpflichtet sein sollen, sein Erzieher, sein erster Rathgeber, der angesehenste Vasall im Lande — der Brandenburger, den ich meine, Markgraf Georg, hatte sich ja von Ludwig's Vater die reichsten Grafschaften schenken lassen und war Gemahl einer Nichte des großen Corvinus, der Witwe eines Frangipani —"

Ottheinrich wußte, daß der Markgraf, der vor sechs Jahren auf dem augsburger Reichstag eher den Kopf verlieren zu wollen erklärt hatte, als dem Kaiser am Frohnleichnamstage im Processionszuge folgen, bei dem kleinen, doch mächtigen kaiserlich gesinnten Theil der Bewohner Augsburgs übel angeschrieben stand. Er hatte aber auch Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß seit einiger Zeit ein eifriges Botenlaufen zwischen Onolzbach und Augsburg stattfand, das theilweise, seitdem die Grenzregulirungscommission in Augsburg tagte und sein eigener Principal die Geldgeschäfte für den Hof von Onolzbach besorgte, sogar eine Annäherung des Markgrafen an die lutherfeindlichen beiden Herzoge von Baiern zur Folge hatte. Die evangelische Welt sah mit Betrübniß, wie sich Markgraf Georg dem Bunde nicht anschloß, den die protestantischen Fürsten und Städte in Schmalkalden zur Wahrung der evangelischen Glaubensfreiheit aufgerichtet hatten.

Der Rath unterließ es, die gegen Georg ausgesprochene Anschuldigung weiter auszuführen. „Die Mehrzahl der Ungarn“, fuhr er fort, „hält es mit Zapolya. Es mag die Noth sein, die sie dazu drängt; denn sie sind eingekeilt in die Enge zwischen dem Sultan, der ein schreckliches Regiment führt, und dem Kaiser, der seinem Bruder, sozusagen nur einem Namenkönig, keinen Beistand leisten kann — das Geld der Franzosen und die Praktiken der Venediger thun das übrige. Zumal Venedig kann es nicht vergessen, daß ihm sein letzter Krieg mit Kaiser Max so herbe Verluste zu Wege gebracht hat. Ihr habt in Venedig den Schauplatz aller Ränke, die gegen den Kaiser gesponnen werden! Türken, Ungarn, Griechen, Franzosen, alles kommt in jener Stadt zusammen —! Doch ich will Euch nun sagen, wer Gräfin Ilajos ist —“

Der Rath deutete auf die Papiere, die mit kurzen, von seiner eigenen Hand geschriebenen Notizen bedeckt waren, und fuhr fort:

„In Ofen lebte vor noch nicht zwanzig Jahren ein italienischer Künstler von guter Herkunft, Namens Pisani. Für die Fugger, die, wie Ihr wißt, in Ungarn die Bergwerke und die Münze haben, schnitt er die Stempel zu dem Gelde, das diese in Ungarn und — nunmehr ja auch in Deutschland prägen dürfen. Seine Tochter Beatrice war schön. Die leichtsinnigen Magnaten lebten zu Ofen in Saus und Braus, der junge, noch knabenhafte König und sein Erzieher, der Brandenburger, allen darin

zuvor. Die schöne Beatrice Pisani wurde, als sie dem König Ludwig, einem unreifen Jüngling, kurz vor seiner Vermählung mit des Kaisers Schwester, einen Sohn geboren hatte, Gräfin Ilajos genannt. Maria trat in Ofen als eine wahre Königin auf. Sie war erst sechzehn Jahre alt, ihr Gemahl nicht älter; doch schon bei dreizehn Jahren hatte er einen vollen männlichen Bart. Schon lag ein wildes Leben voll Leichtsinn hinter dem geistig unreifen Jüngling! Maria vertrieb die Magnaten, entzog ihren Gatten der Vormundschaft durch den nur an Turnieren, Maskeraden, Trinkgelagen Gefallen findenden Brandenburger und wußte Ludwig so zu fesseln, daß die Gaukler, Possenreißer, die Geliebten des Königs — die Ungarn leben halbwegs wie die Türken — entfernt wurden. Beatrice Pisani zog in die, meinen Schwägern, den Fuggern, gehörenden Bergstädte der an Metallen gesegneten Grafschaft Zips, zu den Thurzos, von denen, wie in Augsburg jedes Kind und wol auch Ihr wisset, durch Verschwägerung mit den Fuggern der ungarische Segen dieses Hauses stammt. Von einer Sorge für die Gräfin Ilajos und ihren Sohn Uladislaus konnte keine Rede sein — bei einem Hofe, der oft die Mittel nicht besaß, den König mit seinem jungen Gemahl, eines Kaisers Schwester, und sein Hofgesinde zu sättigen! Ein Jude, Namens Emmerich, und die Factorei der Fugger beherrschten das Land. Doch alles das ist jetzt vorüber. Der junge König ist todt; die Markgräfin, die Frangipani, die ebenfalls ihren eigenen Hof wie eine Sultanin halten wollte, ist dahin; — Georg hat zum

zweiten, jetzt zum dritten mal geheirathet —; der Jude, der das Land aussog und wie Haman in Pracht und Herrlichkeit lebte — auch die schöne Ilajos ist hin! Als vor elf Jahren Sultan Soliman bis Wien kam und nicht das Kind im Mutterleibe schonte, floh alles, was noch dem Schwert entrinnen konnte, entweder auf Wien zu oder südwärts gen Dalmatien. Beatrice, erst von einer Jüdin, dem spätern Weibe des Emmerich, dann von seiner rechtmäßigen Gemahlin, einer wahren Semiramis, aus ihrem kurzen Glück verdrängt, schlug mit ihrem Kinde den Weg nach Venedig, ihrer Vaterstadt, ein, von Fugger'schen Münz- und Bergbeamten begleitet, die sich über Kärnten nach Tirol flüchteten. Denn Ihr wißt es wol, daß die Fugger ihre andere große Ernte aus dem Erdrich der Tyroler ziehen —"

„Nicht ganz", sagte Ottheinrich lächelnd, „da auch Euch in Tirol der Boden zehntet —!"

Eine düstere Wolke, die als Antwort auf diese so wohlgemeinte Zwischenrede des Rathes Stirn beschattete, drückte einen Unmuth aus, dessen Ursache Ottheinrich aus dem Geschäfte wohl verstand. Die Bergwerke, und die tiroler insbesondere, deren der Rath ansehnliche von seinem Vater geerbt hatte, erforderten zu ihrem Betrieb Summen, die mit dem Ertrag nicht immer im Verhältniß standen. Mehr aber noch waren die tiroler Bergwerksbesitzungen für die Fugger wie für die Paumgartner eine Quelle der größten Verdrießlichkeiten geworden. An sich schon mit den Beamten des Erzhauses Oesterreich, wo sie um

so peinlicher empfunden werden mußten, als ihre, Fugger's und Paumgartner's, dem Erzhause so erprobte Anhänglichkeit und die von den Umständen gebotene Klugheit ein stetes Nachgeben und Sichfügen auf diesem fremden Boden ihnen unerlaßlich machte. Aber jetzt waren die kirchlichen Wirren und die noch immer fortgrollenden Bauernunruhen, von denen sich auch die Bergarbeiter Tirols vor elf Jahren hatten fortreißen lassen, nachhaltige Uebelstände für den ruhigen Betrieb der dortigen Bergwerke geworden. Die fanatischen Protestantenverfolgungen der Bischöfe von Salzburg, Brixen, Trient, der österreichischen Statthalter in Innsbruck vertrieben die Arbeiter, die zur Hälfte aus Eingewanderten bestanden. Ohne die immer neu zuströmenden Bergleute aus dem lutherisch gewordenen Sachsen, Thüringen und Franken konnten die Erze nicht gewonnen werden. Die Schmelzhütten standen sogar nicht einmal im Lande selbst. Daher hier eine nicht endende Störung des dem Kaufmann für seinen Besitz allein wünschenswerthen Behagens.

„Es war eine wilde Zeit!“ fuhr der Rath nachdenklich fort. „Die Juden schlugen in Ofen Christen ans Kreuz! Die Ungarn kamen den Greueln des Kriegs auf halbem Wege entgegen. Eine Nation, deren Adel im Bauernkriege den Führer der Verblendeten lebendig braten und jeden seiner Anhänger ein Stück von ihm, noch ehe er todt war, auffressen lassen konnte, hat die Taufe nur dem Namen nach empfangen. Um einen einzigen Sohn aus türkischer Gefangenschaft loszukaufen, hat

vor kurzem ein Magnat, Peter Pereny, dem Sultan für sein Serail zweiunddreißig Wagen voll junger Mädchen und Knaben von seinen eigenen Gütern zugeführt —! Kann es da wundernehmen, daß in einem solchen Lande die Juden des Heilands spotten und in Ofen sogar eines von den Thieren, die ihnen unrein sind, zum Spott gekreuzigt haben! In Ungarn tragen die Mönche zugleich mit dem Strick das Schwert um den Leib. Paul Tomorri, der Ungarn Feldherr in der Schlacht bei Mohacz, war ein Mönch. Wieder ist es ein Mönch, der jetzt in Ungarn dem Hause Habsburg mehr zu schaffen macht als selbst Zapolya. Dort steht sein Name! Georg Martinuzzi nennen sie ihn. Doch heißt er Utyschenitz, ist ein Kroat von Vaters-, ein Venetianer von Mutterseite. Eine Schwester des brandenburgischen Georg, die in den Bergstädten der Fugger wohnte, eine Herzogin von Teschen, entdeckte einst zufällig in ihrem Ofenheizer — Utyschenitz — einen Menschen von ungewöhnlichen Geistesgaben, ließ ihn Lesen und Schreiben lernen und machte ihn zum Mönch in einem Paulinerkloster. Ihr wißt, daß nicht alle Geschwister des Markgrafen zu Luther halten. Des jungen Pauliners Gelehrsamkeit wuchs. Sein Verstand und seine Kenntnisse machten ihn in kurzer Zeit zum Prior des Klosters der Mutter Gottes zu Czenstochau bei Krakau. Bald fand sein unruhiger Geist im stillen Leben des Klosters keine Genüge mehr. Er mußte hinaus in die wilde Welt, halb als Krieger, halb als Ränkeschmied. Nicht glühender ist sein Ehrgeiz,

als sein mit der Muttermilch eingesogener Haß gegen Oesterreich. Schon ehedem hatte er die Verbindung des letzten Sprossen des Corvinus'schen Hauses mit den Höfen von Wien, Innsbruck und Madrid ungern gesehen. Nun war die Schlacht bei Mohacz verloren; die Türken ihrer Gewohnheit gemäß, wie Ebbe und Flut erst mächtig anströmend, dann, selbst wenn sie gesiegt haben, mit der gewonnenen Beute sich wieder verlaufend und zurückziehend, hatten Ungarn in der Gewalt Zapolya's gelassen. Ferdinand rückte von Wien aus mit einem anfangs siegreichen Heere vor, eroberte Ofen, schlug den türkischen Ungarnkönig bei Kaschau und Zapolya floh nach Polen. In Krakau warf er sich vor dem schwarzen Muttergottesbild von Czenstochau nieder. Seine Klagen und Gebete vernahm der Prior. In kein zum Helfen geneigteres Ohr konnten sie fallen als in das des Georg Martinuzzi. Der machte dann den entthronten König mit dem Palatin von Siradien, Hieronymus Lascy, einem verwegenen Polacken, bekannt. Lascy ging nach Konstantinopel zum Sultan, wo ihm ein Renegat, ein natürlicher Bruder des jetzt die gehörnte Mütze des Dogen tragenden Venetianers Andreas Gritti, Aloys Gritti, beim Großvezier Ibrahim allen Vorschub leistete. Soliman schwur beim Bart des Propheten, daß Ungarn nur Zapolya gehören sollte. Martinuzzi nahm von seinem Kloster Abschied, that die Kleider eines Bettlers an, durchwanderte Ungarn bis an die Küsten des Meeres und bereitete alles zu einem neuen Aufstand gegen Oesterreich vor.

Dreimal war Martinuzzi in Venedig. Wer sich seither in Ungarn schon für Oesterreich erklärt hatte, wurde durch seine Beredsamkeit wieder zum Zapolya zurückgeführt. Die Ungarn sind ein Volk, das in allem auf das Beispiel seiner Führer sieht. Noch ehe nur wirklich die Türken wieder erschienen, wurden die Truppen des Königs Fernand schon von den Ungarn geschlagen. Darauf erschien dann der furchtbare Soliman selbst — diesmal zwar erreichte er nicht das herrliche Wien, und wir Augsburger lagen ja selbst gegen ihn im Felde . . . mein eigener Küraß, den Ihr auf der Stiege seht, stammt aus jener Zeit . . . Aber den Zapolya krönte Soliman doch in Ofen, machte Lascy zu seinem Palatin, Martinuzzi zum Bischof von Großwardein."

„Die Hand des Ungläubigen setzte einen christlichen Bischof ein!" unterbrach Ottheinrich, der dieser, damals in Flugschriften, Holzschnitten, Volksliedern, auch von Luther in seinen Heerpredigten wider den Türken mannichfach geschilderten Dinge durchaus nicht unkundig war. Begierig durfte er sein, wie diese Mittheilungen, bei denen der Rath über seine eigenen Verdienste bescheiden hinwegging, auf Gräfin Ilajos, deren Sohn und seine eigene venetianische Reise kommen sollten.

„Wenn dieser Bischof", sagte er, „vor dem Altar die große Litanei sprechen soll, das Bittgebet der gesammten Christenheit wider den Türken, wie wird es der Heuchler anstellen, sein Gewissen zu reinigen! Muß er nicht den Großvezier fürchten, dem er seine geistliche Würde verdankt!"

„Euch muß alles nur dienen“, entgegnete lächelnd der Rath, „den Glanz der Gefäße zu reinigen, die dem Dienste Gottes geweiht sein sollen! Aber ach! Es steht noch für lange Zeit nicht in Aussicht, Euer tausendjähriges Reich der Heiligen, als in welchem von keinem Blut mehr die Rede sein wird, als von dem des gekreuzigten Lammes! Ja, setzt nur einmal selbst Euere frommen Fürsten von Sachsen und Hessen auf die große Heerstraße, wo sich die fremden Zungen und die wüthenden Herrschbegierden begegnen, und wir wollen sehen, ob sie dem Gebot des Herrn: So dir einer einen Streich auf die Wange gibt, reich' ihm auch die andere dar! obliegen und nicht lieber nach dem Spruch handeln werden: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! Ich habe keine Ursache, diesem verschlagenen Martinuzzi das Wort zu reden, und nur wider Willen muß man gedenken, daß auch Christen so grausam sein können wie die Türken. Aber nicht blos in Ungarn das! Aus England bringt uns jede Post eine Blutsentenz des königlichen Reformators Heinrich VIII. Und welches ist der Grund, daß nun schon wieder in diesem Augenblick unser großmächtigster Herr und Kaiser gegen die Franzosen im Felde liegt, unser tapferer Schertlin in seinem Gefolge? Kein anderer, als weil selbst ein Fürst, der sich der allerchristlichste nennt, Franz von Frankreich, mit dem Türken unterhandelt und ihm Botschaften sendet! Cäsar Fregoso und Anton Rinçon heißen die Boten, die zwischen Paris, Venedig, Konstantinopel unablässig unterwegs sind, um durch Soliman und

Zapolya den Kaiser zu bedrängen. Aber der Kaiser gleicht dem Löwen, der sich lange necken und spotten läßt, bis er sich endlich erhebt, die Mähne schüttelt und mit einem einzigen Sprung dem Uebermuth ein Ende macht. Ich halte es mit Karl und seinem heiligen Hause! Als er im vorigen Jahr mit zwanzigtausend Christensklaven, die er in Tunis wie auf einem neuen Kreuzzuge befreit hatte, in Neapolis einzog, da war es, sollte ich meinen, der Glanz der Erzengel, der ihn umgab! Und wäre nicht Rom von alters her die Burg der geheimen Widersacher des deutschen Namens, es hätte ihm damals den Beinamen des Heiligen geben müssen, den er verdiente, so gut, wie einst der französische Ludwig —! Doch höret weiter —!"

Den Namen des Kaisers zu verehren, den Abglanz göttlicher Majestät über den Träger des Reichsschwertes und der Krone Karl's des Großen ausgegossen zu sehen, war im deutschen Gemüth etwas so mit der Muttermilch Eingesogenes, daß sich auch Ottheinrich nicht im mindesten dem Ausdruck so hoher Verehrung vor dem Kaiser entzog.

„Gott lasse sein Antlitz über ihm leuchten!" sagte er.

„Als damals Martinuzzi", fuhr der Rath fort, „in Venedig ab- und zuging, wurde der schlaue Mönch mit Beatrice Pisani bekannt. Sie lebte damals zu Venedig noch in den dürftigsten Umständen. Diese sollten sich nun ändern. Zapolya ist zur Zeit unvermählt und hat aus einer frühern Ehe keine Kinder. Der Gedanke, er sollte entweder aufs neue sich vermählen oder den außer-

halb der Ehe geborenen Urenkel des großen Matthias Corvinus, den Sohn des nach seinem Tode mit doppelter Liebe verehrten Ludwig an Kindesstatt annehmen und zum Erben Ungarns und Böhmens machen, ergriff die Verschwörer so mächtig, daß sie alles anwandten, um die Mittel zu einer bessern Lage der Gräfin und ihres Sohnes zu gewinnen. In der That lebte sie dann einige Jahre in Venedig wie eine Fürstin. Der Doge Andreas Gritti gab ihr die Ehre seines Besuchs. Es wurde festgestellt, daß ihr Geschlecht mit dem des berühmten Admirals der Republik, Pisani, verwandt war. Auch jene Zwischenträger des Königs von Frankreich, Fregoso und Rinçon, brachten ihr Grüße und Geschenke von Paris. Sie hatte einen Hofstaat um sich. Der junge Sohn des Königs wurde für seine zukünftige, glänzende Laufbahn erzogen. Da kam dann jenes große Sterben über Europa, das uns die Türken als Ersatz zurückzulassen pflegen, wenn sie nach Hause gehen. In Augsburg starben damals wie im vorigen Jahre ihrer Tausende — auch dazumal mein Weib. In Venedig raffte die Seuche in wenigen Monden zehntausend Menschen dahin — mit ihnen, wie als gewiß gelten darf, auch jene Beatrice und Uladislaus ihren Sohn."

Der Rath hatte die letzten Worte nur langsam gesprochen und dabei auf ein Bild geblickt, das sich unter den Contrafacturen befand, von denen die Wände bedeckt waren. Das von seinen Augen gesuchte hing so im Dunkeln, daß es einiger Anstrengung bedurfte, um die Züge seiner

Frau zu erkennen, die schon darum, weil sie den Familiencharakter der Fugger, eine gewisse stolze Strenge trugen, nicht eben schön sein konnten. Die Ueberladung an Verhüllungen der Brust, des Halses und der Stirn thaten für den minder gefälligen Eindruck das übrige.

„Vor einigen Jahren jedoch“, fuhr der Rath fort, „vernahm man das Gerücht, es sei zwar die Italienerin, die einst vor den Augen des jungen Ungarnkönigs Gnade gefunden, gestorben, doch nicht ihr Sohn. Dieser lebe vielmehr noch und werde, da Zapolya immer noch unvermählt blieb, von den Misvergnügten als ein Anlaß neuen Unheils, neuer Verwirrung Ungarns, für künftige Zeiten aufgespart. Nur durch kluge Mäßigung hat König Ferdinand verstanden, sich zu einigen Theilen in Ungarn dasjenige wiederzugewinnen, was ihm durch die Gewalt der Waffen verloren gegangen. Zapolya bewohnt in Ofen die Königsburg. Weiter als bis Gran und Presburg reicht noch nicht die Herrschaft des Habsburgischen Hauses. Aber sie dehnt sich aus durch weise Mäßigung, durch welche mancher der Magnaten gewonnen wurde. Selbst Lasch, Martinuzzi's eifrigster Schildträger, ist zum Hause Habsburg übergegangen, woran, wie die einen sagen, der Tod des Renegaten Gritti, der als türkischer Gesandter in Ofen lebte, noch andere, die Religion schuld sein soll; denn den Polen zog es zum alten Glauben, den Ferdinand beschützt, während Zapolya und selbst Martinuzzi, der Bischof von Großwardein, in Glaubenssachen den Protestanten durch die Finger sehen und

um so weniger der Römischen Curie hold sind, als sich Papst und Kaiser um der Religionsspaltung willen gezwungen sehen, sich auszusöhnen, womit den Ungarn nicht gedient ist. Des Kaisers und ihres habsburgischen Königs verhaßter Name ist den Ungarn Eines und dasselbe. Den General des letztern, Balthasar Banffy, hat Zapolya's Feldherr, Gotthard Kun, erst kürzlich wieder geschlagen; Kaschau, Tokay sind an Zapolya zurückgefallen, alles unter dem Schutz des Halbmonds und der Roßschweife der Paschas von Belgrad, Serbien und Sclavonien! Diese Schande fühlen aber die Ungarn allmählich mit Beschämung! Stirbt Zapolya, so neigt sich das gesammte Ungarnvolk, vielleicht mit einigen Ausnahmen, dahin, daß das Land an Oesterreich falle. Für Martinuzzi wäre das wie Gift und Opperment! Sein Haß verfolgt Plane, die niemand ermißt. Schon wird geschrieben, er hoffte einst noch durch die Ungarn, ja durch den Sultan — Gott verzeihe ein solches Wort, das auch nur auszusprechen schon Sünde! — Papst in Rom zu werden. Jetzt sucht er die Hand einer Fürstin für einen König, der regiert durch Türkengnade! Eine solche zu finden ist schwer. Doch die Mönche werben an Sigismund's Hofe in Polen, dessen Tochter sich für die Verbindung geneigt zeigen soll. Noch bewirken sie vielleicht ein Wunder für die Nachfolge. Ist dies aber nicht der Fall — und es gibt eine Partei in dem wilden Lande, die dem Zapolya ebenso aufsässig ist wie den Habsburgern — sie wünscht, daß sich kein fürstliches Weib für den Halbtürken finden möge — kurz so oder

so und gewissermaßen für alle Fälle — lassen sie in Venedig, in Kärnten, in Tirol — ich weiß es nicht, wo — für den längstvermoderten Sohn der Gräfin Ilajos ein untergeschoben Kind erziehen!"

„Können solche Frevel in christlicher Welt erhört sein!" rief Ottheinrich.

„Es liegt an Euch", entgegnete der Rath, „mir und andern, unter denen sich hohe und höchste Häupter, hochfürstliche Personen befinden, diesen Glauben zu nehmen. Forschungen, die ich Euch anempfehle und deren Wege in diesen Blättern vorgeschrieben stehen, werden die volle Gewißheit bringen. Auch in Onolzbach, erfuhr ich erst heute, heißt es, Graf Ilajos lebe noch. Und in Onolzbach kann man es wissen; ist doch des Brandenburgers Hauptstadt die Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen Ungarns, ein Brutnest von Racheplanen gegen Wien. Daß noch jetzt der Markgraf am liebsten in ungrischen Kleidern geht, Panduren und Haiducken im Gefolge hat und die alten Gewohnheiten von Ofen und der ihm ehemals gehörenden Gespanschaft Warasdin nicht aufgeben kann, wisset Ihr ja selbst von Meister Habsermann, bei dem Ihr wohnt! Beichling — er war, mein' ich, Euer Vorgänger im Quartier, das Ihr bewohnt — hat die Gesandten an Euern Miethsherrn empfohlen und ich höre, sie haben Seiner fürstlichen Gnaden zu Gefallen für eine neue Gewandung, die sie bestellten, manches nach dem ungrischen Schnitt befohlen."

Ottheinrich mußte diese Bemerkung bestätigen. Seine

trauliche Wohnung hatte früher Beichling innegehabt. Die Empfehlung der Gesandten an die Werkstatt seines Wirths war eine Folge der Credenzanweisung an seinen Principal. Ottheinrich war durch Zufall in die Lage gekommen, durch seine und Beichling's Empfehlung vielleicht den Bestellern ebenso nützlich zu sein wie seinen Hausleuten.

„Entdeckt Ihr in Venedig“, fuhr der Rath fort, „eine Spur der Dinge, in welche ich Euch eingeweiht habe, so gebt vor allem darauf Acht, daß Ihr ergründet, von wannen wol die Gelder kommen, die solchen Frevel aufrecht erhalten und für die Kosten, so er verursachen muß, aufkommen. Bei einiger Klugheit kann Euch die Entdeckung nicht entstehen —!“

Mit höchstem Erstaunen blickte Ottheinrich auf. Denn in den langsam gezogenen Worten des Raths, in seinen auf die Gegend, wo die bischöfliche Pfalz lag, gerichteten Blicken schien eine Anschuldigung des Markgrafen zu liegen. Georg von Brandenburg der Anstifter der angedeuteten ungarischen Frevel —? dachte er. Nimmermehr! Eine solche Annahme widersprach allen Voraussetzungen, die ihm über diesen gefeierten Bekenner des evangelischen Glaubens geläufig waren.

„Es sollte mich freuen“, lenkte auch der Rath von den Zugeständnissen, die sich durch Lächeln ausdrückten, bald wieder ein, „wenn sich diese Dinge als thörichte Luftgebilde ergeben, veranlaßt durch die Ungarn, Böhmen und Schlesier, die am onolzbacher Hofe verweilen, Johannes Thurzo darunter — dies freilich einer der Gefährlichsten!‘

„Ein Schwager der Fugger?“ fragte Ottheinrich erstaunt.

„Ein jüngerer Bruder des ehrenwerthen Alexis Thurzo und des noch berühmtern, der in Breslau Bischof gewesen! Graf Hans Thurzo war Herr von Pleß in Schlesien. Er verkaufte die Grafschaft und lebt seitdem, ein Abgearteter von seinen Brüdern, bald da, bald dort, unablässig mit Praktiken gegen Oesterreich beschäftigt. Doch auch möglich, daß jener Betrug nur aus Großwardein vom Martinuzzi stammt. Die Vermittler aller Ränke zwischen Frankreich, Venedig, zwischen dem Großtürken und Ungarn gegen Oesterreich sind die Bischöfe von Sclavonien, obenan der Erzbischof von Ragusa, ein Bruder des Cardinals Trivulzi in Rom. Mag dem nun sein wie ihm wolle, von Brüssel aus sind an mich desfallsige Fragen ergangen von meinem vertrautesten Freunde, dem Geheimen Rath der Königin Maria, die, wie sie auf ihres Gatten Jugendverirrungen schon längst liebevoll den Schleier der Vergessenheit gebreitet hatte, jetzt vollends wünschen muß daß die Lüge nicht mächtiger werde, als vor ihrem milden Tribunal ehedem die Wahrheit war. So ist auch nicht sie die wahre Urheberin dieser Fragen, sondern die Hofburg in Wien. Diese ist es, die über Brüssel an einen augsburger Kaufherrn — sage ich es offen, an mich — das Gesuch hat ergehen lassen, man möchte über diese Dinge in Venedig eine Ausforschung anstellen. Königin Maria hat dem Andenken ihres Gatten ewige Treue und Verehrung gelobt. Sie hat die Hand der ersten Fürsten aus-

geschlagen und lebt nur dem Wohl ihrer Brüder, von denen sie den Kaiser mit einer Zärtlichkeit liebt, die sogar — sollte man glauben, wohin sich die Welt verirrt! — Verleumdung gefunden hat. Zapolya ist alt, jeder Tag kann über Ungarn ein neues Ungewitter bringen; die Staubwolken, in denen dann die Türken heraufziehen, können der Christenheit das Grauenvollste enthüllen! Warum nicht noch das mindeste der Schrecken, einen neuen König für Ungarn? Einen Prätendenten, der die Absicht Zapolya's, die Krone des heiligen Stephan an Ferdinand zu vererben, zu Schanden macht? Demnach also — so Ihr mir einen Beweis Euerer Geschicklichkeit, vor allem Euerer Verschwiegenheit gegen jedermann geben wollt, erkundigt Euch in Venedig, ob besagte Dame Beatrice Pisani in Wahrheit Todes verblichen ist, ingleichen ihr Kind! Habt Ihr in Erfahrung gebracht, daß beide den Weg alles Irdischen gegangen sind, so spürt, womöglich, dem Gerücht nach, das ich Euch genannt, und wie und wo ein so betrügerischer Handel habe entstehen können. Und vermöchtet Ihr wol gar zu entdecken, wo eines so erlauchten Vaternamens vermeintlicher Erbe gegenwärtig verweilt, in wessen Pflege, durch wessen Unterstützung und Beförderung im Lügen erhalten — auch darüber geben Euch diese Schriften Fingerzeige — so würdet Ihr mich über die maßen verpflichten. Ich sage Euch, noch vor kurzem hieß es, daß nach Tirol Geldspenden von Onolzbach gegangen sind. Wollt Ihr in diesem Falle, überhaupt über alle Dinge, an die rechten

Quellen kommen, so rath' ich Euch, sucht sie bei den Kleinen auf, nicht bei den Großen. Die Großen sind in allen Dingen in der Hand der Kleinen."

Der Rath lächelte. Wie zur Bestätigung dieser seiner letzten Worte reichte er Ottheinrich die Hand.

Der junge, mit so hohem Vertrauen geehrte Mann hielt diese krampfhaft fest und sprach mit bewegter Stimme:

„Was ich vermag, mein gütiger Herr, die ehrenhafte Sendung, die Ihr meiner Jugend und Unerfahrenheit anvertraut, durchzuführen, will ich mit Gottes Beistand versuchen. Wolle mich nur nicht dabei, das freilich möchte ich wünschen, die fremde Welt mit zu seltsamen Sitten anmuthen! Auch vernehme ich, man kann eine Sprache gar wohl nach der Art verstehen, wie man in ihr Bücher und Briefe schreibt, vermag aber darum noch nicht der Mundart zu folgen, in welcher sich's die Eingeborenen, wie bei uns, im Sprechen bequem machen. Doch ich will keinen Fleiß sparen, in die Geheimnisse zu bringen, mit deren Mittheilung Ihr mich so unverdient geehrt habt. Müßte es sich dann freilich ergeben, daß ich zu meiner Betrübniß fromme Fürsten, und gewiß dann nur durch unglückliche Rathgeber verleitet, von der Bahn abgeirrt fände, die sie das gesammte Vaterland, den Brandenburger, als er noch mit Georg Vogler und dem seligen Schwarzenberg ging, mit Bewunderung wandeln sah, so soll doch nicht nur die Hoffnung mich leiten, solche Fürsten bei meinen Forschungen so zu erfinden, wie sich zu halten gottesfürchtigen und ehrlichen deutschen Herren geziemt,

sondern auch der Eifer, jener hohen Frau gefällig sein zu können, auf welche wir, scheltet mich darob nicht, mit den heißesten Erwartungen blicken. Ja, Herr, steht diese Frau so dem Herzen des Kaisers nahe, daß sie sogar darum verleumdet werden konnte, so wird ihr Fürwort dem ganzen Vaterland zugute kommen. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich etwas auffände, womit Ihr Euch die Dankbarkeit der Königin erwerben könntet —"

„Die Gnade des Kaisers, den Dank des Königs —!" ergänzte der Rath bedeutungsvoll, erhob sich, öffnete das nach vorn gelegene Nebenzimmer, lauschte eine Weile, schritt dann rasch zu einem Fenster desselben und blickte auf die Straße hinunter mit den Worten:

„Ich höre schon Reiter und sehe gesattelte Rosse! Deren sogar mehr, als die drei, die man eben aus dem Thorweg zieht? Das sind die guten Freunde des Hauses, die Euch das Geleit geben wollen! Als Johann Georg nach Bourges zog, war unsre ganze Sanct-Annengasse wie im Aufruhr. Die Zeiten sind verdrießlicher geworden."

Ottheinrich wußte, daß sich der Abritt des Postreiters nur zu sehr nach den am Wertachbrucker Thor eingelieferten Briefen und mancher „Respecthalbenstunde" richtete, die zum gesetzlichen Postschlusse hinzugegeben wurde. Er bemerkte dies dem Rath, der nicht darauf zu hören schien, so ergriffen war der ehrgeizige Mann durch die Vergleichung der äußern Wirkung, die noch die Abreise seines dritten Sohnes in Augsburg hervorgebracht hatte, mit der Oede und der Stille des heutigen Tages.

Jetzt sah er, wie aus einem Traum erwachend, zu einem besondern Schmuck seines Schreibtisches hinüber, einer in kunstvolle Gehäuse eingeschlossenen, mit Goldverzierungen und Mechanismen aller Art reich ausgestatteten Standuhr, einem Meisterwerk des berühmten augsburger Mechanikus Marquard.

Das Sausen und Schnurren des arbeitenden Räderwerks darin war so stark, daß die Gehäuse das Geräusch abdämpfen mußten.

„Von dem einen haben wir gesprochen. Jetzt noch mein zweites und dann sei's — mit Gott!“ sagte der Rath.

Ottheinrich hielt den Athem an in glückseliger Spannung. Es schien ihm gewiß zu sein, daß Gott, dessen durchaus persönliche Führung sich ihm als die Bestimmung seines und jedes Menschenlebens von selbst verstand, ihn als Werkzeug benutzen würde, das Gute zu befördern, Irrthümer zu widerlegen, das Falsche in seinen verderblichen Folgen wenigstens insoweit abzuwenden, als diese seinem redlichen Willen, seinem ungebeugten Muthe erreichbar wurden.



Viertes Kapitel.

Hohenschwangau.

„Ich weiß es", begann der Rath, „daß Hans Pfister, ist er nur erst unterwegs, den Ritt wacker zu betreiben pflegt. Er läßt die Rößli gern schon vor Sonnenaufgang aus dem Stall ziehen. Drum macht er aber auch zeitiger Feierabend. Das wünschte ich wohl für den morgenden Tag, der ohnehin ein Sonntag ist."

Ottheinrich wußte, daß das damals noch streng gehaltene Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen!" auch ein Verbot des Reisens am Sonntag einschloß. Die Taxis'sche Post hatte sich in Rom, wo für Geld aller Sünden Erlaß zu haben war, Dispens erkauft.

„Seht doch ja zu", fuhr der Rath fort, „daß Ihr morgen bei zeiten ausreitet! Die Wege über Oberndorf und Roßhaupten, allwo selbst bei trockenem Wetter der Boden vor dem weichen Wiesenmoor oft zum Versinken ist, sind zwar, da es kürzlich lange geregnet hat, beinahe grundlos; dennoch vermöchtet Ihr vielleicht noch bei guter Zeit in Füßen anzugelangen und alldort einen Auftrag

auszurichten, für welchen ich Euch nicht weniger Behutsamkeit anempfehle als für die ungrische Sache. Ohne Zweifel wird Hans Pfister auf dem füßener Schloß in Aufträgen des Bischofs, vielleicht auch unten im Sanct-Mangstift zu thun haben. Trifft es sich nun etwa so, so nehmt, wenn irgend noch am Abend möglich, Urlaub und macht Euch auf und geht zu Fuße, der Weg ist unweit, über den allda so anmuthig gelegenen Lech, um Euch hinter einem Berge, so man den Huttelberg nennt, und an einem ganz im Gebirg versteckten See ein Anwesen anzusehen, auf welches ich, im Vertrauen gesagt, meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet habe — ich meine die stolze Vierburg Hohenschwangau!“

Ottheinrich wußte, daß zu des Rathes Schuldnern auch die Ritter von Schwangau gehörten. Beide waren kinderlos, die letzten ihres Jahrhunderte alten Geschlechts.

„Ich soll die Briefe“, sagte er, „die ich an Euern Pfandpfleger, Sigmund Rothhut, zu überbringen habe, selbst nach Waltenhofen tragen, wo er haust? Es soll den Burgen nahebei liegen.“

„Doch nicht!“ entgegnete der Rath. „Und nennet auch nicht Sigmund Rothhut meinen Pfandpfleger! Aller Orten sind die Schwangauer verschuldet. Die Rehlinger bei uns, die Ehem, die Rem haben zu fordern und ich nicht einmal das meiste. Nein! Heinrich von Schwangau lebt mir befreundet hier in unsers Bischofs Pfalz. Des von Zusmarshausen, seinem Vogtamt, Alters und Kränklichkeit halber, fast immer abwesenden Georg von Schwan-

gau, seines Bruders, Ehehälfte ist selbst eine Augsburgerin, dem Geschlecht der Argon zugehörig. Von ihren Burgen sehnt die gute Frau sich fort nach Augsburg oder nach Kaufbeuern, wo ihre Sippe jetzt wohnt. Der Gläubiger Consortium, wir alle, setzten den Pfleger auf die Zinserträgnisse und nur ein Zufall ist es, daß man dazu den weiland Rottmeister meiner türkischen Zweiunddreißig genommen hat. Auch er sehnt sich wieder in die Kundschaft großer Herren zurück und wollte schon diesmal mit Schertlin nach Welschland reiten. Ich will ihm Ablösung geben, wenn alles so von statten geht, wie ich es mit Gottes und eines guten Zahlbrets Hülfe erziele."

Ottheinrich horchte hoch auf. Das Feuer seiner Augen milderte sich. Es überfiel ihn eine dunkle, ja unheimliche Ahnung.

„Lasset getrost die Briefe an Rothhut", sagte der Rath, „durch des Bischofs Pflegamt gehen! Ihr selbst sucht euch einen Grund, die Burgen in Augenschein zu nehmen, die ich, im Vertrauen gesagt", — der Rath dämpfte seine Stimme — „für mich erstehen will!"

„Wie?" rief Ottheinrich mit unverstelltem Ausdruck der Bestürzung. „Das Unerwartete sollte sich ereignen? Mein Principal, wol gar überdrüssig seiner Ehren in Augsburg, wollte, wie die Fugger, in der Fremde die Schwingen seiner Kraft und von hohen Ritterburgen herab entfalten? Sollte sich, seitdem Euere Schwäger die Herren von Kirchberg und Weißenhorn geworden sind —"

„Recht, recht!" unterbrach der Rath mit einiger Strenge.

„Aehnliches begibt sich vielleicht auch bei uns. Braucht nun ein Auskunftsmittel, das Euch an die Hand gibt, Euch die Burgen des Nähern anzuschauen und mir — Was könnte — wohl —? Ha seht! Die Leute sagen: Doctor Martin Luther hätte eine Nacht in Hohenschwangau zugebracht. Darauf hin könntet Ihr ja — Wißt Ihr", unterbrach sich der Rath selbst, „bei uns in Augsburg das Gäßlein, so man den Dahinab nennt?"

„Am Galluskirchlein bei dem Teufelsbild ...?" antwortete Ottheinrich.

„Das Gäßlein vornwider braucht der Teufel zum Ausritt aus Augsburg — wo er wol öfters hausen mag ..."

Ottheinrich schlug zur Abwehr solcher Vorstellungen das Kreuz. Den Zauber des alten Christenzeichens, das Sichsegnen mit dem Kreuze, hatte die Reformation noch nicht etwa zu entkräften gesucht oder abgeschafft.

„Nun", fuhr der Rath fort, „durch jenes Gäßlein soll denn auch Euer Luther dazumal entwichen sein, als er vor siebzehn Jahren vor unserm Reichstag dahier stand und des Böhmen Johann Huß trauriges Schicksal erwarten mochte. Der Bürger einige geleiteten ihn, sagt man, und wie man wol einem Roß, das einen Flüchtling trägt, das Hufeisen verkehrt anlegt, um die Verfolger zu täuschen, so nahm er seinen Weg, um nach Sachsen zurückzugelangen, nicht sogleich über Donauwörth und Nürnberg. Um die Verfolger zu irren, machte er einen Umweg ins Gebirge. Man sagt das. Zeigt auch in München ein

Wirthshaus, wo er einkehrte. Soll allda vergessen haben seine Zeche zu bezahlen. . . .“

Ottheinrich schaltete mit Bitterkeit ein:

„Das haben sie ihm in München für ewig mit Kreide angestrichen!“

Der Rath fuhr lächelnd fort:

„Wie dem sei, die Leute glauben als, daß Luther über die Burgen der Freyberge und der Schwangauer nach München und von dort erst auf Nürnberg und Sachsen zurück entkommen sei. Mag es wahr sein oder nicht, laßt Euch getrost, als wüßtet Ihr dessen nicht anders, die Zelle zeigen, wo ihn die Schwangauer beherbergt haben sollen. Luther'n zugethan sind sie beide, der Burgherr, trotz seines hiesigen Bruders, und die Burgfrau. Schon um der alten Späne willen sind sie's mit des Bischofs Pflegern in Füßen und dem Abt von Steingaden. Läßt man Euch dann ein, so verschweigt Euere Verbindung mit mir! Verschweigt die Absicht, die Burgen genauer untersuchen zu wollen! Macht Euch aber ein Gewerbe an alles! Betrachtet die Gelegenheit, wo Ihr könnt, und berichtet mir's sofort von Venedig ausführlich, wie Ihr's gefunden! Als ich an Jahren jung war, sah ich die Burgen, wenn ich meinen Vater auf Ehrenberg geleitete, dessen Pflegamt ihm die Kaiser geschenkt hatten und wo er auch ab und zu einmal hauste, wenn ihn sein Geschäft in Augsburg freiließ. Das volle Bild der Gelegenheit steht mir aber nicht mehr vor Augen. Sehet zu, ob noch die alte Burg oberhalb des Pöllat — ein Bergwasser, das wild und un-

geberdig, wie ich mich entsinne, aus den Schluchten des hohen Sahling niederstürzt — bewohnbar, ob das Innere unverfallen, die untere Burg insonders, die auf dem neudecker Berge, oberhalb eines wunderbar lieblichen, wie ein Menschenauge klaren Sees, des Alpsees, noch leidlich gegen Wind und Wetter vorhält, vor allem aber, ob der auf einem Hügel von eitel Marmor sich erhebende und, wie ich aus meiner Jugendzeit mich entsinne, mit lustigen Buchen und Ahorn umstandene Simwellenthurm noch ein leidlich Aussehen gewährt! Blickt dann fürsichtig nach Stadeln und Ställen! Nach des Viehs Bestand! Nach Waldzucht, Wiesenwachs, Fischerei, Jagd und dem Betrieb eines alten Gipswerks, dessen Räder das wilde Pöllatwasserle treibt! Sprecht davon mit den Knechten, den Bauern und Hörigen vom Dorf Schwangau oder Waltenhofen im Thal! In den Schenken, auf dem Hin- oder Wiedergang, vermag man dergleichen allzeit. Da kommt Ihr allem besser auf den Grund, als wenn Euch Sigmund Rothhut Bären aufbindet, berechnet ihn bald auszulösen, oder als wenn Euch gar die Herrschaft erst alles, ehe Ihr's seht, schön zurechtstutzt, daß es eine Art zu haben scheint und doch nur Sand in die Augen gestreut ist. Gedenket aber auch in dieser Sache, daß mir jedes Verlautbaten von einem Auftrag, den ich Euch gegeben, mein Spiel verderben könnte! Denn nimmermehr, merkt Euch das und erkennet daraus mein ganzes auf Euch gesetztes Vertrauen, nimmermehr erhalte ich vom Kaiser die Lehen, wenn solches die Fugger, die mich,

wie ja wol in Augsburg die Ziegel auf den Dächern wissen, hassen, behindern können. Sie würden es damit leicht haben, denn des Kaisers Bruder, König Ferdinand — merket daraus die hohe Gefahr für mich! — will sich ebenso die stolzen Warten an der Landesgrenze nicht entgehen lassen. Nur mangelt's in Innsbruck beim Salamanca zur Zeit noch am Geld zum Ankauf. Wie ich den König, wie ich sein edel Geschwister, Maria von Ungarn, und durch beide den Kaiser, von dessen Gnade die Ertheilung der Lehen auf Hohenschwangau abhängt, zu gewinnen suchen muß, das wisset Ihr ja nun bereits durch den ungrischen Auftrag, den ich Euch gegeben. Nehmt alles in und um Hohenschwangau aufs Korn und laßt Euch darüber behutsam in Briefen, deutlicher bei Eurer, so Gott will! gesunden und glücklichen Rückkunft vernehmen!"

Damit wollte nun der Rath, kräftiglich die Rechte des jungen Mannes schüttelnd und mit den wohlgenährten rundlichen Fingern ihm schier die fünf Ringe, die daran hafteten, ins Fleisch drückend, von ihm Abschied nehmen.

Denn immer lauter wurde es im Hause und in der That auch auf der Gasse. Frauenstimmen ließen sich vernehmen, schwatzende und lachende. Zuletzt erscholl sogar vom Hof herauf ein kräftiger vielstimmiger Gesang von Knaben mit einem untermischten Baß, der dem wohlgefugten Cantus firmus den kräftigen Halt gab. Die Alumnen von nebenan waren es, die mit ihrem Cantor dem Sohn des vornehmen Nachbars ein Abschiedslied sangen.

„Ei, ein gutes Zeichen sei mir der Lobgesang", sagte

der Rath hoch überrascht und fuhr, da Ottheinrich, über den zu erwartenden Uebergang seines Principals in die Adelssphäre, wie auf den Trümmern einer zusammensinkenden Welt stand, fort: „Und nun noch dies! Da Ihr nach Italien geht, wo es mit Euers Evangeliums Verbreitung ins Stocken gerathen ist, so mäßigt Euch doch mit Euerm Apostelseifer! Das Stücklein, das Ihr mir heute in den Straßen Augsburgs aufgeführt habt, muß von sothaner Art das letzte sein. Es hat mich anfangs unwirsch gemacht. Doppelt gut, daß ich den Zorn an mich behalten habe — einmal, wir hätten vielleicht nicht mehr die Zeit gefunden, uns so weit wieder zu versöhnen, wie wir jetzt voneinander scheiden; anderntheils hätte Euch mein Lachen nur noch mehr gekränkt, das Ihr ja schon sahet, als mir nach Tisch Beichling allerlei Mären brachte. Höret es nun! Euere beiden Mönchlein sind in aller Stille wieder zum Sanct-Ulrich zurückgeschlichen!“

Hatte schon die Erklärung des Raths, daß sein Streben nach Erwerb eines so mächtigen Anwesens, wie Hohenschwangaus, das eine reichsunmittelbare, fast fürstliche Herrschaft war, auf Ottheinrich so aufregend gewirkt, daß er im Geist das Handlungshaus der Paumgartner geschlossen, sich selbst in unabsehbare neue Bahnen gedrängt sah, so mußte vollends verwirrend auf ihn die Beschämung wirken, die sich der Rath auf die letzten Augenblicke des Zusammenseins mit seinem jungen Vertrauten verspart zu haben schien. Die unerwartete Nachricht über die Mönche, Beichlings', Triumph, machte ihn sprachlos.

Der Rath wiegte sich in dem Bewußtsein der Ueberlegenheit seiner Welterfahrung und seines Verstandes über die Unreife eines noch so jugendlichen Gemüths.

„Erkennet da“, sprach er, „an welchen Gewichten die Weiser hängen, die Euch in der Welt auf gut und böse, auf gerecht und gottlos zu deuten scheinen! Bei den Engländern bessert jetzt ein König die Kirche, der für seine wüthende Eifersucht und unersättliche Brunst das Sakrament der Ehe in seiner alten Heiligkeit nicht mehr brauchen kann. Bei den Holländern machen sie das Evangelium zum Schanzwerk für ihre städtischen und Steuerfreiheiten, schlagen auf den Sack, will sagen den Papst, und meinen den Esel, will sagen die verhaßten Spanier. In deutschen Landen hat die Menge der Fürsten und kleinen Herren und die immer theurer werdende Zeit ihrer die Mehrzahl fast an den Bettelstab gebracht. Da sie nun an die Städte nicht kommen mögen, als in welchen Fleiß, Kunstfertigkeit, tüchtiger Haushalt und dessen Segen sich von Vater auf Sohn vererbt, Reichthümer in Ehren erworben werden, so kam ihnen die Plünderung der Kirchen, Altäre, Stifter gerade genehm. Winket mir nicht mit der Hand ab! Täglich sieht man, wie sie Klöster und Stifter schließen, Briefe und Siegel zerreißen und alles — unter dem Namen der gereinigten Lehre! In den sogenannten Visitationen, die sie anstellen lassen, und bei welchen gerade der von Euch vorhin so gerühmte Vogler, des Onolzbachers ehevoriger Kanzler, wie eine Elster auf alles, was wie Gold oder Silber gleißte, losfuhr, stecken sie ein, was sie finden können.

Augsburgs Gold- und Silberschmiede haben die Hände voll zu thun, um aus Leuchtern und Monstranzen, aus Kelchen und Patenen Speise-, für das fürstliche Frauenzimmer wol gar Bettwärmer zu machen. Gerade von Euerm Georg, diesem Brandenburger, weiß man es urkundlich, daß er aus Schlesien an Meßgewändern soviel mit sich fortgenommen hat, daß er nicht die Pferde hat auftreiben können, um all die damit gefüllten Truhen heimzuführen, als er mit seiner nunmehr dritten Gemahlin, der herzoglichen Prinzessin aus Sachsen, in Hof und Kulmbach einzog. Doch die Lateiner haben das Sprichwort Peccatur intra et extra. Ich will auch von denen, so römisch bleiben wollen, ach ja! gern es eingestehen, daß auch sie zumeist gar wohl wissen, um was sie es thun. An dem rechten Grund, den Männer wie unser großer Erasmus legen wollten, mangelt es überall. Der Kaiser hat für die Religion einen redlichen Willen. Sein Concil, auf dessen Berufung wir alle hoffen, wird ohne Zweifel die rechte Mitte halten. Aber auch bei uns — nehmt nur eben Euern Markgrafen Georg! Euern Schirm und Hort —! Wisset, er hatte sechzehn Geschwister — seine Mutter, eines polnischen Königs Tochter, brachte über ihres Gatten armes Land von Onolzbach und Kulmbach solchen Prinzensegen. Was davon am Leben geblieben, geht, seit sie ihren alten Vater, den Markgrafen Friedrich, der ihnen für ihren ehrgeizigen Sinn zu lange, sie sagen zu verschwenderisch regierte, als irrsinnig auf ein festes Schloß, die Plassenburg, gesperrt, bei unserm

Herrgott jeder auf seine Weise in die Kost! Der Alte zuvörderst ist aus Jammer über solche Söhne hintennach wirklich verrückt geworden. Da gaben sie ihn frei, um ihre Entschuldigung zu zeigen. Vor einigen Wochen ist er zu Onolzbach mit Tod abgegangen. Im alten Glauben. Sein Brot und sein Salz ließ er sich vom Priester segnen und täglich die Messe lesen. Er wollte nur leben, wie er vor einundzwanzig Jahren zu leben aufgehört hatte, als ihn seine Söhne nach einem Ballfest, noch mit Masken vorm Gesicht, mit Fackeln in den Händen, im Schlaf überfielen, einsteckten und absetzten. In seiner vernünftigen Tollheit sagte er: Kann die Religion, die inzwischen solche Verräther angenommen haben, die wahre sein? Aber nur Kasimir, Georg und Albrecht wurden Lutheraner. Der erste gab seinen Glauben wieder auf, als sich aufs Evangelium auch seine aufrührerischen Bauern beriefen. Georg wird's um seine ungrischen Güter thun. Albrecht im Lande Preußen, wo sie den Bernstein fischen, findet seine Rechnung auf andere Art. Das Land war des Deutschen Ordens; Polen gab's zu Lehen. Warf er da lieber die Mönchskutte ab, die den Ritterharnisch bedeckt, und behielt das Land für sich, das die Polen, aus Freundschaft des verwandten Hofes, so freundlich sind, vorläufig nicht wieder zu begehren. Der vierte Bruder ist römischer Bischof von Riga. Paßt ihm so besser. Ein fünfter ist Propst in Magdeburg. Ei, ein gesegnet Land hat gesegnete Pfründen! Ein sechster ist Domherr in Würzburg — über Mangel an Mitteln verdrieß-

lich ist er zum Kaiser geritten. Zahlt ihm aber dieser nicht, was er braucht, so soll man nur abwarten. Ein siebenter — da die Brandenburger von je dem Kaiser gegenüber zwei Seelen hatten, eine des Trotzes und eine der Demuth — verirrte sich aus Andacht vor dem Hause Habsburg nach Spanien, wo ihm das zweifelhafte Glück zutheil wurde, einer alten königlichen Wittib von Arragonien zu gefallen, die ihn zu ihrem neuen Ehgemahl machte, bald auch in Valenzia begraben ließ. Ruht da nun im Sarg in einer Franciscanerkutten —! Und der jüngste Brandenburger, Markgraf Gumprecht, ist gar in den Dienst des Heiligen Vaters selbst getreten und hofirt ihm als päpstlicher Kämmerling zu Rom. Da seht Ihr's, Vortheil und Gelegenheit, mein Sohn, machen unsere Meinung. Euere beiden Benedictiner hatten Streit. Worüber glaubt Ihr wol? Weil sie vom Abt und Convent zu Sanct-Ulrich verhindert wurden, das Evangelium, wie Ihr's nennt, die Schrift, von Gott eingegeben, unverfälscht und lauter zu bekennen und die Clausur zu verlassen? Mitnichten. Unser Mehster Rupilius hatte schon einiges von seinem alten Freund Udalrich, dem Pater Herboristen des Klosters, über die wahre Ursache ihrer Entweichung in Erfahrung gebracht. Beichling meldete das übrige. Hört! Im Kloster befindet sich ein wilder, halsstarriger, tollköpfiger Mönch, Namens Hans Gabolt. Der hat unter den Conventsbrüdern eine seltsame Verschwörung angezettelt. Ihrer einige, Gabolt an der Spitze, wollen ihr Gelübde brechen, wollen lutherisch werden, mögen aber nicht, wie die

meisten, nackt und bloß aus dem fürstlich reichen Kloster gehen und um Gottes Barmherzigkeit willen um Brot an der Leute Thüren betteln und sich auf Gott verlassen, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unterm Himmel ernährt. Nein, nachdem sie Ortolanen und zehnpfündige Forchinen zu speisen gewohnt sind, wollen sie insofern die reichen Pfründner vom Sanct-Ulrich bleiben, als sie ihr Gut nicht herauszugeben, nicht an Bischof oder Bürgerschaft auszuliefern, sondern pro rata unter sich zu vertheilen gedenken. Des Rechtes vollkommen kundig, hat ihnen Gabolt bewiesen, daß ein fundus oder Gemeingut, wenn solches in Gestalt einer societas, einer Genossenschaft fortzuleben aufhöre, sich auf die Nutznießer vertheilen dürfe. Entwiche aber nun die Mehrheit oder Minderheit, so würde sogar ein einziger, der zurückbleibt, legitime für alle testiren und legiren können als Herr des Ganzen. Ei, ruft der schlaue Pfaff, ob sie etwa auch so thöricht handeln wollten, wie andere Klostergenossen, die ihre reichen Güter und kostbaren Schätze den Räthen der Städte oder den Bischöfen oder gar dem Kaiser überlassen hätten und hinausgezogen wären, um nach einer beglückten Zeit zu betteln? Evangelisch wollten sie werden — die Freiheit und ein jung Weib seien schöne Dinge; aber wie die Schnecken ihre Gehäuse mitnähmen, wenn sie wanderten, das Kamel sich erst dermaßen satt tränke, daß es eine ganze Reise durch die Wüste ohne Wasser aushalten könnte, so wollten sie auch die Herren ihres Guts bleiben, es theilen und das, was

jedem zufiele, ihren Kindern und Kindeskindern hinterlassen. Diese Meinung, für welche sich alle meine Bücher da, die Werke der gelehrtesten Juristen, als eine vollkommen richtige aussprechen, hat einen Funken in die Gemüther geworfen, der sie alltäglich in helle Flammen versetzt, die Schwächern zu Opfern der Wuth der Stärkern macht und bald die Clausur des Klosters durchbrechen, den Einspruch der Zechpfleger, den Besuch Stoffel Sorge's zur Folge haben dürfte. Letzteres wäre nun niemanden unwillkommner, als dem verschmitzten Gadolt, der mit seinen Gesellen auf ein einmüthig, von niemand im Kloster gekreuztes Handeln drängt. Einem seiner Meinungsverwandten, der auf den Abt, der durchaus zustimmen soll und nicht mag, heute mit Fäusten losgegangen, wurde die Strafzelle zugewiesen, worauf derselbe anfing zu rufen und zu schreien, als wenn er am Spieß stäke. Darüber schäumte denn Gadolt. Nicht gegen den Abt, sondern gegen seinen eignen Anhänger. Nichts so sehr fürchtend, als die Einmischung der weltlichen Gewalt, sah er mit Schrecken den Aufruhr, der draußen in den Straßen ausbrach. Jetzt beschwor Gadolt um aller Heiligen willen so Freund wie Feind, sie sollten sich nur einigen und ruhig sein. Da aber draußen der Lärm zu sehr überhandnahm und schon vom Perlach her die Wache anrückte, ergreift der wilde Mensch kurzweg die beiden friedfertigsten, sanftmüthigsten, geduldigsten unter den Lämmern des Klosters, die für nichts als für ihre Küche oder für ihre Blumen, für grünwachsende oder gekochte

Gemüse, leben und Sinn haben, und drängt sie zur Klosterpforte hinaus, diese sofort wieder verschließend und den armen Tröpfen überlassend, zu sehen wie sie sich draußen helfen sollten. Die Menge hatte zwei Opfer, die seit Jahren nur noch die Sprache ihrer Klostergenossen verstehen und zu allem, was von ihnen erfragt und gefordert wurde, wie die Schafe Mäh! sagten. Der Tumult verzog sich. Jetzt begehren sie, wenig von Euern Vorwürfen, die sie im Grunde nicht verdient haben, berührt, in ihr altes Kloster, in ihre Küche, ihren Garten, ihre Gewohnheit zurückzukehren. Betulejus hat sie ziehen lassen, wohin sie wollten."

„Und solche Frevel", wallte Ottheinrich auf, „duldet die Stadt?"

Der erhebende Gesang der Sanct-Annenschüler hinderte die Fortsetzung des Meinungsaustausches und die volle Bezeugung des Unwillens, der den jungen Mann über den Mönch Gadolt mehr erfüllte, als über die andern, die sich von den Wirkungen seines Feuereifers so wenig auf die Dauer ergriffen gezeigt hatten.

„Was hat hier die Stadt zu dulden oder zu verbieten?" antwortete der Rath. „Noch sind wir nicht so weit, daß den Mönchen und Nonnen, zumal eines reichsfreien, kaiserlichen Klosters, mit Gewalt befohlen werden könnte, ihre Clausur zu verlassen. Ja, ja", setzte er lächelnd und fast spöttisch hinzu, „der Pater erschien Euch dürr und hager, weil ihn die Glaubenssehnsucht verzehrte? Ihr wußtet nicht, daß gute Gärtner und fleißige Landbebauer

selten feiste Martinsgänse werden. Oder der Koch schien Euch vom heiligen Eifer getrieben? Der hatte das hitzige Geblüt aller Köche. Köche, mein Sohn, sind allzeit zornig, wenn sie hinterm Feuer stehen, können über den geringsten Verdruß auflodern und hintennach pflegt ihr Gemüth wieder der Trauer zugeneigt zu sein. Denn vergänglich sind ja die Gebilde ihrer Kunst. Wehmuth muß jeden Koch ergreifen beim Anblick einer abgetragenen Mahlzeit. Habe Köche gehabt, die nach dem heftigen Sturmlaufen der Vorbereitung zur Befriedigung hungriger Mägen bei einer Gasterei, wo es in der Küche Püffe und Flüche wie in der Hölle gab, nach Tisch dasaßen, schier als sollte ihnen das liebe Weinen kommen über diese Erde, all ihre Schönheit, all ihren vergänglichen Glanz. Haben sich dann auch nicht anders zu helfen gewußt, als daß sie dem Wein zusprachen —! Köche ergeben sich dem Trunk rein aus Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Mußte um deswillen manchen guten Küchenkünstler abschaffen. Dem Rector aber soll es liebgewesen sein, daß er die Zelle, die er den Benedictinern einstweilen als Aufenthalt angewiesen, wieder freibekam; denn er erwartet heute oder morgen einen neuen Lehrer, einen Mann, dessen Namen und künftige Nachbarschaft — nun will ich Euch zu guter Letzt noch eine besondere Freude machen. Denn irre ich nicht, so habt Ihr selbst mir von ihm erzählt. Wisset Ihr, als Ihr von Nürnberg kamt und ich Euch nach Euerm bisherigen Lebensgang und Herkommen befragte —?"

Ottheinrich gedachte der für ihn so erhebend gewesenen Stunde, als er zum ersten mal, beklommenen Herzens, dies Haus betrat, dem Rath, seinem künftigen Principal, als einem Kaufmann, einem Meister seiner Gilde, treuherzig die Hand bot und seinen Gruß freundlich von ihm erwidert erhielt. Jetzt vermochte er sich nicht sogleich zu besinnen, wer gemeint sein konnte.

„Wisset Ihr nicht mehr?" sagte der Rath. „Derselbe, der nach dem, was mir auch die Tucher von Eurer Herkunft geschrieben und Ihr mir dann selbst erzählt habt, durch Gottes Schickung Euch sozusagen ein Erlöser geworden ist, wie Ihr's auch nanntet? Dadurch, daß jene adlige Frau Veranlassung fand, ihren berühmten Brief zu schreiben —"

„Arsacius Seehofer?" unterbrach Ottheinrich die Mittheilung des Raths und erhob die Augen, die seither mit Demuth und über die letztempfangenen Mittheilungen mit allmählich erlöschendem Glanz auf die Teppiche des Zimmers gerichtet gewesen waren, zu hellleuchtendem Aufblick. „Arsacius Seehofer sitzt ja im Kloster Ettal, von den Mönchen und den Baiernherzogen gefangen —?" sagte er.

„Er ist frei!" entgegnete der Rath. „Er entsprang dem Kloster, wohin ihn die Baiernherzoge gegeben hatten, als ihn Euere geistliche Mutter vom Feuertod freigeschrieben. Natürlich kommt er in unsere alte Kaiserstadt, die nun einmal das Asyl alles heimatlosen und mit der Welt zerfallenen Wesens geworden ist! Die Männer des Scholarchats haben ihm eine Lehrerstelle an Sanct-Anna verliehen."

„Herr“, unterbrach Ottheinrich mit dem allmählich zurückkehrenden alten Behagen seiner Stimmung, „redet nicht also von Euerer Vaterstadt, die, wie ich mit Schrecken vernommen, Euch nicht mehr zu gefallen scheint! Diese herrliche, erste Stadt Deutschlands ist die hülfreiche Mutter aller verstoßenen Kinder, die in der Wüste der Welt und des Unglaubens irren! Augsburg ist der Schos der Barmherzigkeit Gottes auf Erden, die hülfreiche Hand der Liebe und der edelsten Gutthat! O wenn ich diesen Klosterflüchtling noch begrüßen, noch meiner geistlichen Mutter von ihm schreiben könnte! Es ist jetzt nicht mehr möglich. Aber ich werde mit Gottes Hülfe gesund wieder heimkehren und ihn dann sehen und dann schreiben. Aber auch Ihr, Herr, werdet dann noch nicht dieses schöne Haus verlassen haben, das Erbe Euerer Väter, werdet nicht, wie die Fugger, zu den Fürsten und Gewaltigen übergegangen sein, um auf den Reichstagen unter den Herren zu sitzen, nicht mehr in der Kaufstube Augsburgs unter denen, wo Ihr, wenn Ihr auch von Haß und von Neid sprecht, doch wie ein König geachtet, geliebt, bewundert seid —“

Mit gütigen und wohlwollenden Worten unterbrach der Rath diese kühne Rede. Er erhob sich und deutete an, daß die vertrauliche Zwiesprache, deren er den jungen Diener gewürdigt, zu Ende sei. Alle Worte, die noch gewechselt worden wären, würden auch verloren gewesen sein in dem Tumult, den die jetzt angebrochene Abschiedsstunde im Hause hervorrief.

Das war ein Schwirren und Lachen und Jubeln jetzt,

das von unten heraufdrang! Die Sanct=Annenschüler, vierzig an der Zahl, wurden köstlich im Hofe bewirthet. Stimmen von Frauen und von Männern, von Greisen und Kindern schollen durcheinander, Gläser erklangen. Der Rath trat mit glückseliger Spannung auf alle die, die nun doch dem häuslichen Begegniß Theilnahme schenkten, in die vordern Zimmer.

Da kam ihm zuerst seine Mutter entgegen und wollte ihn abrufen. Ein Gewühl von Menschen drängte näher und näher und umringte ihn. Lachender und weinender Zuspruch, Glückwünschung und Verheißung äußerte sich von allen Seiten.

Ottheinrich bedurfte der Nichtachtung, die ihm reichlich zutheil wurde. Zu mächtig hatte die Fülle der Eindrücke auf seine für so hohe Dinge, wie er sie heute vernommen, noch wenig geübte Fassungskraft eingestürmt. Und wie vieles davon war für ihn aufs schmerzlichste verwundend! Besaß auch sein Gemüth schon an Enttäuschungen eine schwere Bürde, so hatte er doch noch nicht die Macht gewonnen, der Wunden, die dem Herzen geschlagen werden, um anderer Dinge willen, die dem Herzen wohlthun, weniger zu achten. Zwischen dem, was ihm am Rath die höchste Bewunderung abgewann und dem, was ihn abstieß, jetzt, nach den Enthüllungen über die weitausgreifenden Plane desselben, sogar ihn unheimlich berührte, fehlte noch die Vermittelung reifer Welt= und Menschenkenntniß, wenigstens die sichere Hingebung an die sich vielleicht schon regenden selbständigen Urtheile. Wie hätte

er gewagt, in dem Fürstenhut, den der Rath auf sein Haupt drücken zu wollen schien (die Freiherren von Hohenschwangau gehörten zu den Unmittelbaren des Reichs und hatten ihre Lehen aus Kaisershand), nur die Anmaßung verblendeter Eitelkeit zu erkennen! Die wunderbare Zeit selbst mit ihren zauberhaften Umgestaltungen im Glauben, Wissen, Fühlen und Leben trug dazu bei, alles, was eben sein Ohr vernommen, ihm an sich eigentlich natürlich und begründet und selbstverständlich erscheinen zu lassen. Bei alledem war die Kluft, die beide, den Principal und den Diener, nunmehr zu trennen anfing, nach dieser Scene des höchsten Vertrauens doch eine unermeßliche geworden, und nur — Blumen verhüllten noch die schroffen Gegensätze und den Blick auf ein Scheiden aus diesem Kreise vielleicht — für immer —...

Diese Blumen dufteten aber lieblich und schön und übertäubten mächtig seine Sinne.... Sogar der Geist, aus dem der Rath heraus handelte und sprach, zog ihn empor oder drückte ihn doch nur mählings und sanft darnieder. Schon sagte er sich: „Trage doch geduldig, daß dein Wort unter den Bänken am Pyr dem Saatkorn glich, das auf den Weg gefallen! Warum bekämpftest du nicht dein Gelüst zum Apostelamt?" Heute in der Frühe hatte er sich gefühlt wie Petrus, dem der Herr auf dem Meer zu wandeln gebot, jetzt sah er die schwankende Welle unter sich und glaubte versinken zu müssen. Aber dies Sinken that mehr wohl als weh.... Daß er nach der tiefen Beschämung, die ihm durch die Rückkehr der Be-

nedictiner ins Kloster zutheil wurde, nicht ganz im Leeren unterging, bewirkte die Nennung des Namens Arsacius Seehofer.

Gundula kam auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn vorwärts, indem sie sagte:

„Wo bleibt Ihr aber nur! Seid Ihr denn ewig Hänschen Duckunter!“

Sie wollte, daß sich Ottheinrich nach Kräften geltend machte. Noch fehlte ihr die Unart der Vornehmen, Geringes, das sie unter vier Augen schätzen und verehren, vor den Augen der Welt zu verleugnen.

Doch war sie noch ganz ein Kind. . . . Sie verschwand in der Fülle von Alter und Würde um sie her. Da gehörte die Welt, zum mindesten das Wort, jedem andern. Der erste Bürgermeister war erschienen, Wolf Rehlinger, der dem Rath durch Theilnahme an seinen häuslichen Angelegenheiten die versöhnende Hand zu bieten suchte, die er ihm in städtischen und Steuerangelegenheiten verweigern mußte. Schon besaß er die Erklärung des Raths. Gleich nach der ersten Begrüßung hatte er lächelnd angedeutet, daß es dahinstünde, ob des Rathes Erklärung, so großartig sie sei, von Amtswegen würde angenommen werden. Wolfgang Rehlinger war kein so leidenschaftlicher Vertreter der städtischen Neuerungen, wie sein Vetter Ulrich Rehlinger, der die Reformation in seinem achtmaligen Bürgermeisteramt aufs eifrigste gefördert hat. Ihre gemeinschaftliche Base Magdalena Rehlinger hatte eben das Beghinenkloster zu Sanct-Martin, dessen Meisterin sie

war, mit sechs Conventualinnen verlassen und für immer den Schluß desselben herbeigeführt.

Gundula bekämpfte ihre innere Unruhe durch ein äußeres wildes Hin und Her. Sie sprach mit jedermann und wenn ihr im Gewühl Ottheinrich begegnete, so unterhandelte sie mit ihm über die Geschenke, die sie von ihm mitgebracht haben wollte, brach aber unwillig ab, wenn ein Vetter, der ihre Wünsche hörte, von Mohren zum Auseinandernehmen sprach, in deren Innerm Zuckerwerk verborgen läge. „Für Philippine Welser und Jakobina Jung!" sagte sie und suchte nach diesen Kindern, die mit ihren Aeltern und Geschwistern nicht fehlten.

Die alte Römerzeit hatte die Sitte, daß sich Vornehme mit einer sogenannten Clientel umgaben. Das ganze Mittelalter hindurch erhielt sie sich bei Reichen und Mächtigen. Wie sich die stolzen Patricier Roms und die Emporkömmlinge der römischen Ritterschaft nicht anders erblicken ließen, als in Begleitung von ärmern Verwandten, Schmeichlern, und wie sie ohne diesen Anhang, der sie auf dem Forum, beim Besuch der Tempel, auf Schritt und Tritt in den Straßen Roms umgab, nicht geglaubt haben würden mit Macht und Ansehen auftreten zu können, so geschah es auch bei den Kaufleuten von Florenz, Venedig, Augsburg, daß sie bei Anlässen, wie diesem heutigen, jedem Verwandten gezürnt haben würden, der gefehlt hätte, jedem vom gewährten Credit des Hauses Abhängigen, jedem Kaufmann, jedem Zünftigen, der ja, wenn er in der einen Sphäre zu dienen hatte seiner-

seits ebenfalls wieder in der andern herrschen mochte —! Nur die Fugger hatten sich, wie bei dem Geist, der zwischen beiden so nahe verwandten Familien obwaltete, vorauszusehen, durch ihre Trauer entschuldigen lassen.

Vorm Hause umgab die drei hochbepackten Taxis'schen Gäule ein Troß von mehr als einem Dutzend anderer jugendlicher Reiter auf schmuckvoll gezäumten Rossen. Licht, Glanz, Farbe — Gold, Silber und Edelsteine leuchteten im Hause und vor dem Hause. Die auf den Schabracken eingestickten Wappen, die zwischen den Ohren der Thiere angebrachten bunten „Fiocchetti", welche, nach strengen städtischen Luxusgesetzen, nicht jedermanns Gaul tragen durfte, ließen in den Reitern die jungen Hoffnungen der Aristokratie Augsburgs erkennen, der Aristokratie der alten Geschlechter und der neuerblühenden aus der Kaufmannsstube. Die Jünglinge waren aufs zierlichste, nach der neuesten spanisch-burgundischen Mode gekleidet; die buntfarbigen Röcke und Beinkleider über und über geschlitzt, die Stiefel von feinstem Leder aus Cordova, die Sporen mächtig groß nach türkisch-ungarischen Mustern. Hier harrten die Brüder der Philippine Welser, die Brüder der Jakobine Jung; einige Anverwandte der Rehlinger, der Rem, Imhof, Langenmantel, sowol derer aus der Sippe der Langenmantel „mit dem Sparren", wie jener andern der Langenmantel, die sich vom „doppelten R" nannte. Lukas Rem, der gebrechlich war, hatte seinen Diener Leonhard Hofmann, einen Nürnberger, den Ottheinrich von den Tuchern her kannte, mit

Briefen für seinen Sohn in Padua geschickt, der ebenfalls beim Exrector der Universität Leipzig, dem Magister Muschler, in Pension war. Anton Fugger schickte einen seiner Buchhalter, Ulrich Schwarz, einen närrischen Kauz, der seit dem Tage, wo ihn Kaiser Maximilian's Hofnarr Kunz von der Rose als „Buben" für einige Wochen in seine Dienste genommen hatte, der Lustigmacher der augsburgischen Kaufmannsstube wurde. Trotz der Fugger'schen Trauer saß er possenhaft gekleidet wie ein Hanswurst zu Roß.

Mit hin- und herfunkelnden Aeuglein musterte der Rath, wer sich zur schuldigen Reverenz eingefunden hatte.

Ein ihm von dem lauernd herumschleichenden, demüthig an den Wänden sich drückenden, gegen jedermann sich verbeugenden Laux Beichling zugerauntes Wort: „Ich habe die Abrittsstunde unter der Hand ansagen lassen!" fand eine gute Statt; der Erfolg sprach dafür. Beichling wußte von seinem Principal, daß sich ein Diplomat auf künstliche Veranstaltungen des „Zufalls" verstehen muß. Freilich wußte er auch, daß in solchen Fällen die Großen nur dasjenige anerkennen, was in der Ausführung den hinter den Coulissen helfenden Geistern wirklich gelungen ist.

David Paumgartner, das kleine und sogar jetzt schon von der Natur zum Behäbigen, wie sein Vater, angewiesene Studentlein, erschien der Unternehmendsten einer. Sein Biret, über ein langwallendes, goldblondes Lockenhaar gegen Wind und Wetter festgebunden, war mit einer grünen Feder geschmückt, entsprechend dem Sit-

tich im väterlichen Wappen. Um sein dunkelbraunes Wams ging von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte ein schwarzes, zierlich mit kleinen Muscheln besetztes Bandelier, ein Degengehenk.

Auch Ottheinrich hatte jetzt seinen Degen an sich genommen. Seine übrige Reiseausstattung, Wäsche und leichtere Kleidungsstücke, befand sich auf dem Roß untergebracht. Für alle diese besondern Anschaffungen waren die Kosten vom Principal bestritten worden.

Auch der junge Zasius war geschmackvoll und kriegerisch gekleidet, nur daß er statt einer grünen Feder am Biret eine schwarze trug.

Beide Jünglinge gingen gleichsam von Hand zu Hand, von Mund zu Mund — zum Abschiedskuß und zum Erguß mancher aufrichtig quillenden Thräne. Sie selbst hatten im Geist nur mit denen zu thun, die ihnen bis an den Beginn des großen kaiserlichen Wildbanns das Geleit geben wollten. Vater und Großmutter blieben für den letzten Moment aufgespart. Der alte Magister trottete unablässig hinter den Knaben her und riß ihnen die gefüllten Becher aus der Hand, die ihnen von allen Seiten zum Bescheidgeben und Nachtrinken gereicht wurden. Sie hätten leicht darüber zum Reiten die Fähigkeit verlieren können.

Die Großmutter, wehmüthig bewegt, sagte nur immer still vor sich hin und mit allem zufrieden:

„Isch recht!“

Endlich erscholl ein wildes Jauchzen durch die ganze

mit Menschen bedeckte Sanct-Annengasse. Hans Pfister, auf einem stadtbekannten Schimmel, dessen Rückgrat das doppelte gewöhnlicher Tragkraft eines Rosses aushalten zu können schien, bog vom Rathhausplatz in die Annengasse ein. Noch einen Becher Weins auf sein Roß hinaufgelangt und sausend mußt' es nun von dannen gehen. Das bischöfliche Geleit gesellte sich erst am Thor zu, am „Rothen", das gen Süden führt und damals das Hauenstetter hieß.

Der Abschied des Sohns vom Vater und der Großmutter ergriff noch alle, so kurz er war. Die Frauen weinten reichlichere Thränen als die Großmutter selbst, die von einem möglicherweise verhängten Nichtwiedersehen des Enkels kein Wort sprach. Am liebsten hätte sie den Abschied überhaupt vermieden oder ihn nur in aller Stille für sich allein genommen. Die Abwesenheit des Johannes, des Doctors, wurde allgemein beklagt und auffallend gefunden. Man wußte aber, daß der Rath mit seinen Söhnen nicht im besten Einklang lebte.

Nun fingen auch des Rathes Augen an, sich zu umfloren. Gegen den Ausbruch der Rührung hatte er sich bis dahin durch unablässige Anweisungen zur Vorsicht geholfen, deren man sich unterwegs, namentlich beim Ueberpacken des Transports von einem Relaispferde auf das andere, dieser lästigen, für die Reise so oft zu wiederholenden Procedur, befleißigen sollte.

Umarmungen und Händedrücke hatten unter dem Thorweg stattgefunden, wohin man wieder die Rosse zum Aufsteigen zurückgeführt.

Auch des Rathes herzlicher Abschied von Ottheinrich, die ernste Empfehlung der Kinder an ihn seitens der Großmutter und der gesammten Familie, sogar ein süßsaurer Blick und Händedruck Beichling's, sein Wunsch für eine frohe Wiederkunft wurden dort den Blicken der Menge entzogen. Gundula's Abschied blieb der letzte von allen. Jetzt weinte sie helle Thränen und sogar Thränen des Zorns geriethen dazwischen, als einige der jungen Vettern sie schon wieder neckten, ob sie nicht mit auf den Sattel möchte, man könnte sie vorn auf die Kruppe setzen.

„Wenn sie zurückkommen", sagte sie, „sollt ihr sehen, daß ich selbst ein Pferd führen kann!"

„Hast dazu drei Jahre Zeit!" spotteten die Vettern.

Sie hatte aber ein Vierteljahr gemeint, da sie nur an Ottheinrich's Zurückkunft dachte. Diesem reichte sie die Hand, die vom Andrängen des Blutes zum Herzen eiskalt geworden war und zitterte.

Beim schönsten Sonnenschein, der noch die obern Stockwerke der hohen Häuser der Stadt erleuchtete, sprengte das Geschwader davon.

Seit lange war nicht aus Augsburg die Post (die Taxis'schen Italiener sagten im französirenden Dialekt von Milano „der Schwalgêr" [Cavaliero] und die Augsburger, denk' ich, machten allmählich die gemüthliche Postillonsanrede „Schwager" daraus) so stattlich auf Venedig ausgeritten. Allmählich ging es in ruhigerm Paß und in schnellerm Trab wieder über den Weinmarkt, am Siegelhaus und Weinstadel vorüber. An den Fenstern der Fugger

ließ sich niemand sehen. Das Sanct-Ulrichskloster, vielleicht in diesem Augenblick Schauplatz noch ernstlich fortspielender Entwickelungen der Begebenheit des heutigen Tags, blieb zur Rechten. Abwärts ging es den Milchberg, immer tiefer hinunter, dann am Spital vorüber zum Hauenstetter Thor, unter dessen dunkeln Bögen vier bischöfliche Reiter harrten, um sich dem Zuge anzuschließen.

Am Stadtgraben, an den Wällen, die soeben auf kriegerische Zeiten neu befestigt wurden, hielten die Schanzarbeiter, darunter Gefangene in Ketten, sogenannte Schellenwerker, in ihrer Arbeit still, des Zuges staunend, der donnernd über die niedergelassene Brücke ritt.

Bald nahm ein kühler Waldesschatten die Reiter auf. Man lachte, scherzte, sang. Um seine Reitkunst zu zeigen, trieb man mit den Rossen halsbrecherische Kurzweil.

Am Lehm- oder Ziegelstadel trennte sich die Straße in zwei Arme, einen, der über die Wertach auf Memmingen führte, einen, der geradeswegs auf Tirol über Kaufbeuern ging. Der Lech blieb in beiden Fällen zur Linken.

Obschon Hans Pfister zur Eile trieb, so war doch Ottheinrich verpflichtet, am Ziegelstadel zu einem dort mit dem Backsteinbrennen verbundenen Wirthshaus abzuschwenken, wo ihm in der That die Haysermann'schen Hausgenossen entgegentraten, um ihm, wie versprochen, den letzten Gruß zu spenden.

Auch Frau Praxede, die wohlgenährte, noch schmucke Frau Schneidermeisterin, war in ihrem besten Sonntagsstaat zugegen. Eine stattliche Frau, um die es

schade gewesen wäre, wenn sie sich im Witwenstande hätte vertrauern wollen.

Ihr Kind Martina fehlte.

Aber zu langem Fragen darüber gab es jetzt keine Zeit. Sahen doch alle, daß in dem vorüberbrausenden vornehmen Zuge der bescheidenen Freunde des jungen Begleiters nicht geachtet wurde. Frau Haysermann hatte ihr Taschentuch vor den Augen. Ab und zu sah sie sich nach dem Wirthshaus um, als wollte sie sagen: „Martina ist allerdings da, aber sie will sich nicht zeigen!“ Sie sowol wie die Männer verstanden es, was es bedeutete, daß Ottheinrich durch die Zweige eines in duftender Blüte stehenden Lindenbaums nach einem entlegenen Buschwerk blickte, wo sich trotz der Windstille die Zweige bewegten.

Onuphrius Pfefferkorn, der Altgesell, hob eine volle Kanne Weins zu dem Reiter empor und sagte:

„Auf Euern heutigen Malvasier wird's freilich nicht schmecken, obschon es sonst kein Krätzer ist! Seht uns noch einmal an in unserm jetzigen Stand! Kommt Ihr zum Winter heim, wer weiß, was aus uns, außer brandenburgischen Hofschneidern, noch alles geworden ist. Nicht jedem von der Nadel braucht 's ja zu gehen, wie jetzund in Münster unserm Zunftverwandten Hans von Leyden — leidig — unleidig! Vielleicht werden wir, ohne den Kopf zu verlieren, goldene Kronen tragen und zwölf Frauen auf einmal nehmen dürfen. Mutter Praxede für den Meister da nicht mitgerechnet —!“

Meister Haysermann konnte nicht lachen. Er drängte nur immer zum Trinken, um seine Rührung zu verbergen. Zunftzwölfer — das war er, ein berufener Sprecher; hier verstummte er.

Seine Frau, wie in solchen Fällen zuweilen, sprach statt seiner:

„Ihr müßt Euch erfrischen auf die herrliche Rede, die Ihr heut' am Pyr gesprochen habt, Staufferle! Daß wir auch nicht dabei gewesen sind! Die Stadt ist voll davon! Ich erleb's noch, Ihr geht nach Rom und bekehrt den Papst!"

„So soll's sein", fiel der Altgesell ein. „Darauf trinkt! Wer weiß, ob das Gewächs hier nicht auch gut ist gegen's Heimweh!"

So nahmen Scherze die traurige Stimmung, bald auch den geliebten Freund hinweg. Daß er sah, die Reiter harrten seiner in der Ferne, mußte ihn zur Eile treiben.

Nun gab er noch allen die Hand, drückte dem Gaul die Sporen ein, schwenkte geschickt und sprengte davon.

Martina hatte sich nicht sehen lassen. Schmerz verhinderte sie, sich zu zeigen. Und ihm selbst — zu gefahrvoll für sein Herz hatte ihn heute Gundula umgaukelt — ihm hatte der Muth gefehlt, nach ihr zu fragen —

Ein schmetternder Finkenruf erscholl hinter ihm her aus den Zweigen der Linde.

Die Freunde sahen noch lange nach, wie die Reiter in den sommerfrischen grünen Wald hinein wie um die Wette jagten.

In Hauenstetten dann, in der Nähe eines den Benedic-

tinern von Sanct=Ulrich gehörenden stattlichen Schlosses, wo die bischöflichen Reiter Briefe abzugeben hatten, fand von dem Geleit der jungen Freunde David Paumgartner's der Abschied statt.

Er vollzog sich nach damaliger und aller Zeiten Jugendsitte. Aus den Sätteln und Halftern wurden strohumwundene Flaschen, Gläser und Becher hervorgelangt, in wilder Lust gefüllt und jubelnd geleert. In den mächtigen Eichenkronen und Tannenwipfeln des Forstes hallte es weithinaus wider.

Endlich gab der Taxis'sche „Schwalgêr" das Zeichen zum Aufbruch. Jetzt konnte der Ausdruck des Trennungsleides nur noch ein Schwenken und Winken mit den Mützen und den unter der Brust hervorgezogenen bunten Tüchern sein.

Lange noch blickte sich die „Ordinari" um, bis in der wachsenden Weite das Rufen verhallte, das Winken mit den Tüchern und Mützen in dem röther und röther sich färbenden Abendsonnennebel nicht mehr gesehen werden konnte.

Winkten nicht die Alpen —? ...

Die Jünglinge ritten einer verheißungsreichen Zukunft entgegen. Ihre Rosse hatten Flügel.

Zweites Buch.





Fünftes Kapitel.

Politik außer Diensten.

Verläßt man aber Augsburg in nördlicher Richtung, dem Thor entgegengesetzt, das auf Venedig führt, so gelangt man — etwa in Begleitung der mit dem Spruch des Bischofs zu ihrem Markgrafen heimkehrenden brandenburgischen Gesandten — zuerst an die Donau, übernachtet vielleicht im kirchen- und stiftreichen Donauwörth, gelangt ins wald-, wiesen-, wasserreiche Ries, wo die Grafen von Oettingen, die Aebte von Ellwangen regierten, berührt zur Rechten das Bisthum von Eichstädt, die Herrschaft der Grafen von Pappenheim, und gelangt zuletzt an Wassertrüdingen, dem Erbe der alten Grafen von Truhendingen, vorüber, bei Gunzenhausen an die Grenze der Markgrafenthümer Brandenburg-Onolzbach und Brandenburg-Kulmbach. . . Durch Kauf, Tausch, Erbschaft und die blutige Fehde des „Städtekriegs" wurden sie der erste größere Besitz der weiland Burggrafen von Nürnberg, des alten schwäbischen Rittergeschlechts der Hohenzollern.

Ueber Onolzbach hinaus, der Hauptstadt des uralten Rangaues, die sich jedoch an äußerer städtischer Bedeutung nicht mit den in der Runde gelegenen Freien Reichsstädten Nördlingen, Weißenburg, Dinkelsbühl, Hall, Rothenburg, am wenigsten mit dem gewerbe- und kunstbelebten Nürnberg vergleichen konnte — wie sehr auch die alte Stadt des heiligen Gumprecht durch die im nahegelegenen Cistercienserkloster von Hailsbronn zur ewigen Ruhe bestatteten brandenburgischen Fürsten Albrecht Achilles, Friedrich, Kasimir, jetzt durch den noch lebenden Georg mit stattlichen Gebäulichkeiten verschönert wurde — gelangt man in die waldreichen Schluchten eines vielverästelten, von zahllosen Bächlein durchschnittenen Gebirgs.

Ueber die kahlen Schroffen der Hohen Leite und der Hohen Steig hinweg, schon der Abdachung des Landes zum freundlichern Maingebiet zu, liegt im Angesicht des im Osten sich erhebenden Steigerwaldes, am Ufer eines Flüßchens, das sie die Aisch nennen, ein Städtlein, Windsheim genannt, uralten Ursprungs, eine Kaiserstadt wie Augsburg, nur sich selbst und dem Reich unterthan, von freien, keinem Fürsten dienenden Bürgern bewohnt, aber nur klein an Umfang und Macht. Augsburg ein Riese unter den Freien Reichsstädten Deutschlands, Windsheim ein Zwerg.

Aber in einem lieblichen Thale, unter fruchtbaren Feldern, heerdenreichen Triften, unter Hügeln, an deren südlichen Abhängen die Sonne noch einen milden Wein zeitigt und der Stadt den Namen gegeben haben soll, umragt von

stolzen Schlössern, wie Burgbernheim, Hoheneck, Hohenlandsberg, erhebt sich Windsheim noch jetzt mit kleinen, nadelspitzen Kirchthürmen, mit einer mächtigen, von Schießscharten durchbrochenen Mauer und mit rings um die Stadt gehenden Wachtthürmen wie ein rechtes Wahrzeichen alter vergangener Tage. Mancher Graf von Hohenlohe, mancher Bischof von Würzburg oder Bamberg hat sich an diesen Mauern die Stirn eingerannt. Die Hohenzollern, von je auf Wachsthum bedacht, hatten von Nürnberg aus beinahe schon festen Fuß in Windsheim gefaßt. Denn Kaiser Ludwig der Baier verpfändete die Stadt als Reichslehn und deutschen Königshof an seinen „getreuen Burggrafen" von Nürnberg, den Hohenzoller, der ihm Geld geliehen hatte. Aber die Stadt kaufte sich um dreitausend Pfund Heller nicht nur von dem Hohenzoller, sondern auch insofern vom Reiche frei, als sie zum Lohn für die gezahlte Summe nun und nimmer wieder vom Kaiser „sullte versetzt, verkümmert, entfrembdet noch verpfandet" werden. Der Kaiser kam selbst nach Windsheim, übernachtete allda, bestätigte der Stadt ihre Zölle und Rechte, machte sie semperfrei, namentlich von den Würzburgern und Bambergern, zween Krummstäben, die immer gieriger Gebiet um Gebiet in ihren geweihten Kreis hineinzuharken suchten. Kostete dann noch manchen harten Strauß mit Schild und Speer und manches gewogene Pfund Heller, bis die Bürger von Windsheim in Ruhe ihre Schultheißen (deren hatte die wackere Stadt sogar vier zugleich und immer lebenslängliche) auf die Reichstage schicken oder die räu-

berischen Ritter nach eigenem, mit dem Nachrichterschwert geübten Blutbann bestrafen durften. Bittere Drangsale brachte der Hussitenkrieg, der nürnberger Städtekrieg, die höchste Noth vor wenig Jahren der Bauernkrieg. Wie dazumal viele Ritter und Herren, nothgedrungen, so nahm auch Windsheim Partei für die bethörten Landbewohner, wollte dann auch allerdings gelegentlich selbst einige seiner Schäden heilen; sogar die Frauen, eine Amazone, Frau Lülichin, an der Spitze, griffen gegen den „Vetterleins-Rath" mit seinen vier lebenslänglichen Bürgermeistern zu Holzbeilen und Hackemessern. Da zeigte sich recht der schon zwei Jahrhunderte alte Haß der Brandenburger auf die kleine, ihnen entgangene Stadt. Ein schrecklich Ungewitter brach über sie aus. Des Markgrafen Georg älterer Bruder, Kasimir, befehligte im schwäbischen Bundesheer gegen die Bauern. Hunderte hatte er schon köpfen, in Kitzingen denen, die ihn nur scheel angesehen hatten, die Augen ausstechen lassen; nun „richtete man auch in Windsheim der Bürger etliche auf dem Markt, etlichen hieb man die Finger ab, etliche strich man mit Ruthen aus, viele wurden der Stadt verwiesen —". Trost für die Uebriggebliebenen gewährte die an wenig Orten mit so großer Innigkeit, wie in Windsheim, ergriffene und muthvoll durchgeführte Reformation.

Gegenwärtig entspricht das Innere der Stadt einem Landstädtchen von einiger Wohlhabenheit. Der Schwedenkrieg und eine Feuersbrunst, die vor hundertundfunfzig Jahren das Mitgefühl ganz Deutschlands zu Beisteuern bewog (Ham-

burg und Frankfurt am Main waren die reichsten Spenderinnen), hat den alten Kern der noch erhaltenen kriegerischen Außenseite fast verzehrt. Im Jahre 1536 aber stand neben dem Rathhaus in noch unentstellter, altgothischer Schöne die Stadtkirche zum heiligen Kilian, dem Apostel der Franken. In der Nähe lag die lateinische Schule. Vor dem Rathhaus stand eine uralte mit Bänken umgebene Linde, unter deren von Sturm und Wetter zerrissenen Zweigen nach alter deutscher Sitte die Bürger zur Berathung saßen. Ringsum erhoben sich die Häuser der angesehenern Einwohner. Vom Markt abwärts liefen die Straßen zu Spitälern, Klöstern, Kapellen, Zunfthäusern, Herbergshöfen, zierlichen Brunnen. Aus allen Winkeln erhoben sich schlanke Thürmchen. Erker von rothem, am Main gebrochenem Sandstein zierten manches stattliche Haus. Durchgängig gehörten zur Lust und Bequemlichkeit der Wohnungen hölzerne Galerieen, die sich zur Seite oder hinter den Häusern entlang zogen. Noch jetzt läuft um die Mauer der Stadt ein wohlüberdachter hölzerner Gang, gar angenehm zu durchwandeln bei Regenwetter oder an allzu heißen Tagen. Durch die offenen Schießscharten erlabt sich das Auge an den gefälligsten Fernsichten über Wiesen, Wälder, Dörfer, Weiler bis zu Bergeshöhen und Burgruinen hinauf.

Eine ansehnliche Gasse Windsheims ist die Krämergasse. Sie mündet dicht am Rathhaus. Diesem gegenüber, und gerade an dem Eck, wo vom „schönen Brunnen“ (den Namen verdankt er einem wohlgefugten Eisengitter) ein

anderes aufwärts gehendes Gäßlein mündet, liegt ein Haus, dessen Holzgalerieen noch heute im Anbau erhalten sind.

Hier wohnte eine lange Reihe von Jahren hindurch ein Mann, der an allem, was in dieser Zeit die Menschen bewegte, ob nun der Wind von Nord oder Süd, von Ost oder West kam, den lebhaftesten Antheil nahm.

Auch er, wie Konrad Peutinger, war ein beiseite gestellter Staatsmann — der ehemalige Kanzler des Markgrafen Georg von Brandenburg. Er konnte aber auch der Geheime Rath eines Bruders seines bisherigen Herrn heißen, des Markgrafen Albrecht in Preußen, des ehemaligen Hochmeisters des deutschen Ordens. Von der Spree und vom Baltischen Meer herüber wurde Georg Vogler (fast zum Tort für Georg und einige seiner Brüder) mit Nachdruck aufrecht erhalten.

Schon unter dem Hauptentthroner seines Vaters, dem Blutrichter der Bauern, Markgrafen Kasimir, hatte der von unten Aufgestiegene seine Laufbahn begonnen. Da einerseits die Hohenzollernprinzen, hier zumal vierzehn Kinder einer einzigen Mutter, nach allen Richtungen hin sich auszudehnen und zu behaupten suchten, Verbindungen mit Ungarn, Böhmen, Schlesien, Polen, Preußen, vollends mit dem Kurfürstenthum Brandenburg, dem Land ihrer Vettern, mit den fürstlichen Bisthümern in Mainz, Magdeburg, Würzburg unterhielten, und da andererseits die Rolle, die im großen Reformationsdrama der Zeit wenigstens von einigen der Brüder übernom-

men wurde, eine maßgebende geworden, so mußte wol Georg Vogler's Rath und Einfluß auf die damalige Zeit der umfassendste gewesen sein. Kasimir selbst war kaiserlicher Feldmarschall, in welcher Eigenschaft er an der Spitze einer gegen die Türken bestimmten Armee 1527 in Ungarn durch zufällige Erkrankung mit Tode abging. Er hatte in der Regel die heimischen Verhältnisse seinen Verwesern überlassen, den Hauptleuten, Oberamtmännern, vor allem dem Hofmeister oder Gesammtstatthalter seiner Lande, dem Freiherrn Johann von Schwarzenberg, einem Ritter seltenen Werthes, der aus Liebe zur Reformation seine Dienste am bambergischen Hofe, dem er zunächst angehörte, aufgegeben hatte. Schwarzenberg schenkte wiederum seinerseits sein Vertrauen Georg Vogler. Vogler's Heimat war das Land ob dem Gebirg, der obere Theil des Markgrafenthums. Er hatte die Schulen in Hof, im Voigtland, in Sachsen besucht. Von den Kastenämtern zu Kulmbach und Wunsiedel gelangte er zur Verwaltung des südlichen Theils der brandenburgischen Lande und war zuletzt ständig in Onolzbach ansässig, freundschaftlich verbunden dem Hofmeister Schwarzenberg, der ein reichbegüterter, im Bambergischen, Würzburgischen und Brandenburgischen zugleich lehnsässiger Edelmann war. Des Schwarzenbergers Schlösser Schwarzenberg und Hohenlandsberg ragten im mittlern Maingau wie königliche Burgen auf. Dieses Ritters Beruf hätte von Natur nur Waidwerk und kriegerische Hantierung sein sollen; denn hünenhaft war sein Wuchs, den Helden der

Sage gleich die Kraft seines Arms — frischgeschmiedete Hufeisen und Nägel konnte er aus freier Hand zerbrechen — und ein anderer gehörnter Siegfried hatte er vom vielen Ueben in den Waffen eine förmliche Hornhaut an seinen Fingern, die ab und zu beschnitten werden mußte. Und ungeachtet dieser Reckennatur war sein Sinn der weichste und mildeste. Als er schon in jungen Jahren seine Gattin, eine Gräfin Rieneck, die ihm eine ansehnliche Zahl Kinder geboren hatte, verlor, gelobte er, nie mehr ein Weib zu berühren. Wissenschaft und Kunst verehrte der treue Witwer mit einer Liebe, die um so größer anwuchs, als er zu beklagen veranlaßt war, davon selbst nur so wenig zu verstehen. Als er noch in den bambergischen Landen das Heft der Regierung führte, besuchte er die Schulen, regelte den Unterricht, ließ Schriften des Cicero übersetzen, überarbeitete sie selbst im „Bamberger Hofdeutsch", wie er's nannte, dictirte auch selbst nützliche Ansprachen an die Zeit, Gedichte sogar, die im Druck erschienen sind. Vornehmlich aber ließ er jenes berühmte Bamberger Recht zusammentragen, auf dessen Grund Kaiser Karl V. die Hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung, die Carolina, aufrichten ließ. Vor allem lieh er dem beredten Reformator Bambergs, Hans Schwanhäuser, seinen mächtigen Schutz, bis ihn des Bischofs Weigand von Redwitz unentwegbarer römischer Sinn bewog, sein Amt dem geistlichen Herrn zu kündigen und in die Dienste Kasimir's, des Brandenburgers, zu treten. Drei entschlossene, hochbegabte Männer führte er in die Geschäfte ein, Vogler'n,

der sich ganz ihm angeschlossen hatte und die Reformation mit einer Entschiedenheit durchführte, die manchem zu weit gegangen erschien, die ihm aber Luther, Melanchthon, Osiander, Brenz zu persönlichen Freunden machte; außer ihm zwei leibliche Schwäger Vogler's, jenen neuen Rathsschreiber Augsburgs, Georg Frölich, einen aus dem Voigtland, vom Lömnitzflüßchen, gebürtigen geistvollen jungen Mann, und Johann Clauß, der, nicht minder strebsam und hochgebildet, zu Onolzbach dem Kanzler als Obersecretar zur Seite stand. Beide Schwäger haben, seltsamerweise, in ihren Mußestunden, theilweise noch vor Luther, die Psalmen übersetzt; Frölich in kraftvoller, deutscher Prosa, Clauß in Versen. Ihre Arbeiten sind im Druck erschienen und haben in mehrern Auflagen Tausende von Lesern gefunden. Frölich hatte Vogler's jüngere Schwester, Vogler eine kränkelnde Schwester Claußens zur Frau.

Als Kasimir in Ofen gestorben war und sein Bruder Georg, der seit dem Untergang seines Regiments in Ungarn größtentheils in Schlesien und Polen lebte, mit seines Bruders Leiche als dessen Nachfolger und Vormund seiner unmündigen Kinder im Markgrafenthum erschien (über seinen eignen, onolzbacher Theil des Markgrafenthums hatte er Kasimir oder dessen Räthe schalten lassen), war der edle Schwarzenberg nicht mehr am Leben. Ritter Hans von Seckendorf, aus dem Geschlecht der Seckendorf-Aberdar, war dem Namen nach sein Nachfolger geworden. In Wahrheit regierte Vogler

nach wie vor. Nach seiner Anleitung sorgten die Oberamtleute von Hof im Voigtlande bis nach Crailsheim in Schwaben für den Landfrieden und die Eintreibung der Steuern. Seckendorf fand sich nur mit Unlust in seine Stellung. Der Versuch, statt Vogler's einen geschmeidigern Verwalter der Kanzlei heranzubringen, einen Doctor Sebastian Heller, gelang nur theilweise; Heller wurde Vicekanzler. Anfangs zog der Landesfürst den Aufenthalt in Ungarn, Böhmen, Schlesien und Polen dem in Deutschland vor und ließ Vogler verfahren, wie er wollte. Die Erklärungen Seckendorf's, daß ihn Alter und Krankheit verhinderten, seine mühselige Oberaufsicht fortzuführen, wurden vom Markgrafen nicht angenommen. Auch die römisch gebliebenen Brüder des Markgrafen, vor allen Friedrich, der im würzburger Domkapitel saß, richteten nichts gegen den Kanzler aus, den sie beschuldigten, Hab und Gut, das ihnen gehörte, widerrechtlich innezuhalten. Eine gefährlichere Feindin Vogler's entfernte sich bald, die hinterlassene Witwe Kasimir's. Sie, eine geborene Herzogin von Baiern, Schwester der beiden reformationsfeindlichen Baiernherzoge, Schwester der ihrem Gatten, dem wilden Ulrich von Würtemberg, entflohenen Sabine, sollte nach anfänglicher Bestimmung ihre Kinder selbst erziehen. Sie bezog ihr Witthum, ein Schloß, das zu Neustadt an der Aisch, unfern Windsheims liegt. Unter den düstern Waldesschatten, rings von Bergen eingeschlossen, gefiel es der herzenskalten, leidenschaftlichen Susanna, einer Nichte Kaiser

Maximilian's, nicht allzu lange. Bald knüpfte sie ein neues Eheband mit Otto Heinrich, dem Pfalzgrafen von Neuburg. Ohne sich um ihren Sohn Albrecht und ihre Töchter Maria und Kunigunde noch besonders zu bekümmern, vertauschte sie das kleine fränkische Jagdschloß an der Aisch mit dem stolzern Pfalzgrafenhaus zu Neuburg an der Donau. Die Reformation war ihr so zuwider wie ihren Brüdern. Von Johann Rurer, dem ersten evangelischen Hofprediger in Onolzbach, einem mit seltner Beredsamkeit begabten Geistlichen, hat sie mit oberländischer Grobheit gesagt: Man sollte ihn in einen Sack nähen und ins Wasser werfen, wenn er nicht Ruhe geben wollte! Georg war es, der für die Erziehung seiner Mündel allein aufkommen mußte.

Georg's zweite Gemahlin, die der Ungarin folgte, eine halbe Böhmin, Hedwig, Prinzessin von Münsterberg (in Schlesien), war ebenfalls kinderlos. Als auch sie 1533 mit Tod abging, vermählte sich der Markgraf zum dritten mal mit Herzog Heinrich's von Sachsen Tochter, einer Schwester des in späterer Zeit so berühmt gewordenen Moritz von Sachsen. Prinzessin Aemilia gehörte nicht dem Kurhause, nur der in Freiberg und Dresden regierenden sächsischen Nebenlinie an. Dennoch war sie ehrgeizig und anspruchsvoll. Sie erkannte bald, daß sie für die Wünsche, die sie glaubte aussprechen zu dürfen, niemand mehr zum Hinderniß der Erfüllung hatte als Vogler.

Vogler hatte sechs Jahre allein regiert. Er hatte die zerrütteten Finanzen des Landes leidlich geordnet, die

Kirchenverbesserung durch seine Visitationen, Rundreisen gemischter Commissionen, von welchen Stifter und Klöster theils ganz aufgehoben, theils an Aufnahme neuer Novizen gehindert wurden, thatkräftig durchgeführt; Cultus und Glaubenslehre waren auf Grund der Schwabacher Artikel, deren Anreger vornehmlich Vogler gewesen, maßgebend aufgerichtet worden. Nun beschuldigte man ihn, daß er das Land eigenmächtig regierte, dem Markgrafen, wenn dieser im Ausland verweilte, unvollständig oder falsch Bericht erstattete, die erhaltenen Befehle nicht ausführte und zum Nachtheil seines Herrn mit den Agnaten zu Berlin, vorzugsweise mit Albrecht von Preußen in Königsberg conspirirte. Er mußte einem Adligen, den sich der Markgraf aus Oesterreich mitgebracht und zuerst zum Kammermeister im obern Gebirg ernannt hatte, weichen. Der neue Landesregent hieß Georg von Bendorf. Er hatte versprochen, der gesunkenen Ertragsfähigkeit des Landes aufzuhelfen, Wälder und Felder gründlicher auszubeuten, namentlich den Bergbau zu heben, wo man dann goldene Schätze träumte. Seckendorf trat in die bescheidenere Stellung eines Oberamtmanns in Crailsheim zurück. Vogler wurde verabschiedet. Die damalige Methode der Fürsten, sich vor eines gestürzten Dieners Rache sicher zu stellen, pflegte die Uebergabe desselben an das Schwert des Nachrichters zu sein. Doch erlaubten die Vergehen, deren man Vogler zeihen wollte, eine so weit gehende Strenge nicht. Man warf ihn in einen Thurm, den man auf dem Wege zwischen Gunzenhausen und Onolzbach

in freundlicher, waldumkränzter Gegend das kleine Dorf Alten-Muhr überragen sieht — das gegenüberliegende Neuen-Muhr gehörte seinem Todfeinde, Hans von Seckendorf. Diese Gefangenschaft brach die Gesundheit seiner Gattin und verbitterte das Gemüth seiner einzigen Tochter, die in der Taufe den stolzen Namen Juditha oder Jutta erhalten hatte. Nach einem Jahr gab man ihn frei. Er erhielt die Weisung, die Freie Reichsstadt Windsheim zu seinem Aufenthalt zu machen. Hier war er zwar außer Landes, konnte aber bald erreicht werden, wenn sein Thun und Lassen, das man unter Aufsicht behalten wollte, Verdacht erregte. Jetzt waren es zwei Jahre, die Vogler in seinem Exil zugebracht.

Nicht so, wie Konrad Peutinger, ertrug er seinen Fall. Peutinger war ein hochbetagter Greis und konnte sich glücklich schätzen, den Welthändeln entrückt zu sein, für deren Betreibung sein offenes, ehrliches, vornehmes Gemüth ohnehin die nothwendige Verschlagenheit sich nur hatte künstlich geben können. Ihm bewahrte der Glanz der Wissenschaften eine unzerstörbare Würde, die ihm überdies durch seinen Reichthum und seine persönliche Erscheinung gesichert war. Georg Vogler, lang und hager, hinkte ein wenig. Er hielt den Kopf gesenkt, blickte scheu bald rechts, bald links und war ungleichen, bald langsamen, bald beschleunigten Schritts. Sein Alter war mittel und noch in nichts zur Entsagung gestimmt. Er irrte zwischen den Thürmen der kleinen Reichsstadt Windsheim wie ein Gefangener, der heute verzweifelt, morgen trotzt

und Rache schwört. Muthlos setzte er den Fuß nur auf einige hundert Schritte weit über die niedergelassene Zugbrücke der Stadt, nahe am See- oder Rothenburger Thor; ängstlich lugte er aus, ob ihm etwa ein Ueberfall drohte, ein Ausbruch des Hasses der Seckendorfe oder des würzburger Dompropstes, der ihn nur den „Buben" nannte, oder der regierenden neuen Markgräfin Aemilia. Von dem Verlangen gestachelt, den ihm auferlegten Bann zu durchbrechen, sein Glück bei andern Höfen zu versuchen, vor allem in Königsberg beim preußischen Herzog, der über die Lage der Dinge in den alten Erblanden von ihm regelmäßige Mittheilungen verlangte, konnte er die gewohnte Betriebsamkeit des Staatsmanns nicht unterlassen. Nach allen Richtungen hin behielt er seine ausgesponnenen alten Fäden in der Hand. Der Markgraf wußte dies wohl und fühlte sich überall beengt durch die ihm von Vogler gezogenen Netze. Wo sich eine Gelegenheit bot, dem Hof von Onolzbach oder den gegenwärtigen Räthen des Markgrafen, dem Hofmeister Bendorf oder dem Doctor Heller, der nunmehr wirklicher Kanzler geworden, zu schaden, wurde sie von Vogler, der mit Undank belohnt zu sein behauptete, nicht mehr als gern ergriffen. Der Markgraf schwankte in den Maßnahmen gegen ihn. In Georg's Charakter kämpften überhaupt die wunderlichsten Gegensätze. Angeborene Leidenschaftlichkeit konnte ihn in der Hitze zu unüberlegten Handlungen fortreißen und plötzlich zügelte ihn ein Gebot der Mäßigung, das wie Weisheit aussah, aber auch ein

Uebermaß von Erwägungen und geradezu Furcht sein konnte. Auf letzterer ertappte er sich dann wol selbst und handelte nun erst recht schroff, nur um nicht schwach zu erscheinen. Manchmal mochte man glauben, daß die Hoffnungen, die in den evangelischen Kreisen auf des Markgrafen innere Erleuchtung und seine, wenn nicht angeborene, doch durch Selbstbeherrschung gewonnene Friedfertigkeit gesetzt wurden, berechtigte waren; dann aber steigerte sich plötzlich bei ihm die Reizbarkeit und der Verdruß, den Georg mit zunehmender mismuthiger Grämelei des Alters am ganzen Dasein zu empfinden schien. Erwartete man in solchen Fällen, daß er hätte die Kutte des Einsiedlers anthun sollen, so gab er, alle überraschend, im Gegentheil das Schauspiel des grellsten Umschlags. Dann besann er sich, wie reich, wie phantastisch schön sein Jugendleben an Verheißungen für das höchste Glück, seine Zeit in Ungarn von Lust und Freude hochgehoben gewesen; dann trällerte er magyarische Lieder, schlug die Sporen der türkischen Stiefel, die er trug, wie tanzend aneinander, ließ Ballfeste, Turniere, Schaugepränge aller Art ansagen, bis ihn — mitten im Taumel der Lust des „Gedankens Blässe“ überfiel, veranlaßt etwa — durch die stete Geldnoth oder unbefriedigten Ehrgeiz oder Aerger über die Nachbarn, namentlich Nürnberg, oder überhaupt hoffnungslose Blicke in die Zukunft. Dann riß es ihn entweder zu sinnlosem Zorn fort oder er sank in eine Stumpfheit, wo sich ihm die Religion und zwar in trübster, grauverhüllter, der Gnade des Himmels bedürftiger Gestalt nahte und ihn beten, sogar auf-

richtig beten und echt religiös empfinden ließ. Kamen diese, oft durch schöne, durchaus christliche Briefe bekundeten Momente über ihn, so beherrschten sie ihn bis ins Extrem. Dann war ihm vom alten Christenthum durch Luther zu viel wegreformirt worden. Dann wollte er die Beichte, das heilige Meßopfer zurückhaben; er machte sich Gewissensvorwürfe, mit Luther zu weit gegangen zu sein — Und in solchen Stimmungen sehnte er sich wieder nach Vogler's Kraft zurück. Zum Zeichen der Versöhnung hatte er ihm vor kurzem einen ehrenvollen Credenzbrief an den Rath von Windsheim ausgestellt, nannte ihn darin seinen Freund und treusten Rath und wollte ihn jetzt nur als seinen Gesandten nach Windsheim geschickt haben. Georg hatte keine Kinder. Noch hatte seine dritte Frau keine Hoffnung auf einen Erben gegeben. Das war der höchste Kummer seines Lebens. Für wen mühte er sich und entbehrte? Für den Sohn seines Bruders, den er nie geliebt hatte, den Sohn der Bairin, die er haßte, für diesen wilden Albrecht, den eine spätere Zeit den Alcibiades nannte, dem einst die Hälfte des Landes, vielleicht das Ganze zu übergeben war! Oft rief er in den Anfällen des Unmuths: „Vogler! Vogler, hätt' ich dich doch zurück!“ Kraft ging von dem bloßen Gedanken an den ehevorigen Kanzler aus, wie im Simsonsräthsel vom erlegten Löwen.

Der Verbannte in Windsheim war sich dieser Gesinnung des Markgrafen gegen ihn vollkommen bewußt. Sie ermuthigte ihn zu den gewagtesten Unternehmungen. Immer noch konnte er hoffen, den Markgrafen

zu überleben. Waren dann die Erbberechtigten, ob Neffe, ob ein noch möglicher Sohn Georg's, minderjährig, so konnten die Agnaten, dessen glaubte er in Königsberg, Berlin und Küstrin gewiß zu sein, die Regentschaft nur ihm, dem gründlichen Kenner des Landes, übertragen. Darauf hin blieb er bedacht, mit allem, was in und außerhalb des Landes geschah, in Verbindung zu bleiben. Wollten die Stände, die bisweilen zu Kreistagen berufen wurden, Steuern verweigern, so erholten sie sich dazu von ihm die Rechtstitel. Geheime Boten gingen vom Oberland zum Unterland. Das Deutschherrenordenshaus zu Rotenburg an der Tauber, in stetem Hader und Verhandeln mit dem abtrünnig gewordenen Heermeister am baltischen Meer, vermittelte seinen Briefwechsel mit Königsberg. Zugleich sorgte Vogler für die Sicherheit des Bodens, von wo aus er diese unermüdliche Thätigkeit entwickelte. Die vier Bürgermeister und den Rath der kleinen Stadt, die ihm Herberge gab, gewann er sich durch Promemorien, die keine rechtskundige Feder so gründlich und actengemäß ausarbeiten konnte wie die seinige. Dieselben Abkommen, die früher zu Gunsten einer Oberhoheit, die sich seit Jahrhunderten die Markgrafen über die kleine reichsstädtische Enclave ihres Landes zusprachen, von ihm selbst getroffen worden waren, bekämpfte er nun. Er bewies den Bürgern von Windsheim aus ihren Archiven, daß sie in allen umliegenden Ortschaften die Gerichtsbarkeit hätten, auf den fränkischen Kreistagen Vorrechte beanspruchen dürften, vom Schwä-

bischen Bund, dem die Stadt ebenfalls angehörte — er war im Begriff sich aufzulösen — Rückerstattungen an geleistetem Aufwand zu fordern hätten, für welche ihnen das Kriegsmaterial des Bundes haften sollte — mit solchen und ähnlichen Darstellungen mehrte Vogler sein Ansehen in Windsheim selbst, zugleich die Mittel seines Auskommens. Die Besoldung, die ihm von Königsberg gezahlt wurde, und die Naturalverpflegung, die Georg zu liefern versprochen hatte, reichten für seine Bedürfnisse nicht aus. Die Stadt ließ ihn in einem Hause wohnen, das der Commune gehörte, im kaiserlichen Gerichtshause. Drei Jahrhunderte lang hatten die Kaiser die „Blutrichter" von Windsheim selbst ernannt; die Geschlechter der Leonrod, der Heßberg, der Seinsheim hatten in kaiserlichem Namen sonst in Windsheim Recht gesprochen. Johann von Schwarzenberg war der letzte Stellvertreter der windsheimer kaiserlichen Rechtssprechung gewesen. In dieser Stellung hatte er jene Erfahrungen im Rechte gesammelt, denen er in seinem berühmten „Bamberger Recht" einen durch Reim und Bild der Erkenntniß des Volks näher gebrachten Ausdruck gab. Doch auf dem Reichstag zu Worms, demselben, wo Luther vor dem Kaiser stand, gab Schwarzenberg sein Amt in des Kaisers Hand zurück und Windsheim durfte sich hinfort den Blutrichter aus seinen eigenen vier Bürgermeistern wählen. Jetzt war es Michael Bernbeck, in dessen Hause Vogler frei in der Miethe und frei im Holz wohnte. Der uralte Schoßbachwald heizte im Winter die mächtigen

Kacheln seiner Oefen. An jedem Festtag bezog er ein Wildpret. Sonst wurde ihm auch wol ein Uebriges an Wein, Getreide und ab und zu ein blanker Goldgulden verehrt.

Wie Vogler trotz dieser Spenden seine Würde aufrecht erhielt, zeigen die vorhandenen Briefe des Dankes für Geschenke, mit denen er seine Erkenntlichkeit kundgab, wenn Brenz, Würtembergs Reformator, oder die Zierde der Universität Tübingen, der Botaniker Leonhard Fuchs, (ein geborener Baier, der um der Religion willen seine Professur in Ingolstadt aufgegeben hatte) ihm eines ihrer Werke widmeten. Joachim Camerarius, der berühmte Philolog, gehörte zu Vogler's vertrautesten Freunden.

Vor einigen Monaten hatte der Tod seine langjährig kränkelnde Lebensgefährtin dahingerafft, die Mutter seiner einzigen schon erwachsenen Tochter Jutta. Die Schwester des Dichters Clauß hatte die Erde verlassen, erlöst von einem langen Siechthum. Ein uns noch aufbewahrt gebliebener Trostbrief, welchen sein anderer Schwager, Georg Frölich in Augsburg, dem Witwer geschrieben, macht ebenso dem Herzen dieses Schwagers Ehre wie dem Charakter der Dahingeschiedenen. Die bewegten Schicksale ihres Mannes, auch Vogler's eigene Natur, ja sogar der etwas befremdlich entwickelte Charakter ihres einzigen Kindes hatten sie eine Dulderin werden lassen. Mit Vogler's Sturz und Gefangenschaft in Alten-Muhr brach der Rest ihrer Kraft. Schon besorgnißerregend krank hatte sie ihr schönes Haus in Onolzbach verlassen, einen Hof, der ursprünglich dem reichen Kloster zu Hailsbronn gehörte

— Vogler wurde beschuldigt, sich ihn bei seinen „Visitationen“ mit allzu geringem Anschlag des Werthes angeeignet zu haben. Als sie erlöst war, wurde Vogler von Georg Frölich, der seine politische Schule unter dem berühmten Lazarus Spengler in Nürnberg gemacht und die Empfehlung nach Augsburg Vogler'n zu danken hatte, eingeladen, nach Augsburg zu kommen, dessen Leben und Treiben ihm der neue Rathsschreiber mit den doppelt verführerischen Farben des ersten Eindrucks schilderte, hindeutend auf Kreise der engsten evangelischen Verbrüderung, in deren Schose dem Schwager wohl sein würde, wie in seiner eigenen geräumigen Amtswohnung, deren Mitbenutzung er ihm anbot. Vogler hätte fast Lust gehabt, von so viel Güte wenigstens für seine Tochter Jutta Gebrauch zu machen. Er schrieb dem Schwager: „Jutta darf dein Anerbieten nicht noch einmal lesen und sie kommt allein! Mir aber selbst würden sie in Onolzbach nimmermehr den Umzug nach Augsburg gestatten!“ Die gleiche Aufforderung konnte von seinem Schwager Clauß nicht kommen. Dieser wohnte nach wie vor in Onolzbach und hatte als markgräflicher Obersecretar die schwere Aufgabe, dem Verbannten die verwandtschaftliche Treue zu erhalten und zugleich die Rücksichten seines Amtes zu wahren.

Vogler's Hauswesen führte schon seit lange seine Tochter. Sie war von den Tagen des Glücks her verwöhnt und litt unter dem Geschick der Beungnadung ihres Vaters mehr noch als dieser, dessen äußeres Ebenbild sie

darstellte in ihrer hohen, schlanken, magern Gestalt, ihren brennenden schwarzen Augen, in einem scharfen, sarkastischen Lächeln, das ihre Lippen umspielte. Nach dem unruhigen, unter dem äußern Schein der Kälte doch heißblutigen Temperament Jutta's hätte sich ihr Vater längst gegen den Willen des Markgrafen nach Nürnberg setzen sollen, mitten unter die Feinde des Markgrafen, oder irgendwo anders hin in eine bewegte Welt, die sie von Onolzbach und mehr noch von Bamberg her kannte, wo sie als Kind zu ihrer Ausbildung gelebt hatte — sogar einige Zeit daselbst im Kloster zum Heiligen Grabe, einer wie man bislang geglaubt hatte, für die Erziehung junger Mädchen unvergleichlichen Anstalt, an deren Spitze neben einer Aebtissin, einer brandenburgischen Prinzessin, die Tochter Schwarzenberg's als Priorin stand. Seiner Gattin Kränklichkeit und die Erwägung, daß Onolzbach unter Kasimir, wenn dieser oder seine Brüder anwesend waren, der verwildertste Ort von der Welt war, hatten Vogler, als er noch auf dem Gebirg amtirte, des milden Klimas und der berühmten bamberger Schulen wegen bestimmt, Mutter und Kind eine Zeit lang in jener damals noch reformationsgeneigten, von Schwarzenberg regierten Bischofsstadt wohnen zu lassen. Durch diesen Aufenthalt seiner Gattin in Bamberg, durch die Uebergabe ihres Kindes an den Unterricht im Kloster zum Heiligen Grabe kam Vogler in die Bekanntschaft des hocherleuchteten Ritters von Schwarzenberg. Aber jetzt waren es gerade zwölf Jahre, daß letztrer seine Tochter, damals eine Dreißi-

gerin, nachdem sie zwanzig Jahre im genannten Clarissinnenkloster zugebracht, vom inzwischen zum Regiment gelangten Bischof Weigand von Redwitz zurückverlangte in einem offenen, auf die Nachwelt gekommenen Brief, worin der Vater, ohnehin im Begriff in die markgräflichen Dienste zu treten, anzeigte, daß seiner Tochter Barbara erstens nicht ihre religiöse Sehnsucht zur Aufnahme in den ewigen Jungfrauenstand verholfen hätte, sondern die baare Einzahlung einer für jene Zeit ziemlich hohen Summe von vierhundert Gulden; fürs zweite hätte er vernommen, fuhr er fort, welche Freiheiten sich die Predigermönche, deren Beichtkinder die Nonnen zum Heiligen Grabe waren, mit diesen erlaubten; er, als Hofmeister des Fürstenthums, hätte zwar in Wort und That dawider (des Genauern wollte er nichts vermelden) das Seinige gethan, da es aber ohne Wirkung geblieben und ihm nur die Rache der Predigermönche, die sie dann genug auch an den armen Nonnen ausgelassen, zuwege gebracht hätte, so wäre sein Entschluß reif geworden, seine Tochter, die Priorin, dem Kloster zu entnehmen, bis er sie nach dem Willen Gottes weiter versorgt haben würde. Barbara ging auf die Schlösser ihres Vaters und nahm die damals zwölfjährige Jutta auf Wunsch der Aeltern, ihrer Ausbildung wegen, mit sich. Als dann ihr Vater durch Schwarzenberg so ansehnlich erhöht wurde, zu Onolzbach eine prachtvolle Wohnung erstand, allmählich brandenburgischer Alleinherrscher wurde, folgte Jutta ihrer Mutter, unterließ es aber nicht, ab und zu den Vater

auf seinen Reisen zu begleiten, wo sie dann öfters wieder zur Priorin auf Schloß Schwarzenberg zurückkehrte. In einen solchen Aufenthalt Jutta's, unfern den schönen, rebenumkränzten Ufern des Main, fiel der Tod der Priorin Barbara im Jahre 1530. Von diesen Reisen mit dem Vater und zumal von Schloß Schwarzenberg kam die zur stattlichen Jungfrau Erblühte zu ihren Aeltern an den Hof von Onolzbach immer gereifter an Bildung zurück, wie sich eine solche am Hofe Georg's, unter dem Troß slawischer und ungarischer Abenteurer, der stets um ihn geschart war, nicht würde haben erwerben lassen. Als ihr Vater auf dem höchsten Gipfel seines Glücks stand, mußte sie auch an den Freuden des Weltlebens theilnehmen. Adlige Sitte, ehrfurchtgebietende Haltung standen ihr wie angeboren. Sie erntete die reichsten Huldigungen, war aber wählerisch geworden bis zum Unbedachten. Als sie dann plötzlich den Sturz ihres Vaters erlebte, erkannte sie, was sie versäumt hatte. Anfangs mußte sie mit der Mutter in den Thurm von Alten-Muhr, wo sie ein Jahr beim Vater vertrauerte, dann begleitete sie ihn, damals zweiundzwanzigjährig, nach Windsheim, wo sie sich seit zwei Jahren im Unmuth verzehrte. Hier gab es keine Feste, keine Huldigungen, nicht einmal unter denen, die dem frühern Stand des Vaters einigermaßen ebenbürtig waren; wer sich eben aus diesem Kreise beweiben wollte, glaubte sich an eine so in ihren Ansprüchen Verwöhnte nicht wagen zu dürfen. Vollends hatte sie die Pflege ihrer sozusagen schon seit drei Jahren

im Sterben liegenden Mutter zu besorgen, ein Amt, worin sie glücklicherweise, da es ihrem herben Sinn wenig zusagte, an einer ältern Schwester der Frau Blutrichterin Bernbeck, bei welcher sie wohnten, Unterstützung fand.

Da Jutta theils aus Klugheit, theils aus angelernter Hofsitte gewohnt war, vor den Menschen eine scheinbare Heiterkeit zu zeigen, sodaß sie in Windsheim jedermann, der ihr nicht zu nahe stand, für die gute Zeit selbst halten mußte, so hatten die Aeltern und die nähere Umgebung, einige Mägde und Diener, allein das in ihrem Gemüth waltende schlimme Wetter zu entgelten. Nur dann, wenn zum großen Schmerz der Mutter, die eine Schwarzseherin durch ihres Mannes Unglück geworden war und alles scheitern sah, was begonnen wurde, irgend wieder eine Einfädelung klug sein sollender Dinge im Gange war, irgendeine Botschaft von Königsberg, Nürnberg oder von denen anlangte, die noch im Lande Brandenburg selbst dem gestürzten Kanzler wohlwollten, erglänzten ihre dunkeln Augen und die meist blassen Wangen rötheten sich und sie scherzte dann auch mit ihrer nächsten Umgebung und gewährte oder vergab was sie sich an Wünschen, die man bei ihr angebracht, oder an Rügen aufgesammelt hatte. Namentlich war vor Jutta die Furcht des Vaters groß. Diesen kannte sie durch und durch. „Du erschrickst vor jedem fremden Gesicht, das dir zum ersten mal aufstößt, witterst überall Verfolger, Aufpasser, ja Meuchelmörder! Und doch treibt dich immerfort dein Vorwitz und deine Waghalsigkeit zu mislichen Dingen! Bist

ein Kind, das man mit dem Schwamm erst nach und nach berühren muß, damit es nicht schreie, und gerade vor Lust und Behagen ist's, daß es schreit. So schreckt uns beim Baden das kühle Wasser und lockt uns auch zugleich —!" Dergleichen sprach sie ihm schon wenige Tage nach dem Tode der Mutter. Die Schwester des Dichters Clauß war schon gleichsam seit Jahren geschieden, hatte sich auch für den Tod, als eine nur noch mit schwachen Fäden am Leben Hängende, förmlich eingerichtet. „Mit Jutta kommst du nicht aus!" war ihr Wort, das zugleich die größte Fürsorge für ihren Gatten aussprach. Anna Mariens, der Schwester des Blutrichters Bernbeck, einer fast schon dreißigjährigen Jungfrau, Pflege that ihr selbst wohler als die ihrer Tochter; auch — was sie vollkommen ersah und von Herzen billigte — ihrem Gatten. „Versprich mir, Anna Maria nach mir zum Weibe zu nehmen!" hatte sie zuweilen mit verklärtem Blick gesagt. Jutta, diese Worte hörend, konnte so bitter sein zu bemerken: „Das wird geschehen, auch ohne daß du es ihn heißest!"

Anna Maria Ortlieb hatte der Frau Kanzlerin die Augen zugedrückt, ihr das Sterbehemd angezogen, das stattliche Begräbniß geordnet. Ihr dafür im voraus empfangener Lohn waren die letzten Worte der Sterbenden: „Du versprichst mir's —!" Denn auch Anna Maria fühlte für den Kanzler jenes weibliche Mitleid, das der Liebe nahe steht. Ein Mann von so hohem Ruf und Geist, den sie von seiner Tochter gemeistert sah —! Was eine kalte, hochfahrende weibliche Natur im Leben nur allein mit Unterlassungs-

sünden aufhäufen kann an Schuld, erkannte sie an ihrer eigenen jüngern Schwester, die für ihren aus Rotenburg an der Tauber mitgebrachten Patricierstolz eine reiche Befriedigung als Frau Bürgermeisterin und Blutrichterin Bernbeck fand und dennoch in ihren Gatten drängte, sein Amt aufzugeben und mit ihr nach Rotenburg überzusiedeln. Zum Glück war ihre Schwester, die sie zur Magd herabgewürdigt hatte, mit ihrem Gatten, dem reichen, würdevollen, selbstbewußten windsheimer Patricier, der mit dem Adel der Umgegend manchen Kaufvertrag über Güter, Liegenschaften und Gefälle, die ihm gehörten, abschloß, in diesen Planen einig — auch darin einig, daß Anna Maria im Hause das Gnadenbrot sich durch die Obhut verdienen mußte, die sie den Kindern ihrer Schwester zu widmen hatte. Die selige Frau Kanzlerin beklagte die sanfte Dulderin und schilderte ihrem Mann, wie sehr sie eines besseren Loses würdig war. Kein Wunder, daß Vogler Anna Marien nicht mehr zu entbehren lernte. Er konnte weder die freundliche Ansicht seiner Frau über sie, noch die andere, oft von ihr ausgesprochene Meinung ablehnen, daß ein Umgang mit weichen, weiblichen Wesen für seine Natur unerlaßlich sei.

Zu den aus solchen Verhältnissen entspringenden Reibungen zwischen Vater und Tochter, zu den Verhandlungen über die Nothwendigkeit, Entschlüsse für die Zukunft zu fassen, gesellte sich, um die Mitte des Monats August, ein Anlaß zu Verhandlungen, die einem Ent-

schluß galten, den die Umstände in unverzüglicher Eile zu fassen drängten.

Es war vor acht Tagen gewesen, an einem Sonntag in der Frühe — als Jutta ein seltsames Abenteuer erlebte. Die Glocken der Kilianskirche hatten zum Gottesdienst gerufen; ihr Vater war wegen Unpäßlichkeit daheimgeblieben, sie selbst in ihren Trauerkleidern allein gegangen — wie sie gewohnt war, verspätet, während „der Pöfel“, wie man sich schon damals ausdrückte, seine Sitze bereits in der mächtigen Kirche eingenommen hatte. Die Sanct-Kilianskirche hatte vor dem großen windsheimer Brand einen auf sechs Säulen ruhenden Vorbau, der die obere Spitze der Kreuzesform darstellte, nach welcher der Grund aller alten christlichen Kirchen gelegt ist. Eine dunkle Vorkapelle bildete von dieser Seite aus den Eingang. Zur Linken und zur Rechten führten zwei zierliche Schneckenstiegen auf einzelne Chorsitze, die im Innern der Kirche zwischen den Säulen angebracht waren. Jutta pflegte, nach vornehmer Leute Unart, in die Kirche zu kommen, wenn der Gesang der Gemeinde schon begonnen hatte.

Als sie, vor den in der Vorkapelle befindlichen alten Grabsteinen vorüberschreitend, die eine der in den Chor der Kirche führenden Treppen mit rauschender Schleppe am engen, ihre Gestalt vortheilhaft hervorhebenden schwarzen Trauergewand erstiegen hatte, hörte sie sich mit den Worten angerufen:

„Tugendsame Jungfrau, verzieht doch, ich bitte Euch, einen Augenblick —!“

Erschrocken wandte sie sich um.

Aus dem Dunkel der gewölbten Grotte, in welcher die steinernen Heiligenbilder von den bilderstürmenden Gelüsten der Reformation verschont geblieben waren, unmittelbar hinter dem Denkmal eines Hohenlohe aus dem benachbarten, hier auf manchem festen Schlosse hausenden Grafengeschlecht, trat ein Reitersmann, grüßte ehrerbietig und fuhr, da Jutta rasch übersah, daß die Halle menschenleer war, und deshalb eilends die Stiege vollends hinaufwollte, fort:

„Fürchtet Euch doch nicht vor mir, tugendsame Jungfrau Voglerin! Ich habe ein ehrliches Gewerb' an Euch. Obschon ich mich nicht näher darin verrathen kann. Sagt aber Euerm Vater, dem ehrsamen und wohlbelobten Herrn Kanzler, daß ein Ritter, ein Mächtiger, Angesehener vom Adel, seiner zu sprechen begehrte und solches in ernsten, hochwichtigen, Euerm Herrn Vater selbst willkommenen Dingen. Noch verbietet ihm mancherlei Ursach, sich dem Herrn Kanzler schon jetzt zu erkennen zu geben. Solches wird aber unfehlbar geschehen, so ihm der Herr Kanzler auch seinerseits in gutem Vertrauen entgegenkommt!“

Mit beklommenem Herzen und wie auf der Flucht, aber kurz entschlossen, sagte Jutta:

„Wo begehrt Ihr die Zwiesprache?“

„Nicht hier in der Stadt“, antwortete der Reiters-

mann. „Ich darf nicht einmal bei Euch selbst im Hause vorsprechen. Meines Wissens ist der kaiserliche Blutrichter, Michael Bernbeck, Euer Hauswirth und da geht es von Schergen und Spähern bei ihm aus und ein. Nicht, daß ich etwas zu fürchten hätte", fuhr der Reitersmann, um sich blickend, ob noch ein verspäteter Kirchgänger kommen mochte, fort. „Mein Name ist ehrlich. Doch gibt es An- und Umstände genug, die dem Ehrlichsten verbieten können, aller Welt sein Antlitz zu zeigen. Wollt mir auch darin willfahren, tugendsame Jungfrau, daß es niemand erfahre, wie ich Euch in dieser Sache angetreten. Euerm Vater saget's aber sofort! Jungfrau Voglerin, morgen zwischen elf und zwölf Uhr soll sich Euer Vater auf dem Weg von Lenkersheim nach Wiebelsheim von meinem Ritter betreffen lassen —"

Jutta gedachte, wie um alles in der Welt ungern der Vater die Stadt verließ. Nun hörte sie gar eine mit dichtem Wald besetzte Gegend nennen.

„Mein Vater verläßt die Stadt nicht!" sagte sie mit zunehmender Entschlossenheit. Sie hörte verspätete Kirchengänger durch die Halle ins Kirchenschiff treten.

Der Reitersmann stieg, um nicht gesehen zu werden, einige Stufen höher und dichter an sie heran.

Ueber diese Annäherung hätte sie fast um Hülfe gerufen. Nur das Singen in der Kirche verhinderte, daß der erste Ausdruck ihres Schreckens gehört wurde.

„Habt doch kein Mistrauen, Jungfrau Voglerin!" sprach der Reiter.

„Wer ist Euer Herr?“ entgegnete sie mit tonloser, doch entschlossener Stimme und die Schleppe ihres Kleides heftig an sich reißend.

„Kein Fürst und kein Bischof, aber ein hochangesehener Ritter im Lande —“

„Sein Name?“

„Euer Vater wird ihn kennen, wenn er meines Herrn ansichtig ist! Wollt Ihr aber den Handel erst bedenken, nun so lasse ich Euch auch dazu noch Zeit! Seid Ihr nicht schon morgen bei Wege — langsam werden wir vom Galgengraben her an den Aischmühlen vorüberreiten — mein Herr geschlossenen Visirs — dann kommt erst Montag in acht Tagen, irre ich nicht, Laurenzi. Ueberlegt es Euch, ob Ihr da immer noch mistrauen solltet. Sonntag in acht Tagen um die gleiche Stunde komme ich wieder! Nochmals! Sagt es Euerm Vater! Ein Freund, ein Herr vom Adel, wünscht ihn zu sprechen. Getrost soll er kommen. Zwischen elf und zwölf Uhr, wenn nicht morgen, dann in acht Tagen, wo wir freilich dann von Rudolfshofen und Ergersheim her geritten kommen und Euern Vater an anderer Stelle erwarten müßten. Stellt Euch in acht Tagen wieder hier ein, ohne Zeugen, ehrlich und ohne Hinterhalt! Dann sagt mir, ob Euer Vater am Montag — vielleicht in den Bannwald bei Ergersheim kommen will und ernste Dinge mit meinem Ritter verhandeln — in aller Güte und Freundschaft, doch, wie ich Euch sagte, Jungfrau Voglerin, ohne Zeugen.“

Wieder kamen Spätlinge und eben hörte man den

Cantor und Schulrector Fabricius am Altar die Collecte intoniren.

Jetzt huschte Jutta schnell, wie bei einem unerlaubten Stelldichein überrascht, die letzten Stufen der Stiege hinauf. Die Heiligkeit des Gottesdienstes rief sie wie gegen ihren Willen.

Auf dem Chor hatten noch einige andere hochangesehene windsheimer Familien ihren Sitz, vor allen der kaiserliche Blutrichter Michael Bernbeck selbst, der keine Predigt des Stadtpfarrers Altenstetter versäumte. Um ihn saßen seine Familienglieder, auch die Schwägerin Anna Maria. Vor letztrer hätte sich Jutta am wenigsten gern eine Blöße gegeben. Sie nahm athemlos ihren Sessel ein, blickte starr in die Kirche hinunter, that dann, als wenn sie betete, und vernahm weder etwas vom fortgesetzten Gesang des Cantors noch von Altenstetter's Predigt. Immer nur stand ihr der Reitersmann vor Augen. Seine äußere Erscheinung und gewandte Ausdrucksweise ließen annehmen, daß sein Herr den ersten Geschlechtern der Gegend angehörte, wenn anders seine Aussage überhaupt Glauben verdiente. Konnte der angekündigte Fremde nicht auch von einem Fürstenhofe, von Bamberg oder Würzburg oder gar von Onolzbach kommen? Die Vorstellung von einem dem Vater gelegten Hinterhalt wollte in ihren Phantasieen, die sich nur Wünschenswerthes ausmalten, nicht die Oberhand gewinnen.

Als die mit Anspielungen auf die Zeit und die dem Protestantismus neuerdings drohenden Gefahren reich aus-

gestattete Predigt vorüber war und noch, wie üblich, ein kurzer Gesang angestimmt, dann der Segen ertheilt wurde, eilte Jutta über den Kirchhof auf den Markt zu ihrem Vater.

Als sie ihm die Begegnung erzählt, den Reiter geschildert, jedes seiner Worte wiedergegeben hatte, gerieth dieser in eine Aufregung, die ihm sein sonntägliches Mittagsmahl verdarb.

„Wer kennt die Praktiken", rief er, „deren diese Fürsten und Adligen fähig sind! Himmlischer Heiland, wo ich in meinen Umständen nur hinblicke, habe ich einen Feind, der mich zu verschlingen droht! Ich bin ein todter Mann und noch wollen sie mich wirklich erst todtschlagen! Denn ihrer genug gibt es, die meine Hand auch aus dem Grab noch zu fühlen vermeinen. Es ist freilich wahr, ich hab' auch noch Freunde. Allerdings sind diese im Bezeugen ihrer Gesinnung behutsam. Würde aber ein Hans von Waldenfels, ein Wolfgang von Wiesentau, Baltzer von Rechberg eine solche Mummerei treiben wie dieser Knecht mir ankündigt? Würden sie mir nicht sofort ihre Namen nennen oder sonst ein Zeichen geben, daß nur sie es sind, die mich, ohne beobachtet sein zu wollen, zu sprechen begehren? Das ist vom Markgrafen ein Hinterhalt! Von niemand anders! Mindestens von Seckendorf's Sippe oder dem Buben, dem Bendorf ... Himmel, und wenn gar mein grimmigster Feind aus Italien zurück wäre, Markgraf Fritz, der würzburger Dompfaff! Das ist's! Heute reiten sie auf Würzburg

und in acht Tagen kommen sie von dort zurück. Die Ortschaften, die genannten, sagen es ja deutlich — es ist der brandenburgische Fritz!"

Jutta verwies ihm seinen Kleinmuth, folgte aber mit Theilnahme den labyrinthischen Irrgängen seiner grübelnden Phantasie und — seines geängsteten Gewissens.

„An Zigeunern, an Ungarn und Halbtürken fehlt es niemals in Onolzbach!" fuhr der Rath fort. „Die bringen jeden um für eine Kanne Bier! Vom Gebirg braucht Bendorf nur einen Böhmen zu rufen, mich einen Ketzer zu schelten und mein Leben ist hin —! Gelt, das trifft sich gut? Hab' ich nun selbst den Windsheimern hier vor Jahren die Gerichtsbarkeit auf den Dörfern nehmen helfen und nicht blos Malefiz und Ableibung, sondern alles, was auf die Markungen Bezug hat, sei's in Wasser, Luft, Feuer oder Erde, dem markgräflichen Landgericht zu Langenzenn zugewiesen —! Jetzt zu meinem eigenen Schaden, da Windsheim nur noch für das, was innerhalb seiner eigenen Thore geschieht, einen Galgen hat. Am Galgengraben? Ja, daß ich ein Narr wäre!"

Jutta gestand zu, daß erst jedenfalls der nächste Montag Laurenzi zu dieser seltsamen Zwiesprache und die Wiederkehr des Boten zur Fassung eines Entschlusses abgewartet werden müßte.

Vogler ging auf Erkundigungen aus. An allen Thoren der Stadt, in allen Herbergen fragte er nach einem Reiter des Aussehens, wie ihn die Tochter geschildert.

Niemand wußte Auskunft zu geben. Zu Roß war um die Kirchenstunde weder jemand aus- noch eingeritten. Ein bewaffneter Fußgänger konnte unter den vielen, die von den Dörfern zur Predigt in die Stadtkirche gekommen, allerdings unbeachtet geblieben sein. Trug doch in jener Zeit jeder, der nur eine Stunde Wegs zurückzulegen hatte, zu seinem Schutz eine Waffe und sollte es nur ein durch ein geschärftes Eisen zum Spieß verwandelter Stab sein.

Zurückgekehrt hatte der Kanzler bei seiner Tochter die Schwägerin seines Hauswirths, Anna Maria, vorgefunden, den Anlaß des zwischen ihm und Jutta immer mehr zunehmenden Zwiespalts. Anna Maria war mittlerer Größe, nicht schön, ihre Jugendfrische war verblüht. Aber ihr sanfter, weichherziger Sinn, ihre leise, nie aufgeregte und doch bestimmte Sprache that ihm wohl. Schon im älterlichen Hause in Rotenburg war sie zurückgesetzt gewesen gegen ihre jüngere Schwester, die von Natur lebhafter und vortheilhaft gebildet war. Hatte Jutta oft mit bitterer Schärfe zum Vater gesagt: „Wenn die Mutter todt ist, will ich deinem Glück nicht im Wege stehen! Wird dir auch in anderer Art mehr Nutzen bringen —!“ so konnte dies kränkende Wort auch heißen: Anna Maria wird deine zweite Frau werden, nicht, weil sie gut und sanft ist und dir schon jetzt an den Augen deine Wünsche absieht, sei's auch nur, um der armen Mutter ihre Sorgen zu erleichtern, sondern auch um deßwillen, weil ihr der Schwager ein kleines Vermögen be-

wahrt für den Fall, daß sie eine Ehe schließt, die dem kaiserlichen Blutrichter genehm ist! Diese letzte böse Andeutung hatte sich Jutta seit dem Tod der Mutter nicht mehr beikommen lassen. Aber heute kam der verfängliche Gegenstand mit verdoppelter Reizung für beide Theile wieder zur Sprache. Denn der Vater war nicht abgeneigt, Anna Maria zur Vertrauten der abenteuerlichen Einladung zu machen.

„Daß es ihre Schwester, der Blutrichter, die ganze Stadt erfährt?“ sagte Jutta voll Zorn. „Ich, ich werde dich an den Galgengraben begleiten! Dann mögen die onolzbacher Ungarn oder Türken kommen und meine Person auf ewige Zeit in die Sklaverei führen! Mir käme das schon recht.“

Der Kanzler lachte bitter und seufzte und faltete die Hände.

Es wurde zum Mittagsmahl gedeckt. Heute betete er wieder mit jener Andacht, zu welcher ihm seine leidenschaftliche kirchliche Polemik in der Regel keine Zeit ließ. Vor lauter Theologie kam er nicht zur Religion. Er konnte aber den Gott, dessen Begriff er unablässig vom papistischen Wesen säuberte, zuweilen wirklich als ein endliches Ergebniß seines sich beruhigenden kritischen Geistes festhalten und sich ihm mit jener Demuth beugen, die ja auch mit dem Alles ist eitel! eintritt, wenn wir erschöpft von unsern Anstrengungen um irdische Dinge zusammensinken.

Nun folgten acht Tage der größten Erwartung, bald

auf Glück, bald auf Unglück. Scenen des häuslichen Zerwürfnisses fielen seltener vor. Furcht oder Hoffnung bindet die Menschen.

Heute endlich, am Sonntag vor Laurenzi, sollte sich's zeigen, ob sich die geheimnißvolle Ladung wiederholen würde.

Anfangs hatte der Kanzler die Absicht, seine Tochter beim Kirchgang zu begleiten.

Die Fülle von Vorstellungen jedoch, die vor seinen Augen die reiche Kenntniß der in der Geschichte sei's der Staaten sei's merkwürdiger Menschen schon vorgekommenen haarsträubenden Dinge heraufbeschwor, brachte ihn auf den Gedanken, daß jene geheimnißvolle Botschaft vielleicht nichts anderes bezweckte, als ihn gerade heute zur Begleitung seiner Tochter aufzufordern und somit Gelegenheit zu geben, daß in seinem Hause, während die Wohnungen leer standen, ein Handstreich ausgeführt, vielleicht sein Hausarchiv aufgehoben, seine Correspondenz mit Beschlag belegt wurde.

„Wie", sagte er, als er seine Morgensuppe zu sich genommen hatte, „wenn ich doch lieber einfach zu Bernbeck ginge und die Kirche mit Bütteln umstellen ließe, um den abgefeimten Boten zu fassen —?"

Jutta hatte von dem Reiter, der ein Mann in noch jungen Jahren gewesen, ein zwar grobes, aber wohlgehaltenes Collet, lederne Handschuhe frisch mit Ockererde bestrichen und einen Hut mit einer bunten Feder getragen hatte, den günstigsten Eindruck empfangen. Sie verwies dem Vater seine Furcht und sagte:

„Willst du dir mit Gewalt die Rache eines Feindes zuziehen? Warum überhaupt ein Feind? Glaubst du so wenig an die Möglichkeit, noch irgendeinen guten Freund in der Welt zu haben, den du bislang nicht kanntest? Ich wenigstens habe sowol in Bamberg wie auf Burg Schwarzenberg manchen Ritter kennen lernen, der dir vielleicht um deines Kindes oder um meiner armen Mutter willen das Beste wünscht."

Aus diesen Worten vernahm der Vater, daß Jutta nicht übel Lust verspürte, das angelegte Abenteuer irgendwie mit sich selbst in Verbindung zu bringen.

Als Anna Maria, die sich im Sonntagskleide zeigte und schon in erster Frühe hinaufgekommen war und mit mildem Vorwurf dem so evangelisch gesinnten Kanzler vorgehalten hatte, daß er doch heute nicht schon wieder, wie das letzte mal, Altenstetter's Predigt versäumen sollte, brach sogar Jutta's Reizbarkeit und Spannung, als sich die Mahnerin wieder entfernt hatte, in Thränen aus. Denn der Vater war über den vernommenen sanften Vorwurf Anna Maria's in förmliche Verwirrung gerathen und warf beinahe alles wieder um, was Jutta für sein heutiges Verhalten angeordnet hatte.

Hoch und theuer vermaß er sich, daß er nicht daran dächte, ein naher Funfziger, wieder ein Weib zu nehmen, und wäre es ein Engel an Milde und Güte. Er gab Jutta in allem recht. Selbst darin, daß er einen Plan aufgab, den er ihr als die ganze Woche von ihm heimlich vorbereitet gestand. Er hatte unverfängliche Menschen an

den Thoren wollen Wache halten lassen und jeden Fremden auf Schritt und Tritt verfolgen. Er gestand zu, daß auf diese Art die ganze Stadt das Geheimniß hätte erfahren müssen.

Jutta bestimmte ihn, sie wieder allein zur Kirche gehen zu lassen.

„Seid Ihr krank, Kanzler?“ rief der Blutrichter seinem Freund von der untern Stiege herauf zu, als er und seine Hausgenossen zur Kirche gingen.

„Ich habe viel gearbeitet! Bin ermüdet!“ antwortete der Kanzler im Hauskleide hinuntersprechend und fügte die Bitte hinzu, man sollte ihm den Inhalt der Altenstetter'schen Predigt erzählen.

„Bei Tisch!“ entgegnete der Bürgermeister. „Denn wir rechnen doch wol auf Euch —?“

„Wie schon gestern besprochen!“ ergänzte die Schwester Anna Mariens.

„Wann werden wir von dem Schimpf befreit sein“, bemerkte Jutta, als die Hausthür geschlossen war, „unter einem fremden Dache zu wohnen und von andrer Menschen Wohlthaten zu leben!“

Der Vater war gewohnt, auf solche Klagen nicht mehr zu antworten.

Schon läuteten die Glocken. Jutta betrachtete mit klopfendem Herzen vor einem metallenen Spiegel ihren Anzug. Sie erschrak nicht wenig, als ihr die rasch zugreifende Hand des Vaters Halskette und Perlen von der Schulter nahm mit den Worten:

„Bist du von Sinnen? Solche Schätze legst du an? Sie können dir abgerissen werden!“

Dies Werk der Fürsorge ließ sie geschehen und ging, als schon die Klänge einer stattlichen, vor kurzem von einem aus Nürnberg gekommenen Meister gebauten Orgel über den Platz herüber erschallten.

Der Kanzler hatte jetzt zwei Stunden Zeit, sich anzukleiden und die Reihe von Bildern an sich vorüberziehen zu lassen, die ihm seine Verbindungen mit den wichtigsten Verhältnissen der Zeit heraufbeschwören durften. Was tauchte da nicht alles auf! Von Königsberg in Preußen bis nach Italien schweiften seine Blicke. Der Heermeister war ihm gewogen. Der schützte ihn gegen jede Unbill, insoweit er aus entlegener Ferne vermochte. In Cöln an der Spree, in Küstrin, wo eine brandenburgische Nebenlinie regierte, mochte man allerdings Vogler's evangelische Gesinnung nicht, aber man billigte keineswegs Georg's Verfahren gegen den erprobten Kenner des Gesetz- und Kameralwesens der markgräflichen Lande. Gehässig dachten die dresdener Herrschaften über ihn, da ihn Aemilia, des Herzogs von Sachsen-Freiberg Tochter, die Markgräfin, schon um des guten Namens willen haßte, den Vogler in Torgau und Wittenberg beim Kurfürsten hatte; denn zwischen beiden sächsischen Linien, der albertinischen und ernestinischen, wucherte fort und fort die Saat des Unfriedens. In Nürnberg war ihm zwar sein wärmster Freund, der Rathsschreiber Lazarus Spengler, vor drei Jahren ge-

storben, aber Osiander, Hieronymus Baumgartner standen mit ihm im besten Verkehr. Schadete ihm Doctor Johann Apel, die rechte Hand des preußischen Albrecht, der seit einiger Zeit zu längerm Besuch in Nürnberg verweilte, so war auch dieser, der ihm vielleicht in Königsberg hätte nachtheilig sein können, vor einigen Wochen gestorben. Sein geschworenster Feind, Hans von Seckendorf, war ebenfalls vor einem Jahr mit Tode abgegangen. Aber Bendorf und der Markgraf konnten seine neuesten Stücklein in Erfahrung gebracht haben, Aufhetzungen und Bearbeitungen der Stände! Wer aber sollte seine geheimen Einflüsterungen verrathen haben? Und war es wirklich geschehen, ergab sich daraus ein Anlaß zu so gewaltthätigen Heimlichkeiten, wie sich vielleicht, vielleicht auch nicht, ihm zu nähern schienen? Das Stift zu Hailsbronn war im Proceß mit ihm. Er wollte den onolzbacher Hof desselben gegen Rückerstattung des Kaufgeldes, das man ihm anbot, nicht wieder herausgeben und in Onolzbach festen Fuß behalten. Aber die Mönche waren durchaus machtlos. Sie erlagen ja selbst dem Druck des onolzbacher Hofes, der mit seinem Ingesinde, Deutschen, Böhmen, Ungarn, ein altes Recht der Herberge oft wochenlang benutzte, demzufolge sich's die brandenburgischen Herren in den stattlichen Räumen und Anbauten des Klosters bequem machen durften mit Becherklang, Schmausen, Rüdengebell, Tanz und so tollen Lustbarkeiten, daß sich, selbst wenn Georg, der Markgraf, kam, durch die hinterlassenen Spuren solcher Einkehr

die Chronikschreiber des Klosters zu den Erwartungen des Weltendes berechtigt glaubten. Und — die Ritter der Umgegend? Hatte er diese noch zu fürchten? Der Bauernkrieg und die kaiserliche Handhabung des Landfriedens hatten die sogenannten „Placker“ arg gedemüthigt. Gab es auch noch adlige Straßenräuber genug, sollten sie grade ihn, den in seinen Geldmitteln Bedrängten, in Aussicht auf Lösegeld einzufangen suchen? Vollkommen abenteuerliche und geheime politische Dinge, von denen jetzt, nach Jahren, für ihn hätte ein Rückschlag gefürchtet werden können, hatte Vogler sonst nur für den Markgrafen in Ungarn und Italien betrieben. Er konnte nicht annehmen, daß in diesen verlaufenen Dingen ein Anlaß zu Besorglichkeit für ihn vorläge... Um sich zu sammeln begann er einen Brief an seinen Schwager Claußz in Onolzbach, dem er noch für sein gleichfalls gespendetes Beileid seinen Dank schuldig war. Selbst für den Fall, daß er Anna Maria ehelichte und damit seine Tochter Jutta in eine gefahrvolle Feindschaft gegen seine persönliche Ruhe versetzte, wollte er in Windsheim ausharren. Einmal befahl es so der Markgraf, anderntheils befand er sich gerade hier im Mittelpunkt des Gebiets, das ihm seine Kraft gab.

Endlich gegen elf Uhr kam Jutta aus der Kirche zurück in einer Erregung, die sich noch, gegen die von vor acht Tagen gehalten, gesteigert hatte.

Nunmehr stand ihr unbedingt fest, der Vater mußte es wagen, morgen der erneuerten Aufforderung zu folgen.

Dasselbe Erlebniß hatte sie gehabt wie vor acht Tagen.

Wieder war der Reitersmann erschienen, staubbedeckt, gebräunter noch als vor acht Tagen, erschöpft wie von einem noch längern Ritt.

„Unfehlbar“, berichtete sie athemlos, „waren sie vor acht Tagen auf dem Austritt. Jetzt sind sie auf der Heimkehr begriffen. Des Reiters Herr ist entweder in der Nähe oder er folgt ihm auf dem Fuße. Jetzt, wo er vielleicht an irgendeinem in diesen acht Tagen besuchten Orte gewesen — ich denke in Rotenburg oder Mergentheim, wenn nicht in Bamberg oder Würzburg — jetzt scheint sein Anliegen an Euch erst recht ein dringliches. Auf mein wiederholtes Begehren nach dem Namen seines Herrn, auf meine mit offener Drohung gegebene Erklärung, Ihr würdet nicht ohne Begleitung kommen, erwiderte der Bote lachend: «Ich weiß! Er kommt allein! So aber Ihr, tugendsame Jungfrau, den Vater begleiten wolltet, würde das meinem Ritter baß gefallen! Er liebt die Kurzweil mit dem schönen Frauenzimmer! Sonst aber würde, dessen versichert er Euch, der Hinterhalt, den aufzuspüren wir die Nase haben, ihn bewegen, seinem Roß die Sporen zu geben und mit geschlossenem Visir auf- und davonzureiten —“

Es konnte nunmehr feststehen, daß es sich um eine geheimnißvolle Begebenheit handelte, für welche man des Kanzlers Theilnahme, mindestens seinen Rath begehrte. Er sah die Welt vor sich wie im Aufruhr. Jutta jubelte vor Zustimmung, als er den kleinen Ort zu verwünschen anfing, wo sich nichts erleben, nichts in Erfahrung bringen

ließe. Jetzt war er wie hellsehend geworden. Er kam auf den Gedanken, es möchte sich wol um eine Erbeinigung zwischen den so zahlreichen Brüdern des Markgrafen handeln. Vielleicht traute selbst sein Herzog in Königsberg nicht mehr den Gelegenheiten, durch welche sie sich seither verständigt hatten. Oder der fränkische Kreis bezweckte etwas! „Der Ritter erwartet uns im Bannwald auf dem Wege nach Lenkersheim in der Richtung auf Neustadt!“ Neustadt, wo der junge Albrecht, Kasimir's jetzt vierzehnjähriger Sohn, öfters zur Jagd verweilte, brachte ihn gar auf den Gedanken: „Oder läge der Hase da im Kohl? Oft schon hat der Kaiser den Markgrafen ersucht, ihm seinen Neffen zur Erziehung zu übergeben. Der Markgraf hat des Kaisers Begehren abgeschlagen. Sollte man den künftigen Erben des Markgrafenthums mit Gewalt aufheben und zum Kaiser entführen wollen —?“... Und so im Zuge der abenteuerlichsten Vorstellungen, deren Standpunkte je nach dem Einfluß, den er dabei hatte, wechselten, gerieth sein Grübelsinn bald auf dies, bald jenes. Der Gedanke an eine nicht unmögliche gewaltsame Entführung des von Georg, wie man sagte, gehaßten und in seiner Erziehung vernachlässigten Neffen führte ihn auf den Prinzenraub des Kunz von Kauffung, der einst in der Nähe seiner Heimat stattgefunden hatte, zuletzt auf den verschollenen Grafen Wladislaus Majos, für dessen Erhaltung durch seine Hand so manche Beisteuer aus ungrischen, und fehlten diese, aus markgräflichen Mitteln geflossen war.

Bis zum Mittagsmahl beim Blutrichter blieb noch

eine halbe Stunde Zeit, um eine Erkundigung einzuziehen im Gasthaus Zum Strauß, der ersten, der sogenannten „Fürstenherberge“ des Orts. Auch dies Haus gehörte den reichen Mönchen von Hailsbronn. Ihr Hof, ihr Absteigequartier war's, wenn sie Windsheim besuchten, ja an eines der Zimmer knüpfte sich ein Asylrecht für Verbrecher, wie bei den Mönchen vom augsburger Sanct-Ulrich an einen ihrer Altäre. Man erfuhr, daß kurz vor dem Gottesdienst ein Reitersmann angekommen war, der sein Roß im Hof gesattelt hätte stehen lassen und nach einem kurzen Ausgang noch während der Predigt wieder von dannen geritten wäre. Seinen Namen oder sein in der Stadt gesuchtes Gewerbe zu begehren, hatte man umsoweniger Anlaß gehabt, als sich der Wirth, die Wirthin, das ganze Ingesinde, mit Ausnahme eines einzigen Knechts, gerade in der Kirche befanden. Diesem letztern hatte sich der Reiter als ein aus Mergentheim an der Tauber kommender Dienstmann des Deutschherrenordenshauses angekündigt.

„Siehst du?“ rief der Vater. „Der Orden hat mit dem Herzog in Preußen gebrochen.“

„Eine falsche Fährte!“ antwortete Jutta. „Die Meister von Mergentheim schicken dir immer noch die Briefe des Herzogs friedlich ins Haus, kommen auch wol selbst. Wie sollte jetzt von daher eine solche Mummerei beliebt werden?“

Als Jutta beim Heimgang vom „Strauß“ ihren Verdruß darüber aussprach, daß sie die Einladung beim Blut-

richter hätten annehmen müssen und überhaupt, wie sie hinzufügte, kein Wort mehr für sich allein besprechen könnten, schnitt der Vater ihre Rede mit der Aeußerung ab:

„Nun weiß ich, was der Ritter will! Ist es keine Botschaft von der heiligen Feme, die meines Wissens Hans von Schwarzenberg hierzulande schon ausgereutet hat, so ist es eine Werbung um deine Hand! Jetzt gehe ich wohlgemuth! Ja, ja, zunächst zu Tisch! Komm aber auch du bald!"

Damit entschlüpfte er lautlachend in die Wohnung des Blutrichters.

Zornglühend über den Spott stieg Jutta erst noch die Stiege höher und folgte ihm erst, als bei Bernbecks schon die Suppe auf dem Tische stand.

Das Mittagsmahl ging vorüber. Der Kanzler war die Heiterkeit und Gesprächsamkeit selbst. Manche Härte im Benehmen der Frau Blutrichterin gegen ihre Schwester, die für die Ordnung des Tisches sorgen mußte, hatte ihr Gatte, der trotz seines schreckhaften Amtes ein duldsames Gemüth besaß, gemildert. Jutta sah mit bitterer Empfindung, ja mit Eifersucht, wie ihr Vater ab und zu bei solchen Zwischenscenen, die nur kurz und vom gemachten Lächeln der Frau Blutrichterin verdeckt wurden, erröthete. Und wenn nach dem Mahle Anna Maria ängstlich bedacht war, daß der Kanzler noch eine Stunde Schlafes genoß und er dieser ihm unerlaßlich gewordenen Gewohnheit auch nachgeben konnte, ohne darum in den

obern Stock zu steigen, so mußte sich Jutta eingestehen, daß ja ihre Mutter während ihrer Krankheit alles das so angeordnet und Anna Maria förmlich zur wohlthuenden Behandlung ihres Vaters angeleitet hatte.

Unmuthig und auf Erlösung aus einer so, wie sie sich ausdrückte, immer falscher werdenden Stellung hoffend, schloß sie sich einem Spaziergang an, den man in den Nachmittagsstunden und wiederum nach einer Predigt, die Altenstetter mit unermüdlichem Eifer gehalten, in die nächsten Umgebungen der Stadt, zum sogenannten Weinthurm hinaus, anstellte.

Der Vater konnte sich wieder, während des Gottesdienstes, auf der Straße geziemenderweise nicht sehen lassen. Er blieb seiner „Briefschaften" wegen daheim.

Schon des Haushaltes und der Kinder ihrer Schwester wegen mußte ihm Anna Maria Gesellschaft leisten.

Die üble Laune somit, in welcher Jutta vom Spaziergang heimkehrend das inzwischen stattgefundene Alleinsein des Vaters mit Anna Maria begrüßt haben würde, hob indessen eine Nachricht auf, die man ihr am Gasthaus Zum Strauß zurief.

Dort hatte man ihre am Morgen angestellte Nachforschung noch nicht vergessen und konnte ihr wenigstens jetzt so viel sagen, daß soeben zu Roß, von zwei bewaffneten Knechten begleitet, eine Edelfrau angekommen war, die sofort den Herrn Kanzler zu sprechen begehrt hatte. Eben noch wäre die Dame beschäftigt, hieß es, sich vom Staub der Landstraße zu reinigen.

War es nun an und für sich schon erfreulich, in dem angekündigten Besuch eine Frau erwarten zu dürfen, die einen gefeierten Namen trug, einen Namen, bei dessen Nennung nicht allein sofort Michael Bernbeck in die freudigste Erregung gerieth, sondern auch Jutta von einer lebhaften persönlichen Erinnerung ergriffen wurde — Bernbeck, von seiner Frau sich verabschiedend, stürmte sogleich die Stiege des am sogenannten Mehlbuck gelegenen Gasthauses, mit dem er des Asylzimmers wegen oft im Streit lebte, hinauf und wollte die Dame begrüßen — so hätte sich jetzt fast annehmen lassen können, daß die geheimnißvolle Kundschaft, die an den Kanzler begehrt wurde, so gut wie aufgeklärt war. Denn während noch Jutta unschlüssig stand, ob sie dem Bürgermeister folgen sollte, traf sie den Knecht des Gasthauses, den sie heute in der Frühe ausgeforscht hatte, und hörte den Bericht:

„Nun zeigt sich's, edles Fräulein, wer der Reiter gewesen, nach dem mich Euer Vater, der Herr Kanzler, heute in der Frühe, als der Gottesdienst vorüber, befragt hat! Die Knechte, die soeben bei uns eingeritten sind, kennen ihn gar wohl!“

Die Angekommene war die Freifrau Argula von Grumbach, die nach einem wunderbaren, mannichfach geprüften Leben gegenwärtig auf einem der vielen Schlösser und Höfe des mächtigen fränkischen Geschlechts der Grumbache, einige Meilen von hier entfernt, zu Zeilitzheim am diesseitigen Ufer des Main, an den nördlichen Abhän-

gen des Steigerwalds wohnte. Ihre beiden Knechte gehörten dem vornehmsten der Träger des Grumbach'schen Namens, Wilhelm von Grumbach, an und auf die Erkundigung des Knechts im Straußen, ob sie nicht einem Reiter, dessen Aussehen er ihnen beschrieb, begegnet seien und wüßten, wem derselbe dienstbar wäre, hatten sie in dem Bezeichneten ebenfalls ihren eigenen Dienstverwandten erkannt, einen Knecht Wilhelm von Grumbach's, Christoph Kretzer geheißen.

War nun wol gar der auf morgen im Bannwald zu Erwartende Wilhelm von Grumbach, der mächtige Herr zu Rimpar und Burggrumbach bei Würzburg, so durften sich Vater und Tochter zu gleicher Zeit von frohem Erstaunen ergriffen fühlen. Die Tochter — weil in Frankens gesammter Ritterschaft so hell kein Name glänzte, kein Geschlecht den Landen vom Beginn des Spechtesharb bis zu den Ausläufen des Fichtelgebirgs so viel Marschälle, Statthalter, sogar Herzoge und Bischöfe gegeben hatte, als die Ahnen dieses Wilhelm von Grumbach, von welchem bekannt war, daß ebenso seine stolzen Burgen aus den Wäldern um Würzburg ragten, wie andere von den Wellen des windungsreichen Main bespült wurden, andere von dem rauhen Föhn des Rhöngebirgs bestrichen. Der Vater hinwiederum — weil alle Welt erstaunte, daß eben dieser reichbegüterte junge Ritter, der in Würzburg die rechte Hand des Stifts, im Norden seiner Besitzungen ein fast fürstlicher Nachbar gegen die Armuth der Grafen von Henneberg gehalten war, vor kurzem hatte im Stande

sein können, eine Beamtung beim Markgrafen Georg von Brandenburg anzunehmen. War dies deshalb geschehen, hatte schon oft der Kanzler gegrübelt, weil Wilhelm von Grumbach in Cadolzburg, wo er im alten, noch von den nürnberger Burggrafen erbauten Hohenzollernschloß seit einigen Monaten seine Wohnung als markgräflicher Oberamtmann aufgeschlagen hatte, der fröhlichen und in den Welthändeln maßgebenden Reichsstadt Nürnberg näher wohnen durfte? Oder hatte ihn von Würzburg die allzugeräuschvolle Lust am Dasein vertrieben, als welcher seine Gattin, eine geborene von Hutten, aufgewachsen unter den Angehörigen der geistlichen Höfe von Bamberg und Würzburg, mehr, wie man erzählte, huldigen sollte, als ihm selbst genehm war? Jedenfalls, das war klar, konnte der Statthalter von Cadolzburg, einer der ersten Verwalter des markgräflichen Ansehens, mit dem gestürzten, mistrauisch überwachten Kanzler, über welchen selbst in Windsheim allerlei Späher gesetzt waren — der Kanzler hielt manchmal seinen eignen Hauswirth, den Blutrichter, nicht für geheuer — nur in so vertraulicher Stille Zwiesprache halten, wie sein Knecht begehrt hatte, falls dieser in der That der Bezeichnete war.

Freilich hätte aber auch ein Erstlingsdienst, welchen der neue Oberamtmann von Cadolzburg dem Markgrafen gewidmet, der sein können, den unruhigen Ränkeschmied in dem nur auf einige Meilen von ihm entfernten Windsheim fänglich zu verstricken und aufzuheben.

Gegen letztere Annahme sprach am entschiedensten die

gleichzeitig gemeldete Ankunft einer Frau, die nur in Verbindung mit Großem, Edelm, die Herzen und die Geister Bewegendem gedacht werden konnte. Argula von Grumbach, ihrerseits die Nichte eines ebenfalls mit schmählichem Undank belohnten, zu Landshut in Baiern sogar öffentlich hingerichteten Staatskanzlers, eine Verbannte, eine Märtyrerin des evangelischen Glaubens, eine persönliche Freundin Luther's, Johann's von Schwarzenberg's, Barbara's von Schwarzenberg, die sogar vor sechs Jahren auf Burg Schwarzenberg im Beisein Jutta's der Priorin die Augen zugedrückt hatte — wie konnte sie zum Kanzler kommen und etwas anderes an ihn bringen oder ihm ankündigen als Gutes, Reines, Gerechtes?

Jutta dachte jetzt nur an den würdigen Empfang des nächsten in Aussicht stehenden Besuchs und eilte zum Vater, den sie rechnen durfte schon in freudiger Erregung über die an ihn ergangene Meldung anzutreffen.

In der That war Georg Vogler durch die ihm gewordene Meldung in einen Zustand der freudigsten Spannung versetzt.

Wenig Augenblicke noch — und zu einer Stunde, wo vielleicht in weiter Ferne zu Venedig oder Padua an den Ufern der Brenta Ottheinrich Stauff über seine Reiseerlebnisse nach Deutschland an seine „geistliche Mutter", wie er diese Freifrau von Grumbach nannte, schrieb, kam diese selbst über den Marktplatz von Windsheim langsam und gelassen dahergeschritten, vom freudestrahlenden Bernbeck begleitet. Erwartungsvoll schaute sie nach

dem Eckhause, der alten kaiserlichen Gerichtspfalz, aus, wo sie bereits von dem, den sie aufzusuchen kam, und von dessen Tochter, über die Brüstung der am Flügel des Hauses entlang gehenden Galerie ehrfurchtsvoll begrüßt wurde.

Die würdige, jetzt vierundvierzig Jahre zählende Frau war vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet.



Sechstes Kapitel.

Argula von Grumbach.

Zwanzig Jahre mochte es her sein, daß sich in einer schlaflosen Nacht eine Frau, geboren im Purpur, die Tochter und die Schwester eines Kaisers, die Gattin eines deutschen Herzogs, Kunigunde von Baiern, elender und bemitleidenswerther fühlte als das ärmste Wesen in der Welt.

Ueber die ihr seit lange schon verhängten Geschicke trauernd, wohnte die vielgeprüfte Frau zu München, seitdem sie Witwe geworden, nicht mehr im herzoglichen Schlosse. An dem leidvollen Tage, wo sie in Münchens Hauptkirche zu Unserer Lieben Frauen ihren Gatten, Herzog Albrecht von Baiern, hatte beisetzen lassen, gebot sie, bei der Heimfahrt, an der Schwabingerstraßenecke, dem Franciscanerkloster und Schloß gegenüber, halt zu machen, allwo ein Regelhaus, ein Franciscanerinnenkloster lag, zum Püttrich genannt — nach dem Stifter desselben, der ein münchener Bürger gewesen. Zum Schrecken ihrer Hofdamen, der Fräulein von Engelschalk und von Holzkirchen, ihres Hofmeisters, des Herrn von Pfefferhausen, erklärte sie, obschon eine

Frau erst im Beginn der Vierziger, Mutter von sechs noch zu erziehenden Kindern, in diesem Kloster lebenslang bleiben zu wollen. Die Aebtissin — Klara Luther hieß sie — erschien, da man läutete, selbst an der Pforte. Die Herzogin, die ihren Gatten zärtlich geliebt hatte, begehrte eine Zelle, um fortan nur im Kloster zu wohnen, ihrem Schlosse gegenüber, wo sie ihre Kinder im Auge behalten konnte. Sie kam von einem Leichenbegängniß, von begrabenem Glück, von verlorenen Hoffnungen.... Früher schon war in einer Nacht eines münchener Bürgermeisters Tochter, Barbara Rudolf, mit Blumen im Haar, im prunkenden Freudengewande, unmittelbar vom Ball, noch glühend von den Aufregungen des Tanzes, in den Püttrich gefahren und hatte lebenslang allda verweilen zu wollen erklärt.

Die Sorgen, von denen die Kaiserstochter noch in ihrer schwarzen Ordenstracht, unter dem weißen Weihel von geringer Leinwand, der ihr Haupt bedeckte, heimgesucht wurde, bezogen sich auf die Schicksale ihrer Kinder — ihrer schon in den Kinderschuhen verlobten Töchter, von denen die eine jenen wilden Ulrich von Würtemberg, der einen fränkischen Edelmann, Verwandten des Wilhelm von Grumbach, Hans von Hutten, mit eigener Hand erschlagen hatte, worauf er von Land und Leuten vertrieben wurde — eine andere den oft erwähnten Entthroner seines Vaters, Kasimir von Brandenburg, geheirathet hatte — und auf die Schicksale ihrer Söhne, deren sie drei hatte. Baierns Adel, durch den an sich für den Herzoghut glücklichen

Ausgang des sogenannten Löwlerkrieges zwar gebändigt, stand doch in Ober- und Niederbaiern immer noch gerüstet, die Herrscheransprüche des Landesfürsten auf ein Maaß zurückzuführen, das ihren eigenen Gerechtsamen keinen Abbruch that. Die Räthe der Herzogin, deren Beistand ihr der geliebte Gatte auf dem Sterbebett empfohlen, vor allen der Oberhofmeister, Ritter Hieronymus von Stauff, theilten diesen Parteigeist des Adels. Dennoch mußte die Wittib, nach dem Willen des Vaters, dieser adligen Obhut und Erziehung die Söhne überlassen, vor allem den ältesten, der erst fünfzehn Jahre zählte und sein Nachfolger werden sollte. Von der Zelle eines Klosters aus, wo sie nach der Chronik des Püttrich „in Aufführung und Gebehrde gar niederträchtig lebte", glaubte sie ihr mütterliches Ansehen geltender machen zu können, als im Geräusch des Hoflebens, unter Banketten und Turnieren. Durch ihre eigene Demuth zwang sie die Hofmeister und Landpfleger, ebenfalls von ihrem Hochmuth zu lassen und Gott allein die Ehre zu geben.

Ihre Wehklagen auf dem harten Klosterlager, ihre nächtlichen Thränen und Seufzer galten dem Schmerz, daß ihre allmählich heranwachsenden drei Söhne gegeneinander in feindseligsten Hader und offenen Kampf geriethen. Herzog Wilhelm, der älteste, sollte ihrem verstorbenen Gemahl, dem Vater, im Regiment folgen, seine Brüder Ludwig und Ernst sollten in den geistlichen Stand treten, Bischöfe oder Cardinäle werden. Das hatte der Vater vor seinem Tode so gewollt; so hatte es sein Schwager,

Kaiser Max, gutgeheißen. Daraus hin war der erste Rath des jungen, neuen Regenten, der Oberhofmeister Hieronymus von Stauff, mit Diensteid verpflichtet. In alten Tagen hatte in dem damals noch engumgrenzten Baierland im Fall des Ablebens seiner Fürsten und bei größerer Kinderzahl derselben die Sitte der Ländertheilung geherrscht. Auf diese Sitte hin wollte die Mutter ihre jüngern Söhne nicht in den geistlichen Stand treten lassen, namentlich nicht den lebensfrohen, thatkräftigen zweitgeborenen, ihren insonders geliebten Ludwig. Sie hatte ihren Bruder den Kaiser, die Stände Baierns, den Adel aufgerufen zur Erhaltung der alten bairischen Sitte, die auch für die jüngern Söhne ein Landgebiet verlangte. Da jedoch ihr ältester Sohn von seinem Erbe nichts abgeben wollte, ja voll Trotz zum Kaiser nach Linz entwichen war, gewaffnete Rückkehr nicht zu scheuen erklärend, so nahm die ergrimmte Mutter die Fehde auf, ließ den zweitgeborenen schon zu München die Regierung antreten und machte Anstalten, daß auch für ihren dritten Sohn, Ernst, ein Theil des Landes als sein Eigenthum bereit gehalten wurde. „Ich habe Herzoge geboren, nicht Bettler!" sagte sie.

Hieronymus von Stauff ließ die Ausartung des Streites in einen förmlichen Bruderkrieg geschehen. Er hatte den Willen des Vaters, die bessere Wohlfahrt eines ungetheilten Landes für sich. Er scheute kein Mittel, die Söhne auseinanderzuhalten und ihnen die eigenmächtigen Handlungen der Mutter, die in ihrer Kloster-

zelle durch die Abgeschiedenheit von der Welt nur um so halsstarriger wurde, zu verdächtigen. Sie war eine Oesterreicherin! Baiern hätte ja, so bekannte Hieronymus von Stauff, gegen keinen Nachbar mistrauischer zu sein Ursache als gegen Oesterreich!

In jener Nacht nun, als Kunigunden auf ihrem Lager der Schlaf floh, überkam sie eine jener Erleuchtungen, die uns erkennen lassen, wie Güte, Milde, Nachgiebigkeit in so vielen Fällen unsern Absichten eher förderlich sind, als ein trotziger Glaube an die Erfolge von Gewalt und Widerstand. Irgendetwas anderes als die Liebe, die einzige Ueberwinderin der Welt, sollte im Püttrich ihr Bekenntniß geworden sein? Nein, sie erkannte, was sich für sie als Klosterfrau, als Mutter geziemte. Bedenkend, daß sie die damals noch nicht sämmtlich verheiratheten Töchter zu erziehen, ihnen das Bild des Glücks und häuslichen Friedens an niemand mehr, als an den Gliedern ihres eigenen Hauses vorzuführen hatte — war doch schon ihre an den Würtemberger verheirathete, älteste Tochter Sabina die unglücklichste der Fürstinnen ihrer Zeit geworden; Ulrich hatte sein Herz an die Tochter eines seiner Dienstmannen gehängt und eben um ihretwillen jenen Mord an Hans von Hutten vollzogen — unterbrach sie, wie durch höhere Eingebung, alle von ihr selbst veranstalteten oder geschürten Feindseligkeiten, schloß sich den vom Kaiser, von einem Theil des Adels betriebenen Versuchen, die Prinzen zu versöhnen, mit aufrichtigem Eifer an und veranstaltete,

daß sie alle drei gegeneinander schnaubenden Söhne eines Tags, wider deren Wissen und Wollen, um sich vereinigt hatte. Da lockte sie jeden mit schmeichelnd liebkosendem Mutterwort an ihr Herz, besprach sich mit ihm allein, nahm ihm Versprechungen ab, versöhnte einen mit dem andern und erreichte, daß der älteste dem Rath seines Oheims, des Kaisers, folgte, welcher dahin ging, wenigstens dem zweiten Bruder einen Theil des Landes abzutreten, während der dritte sich entschließen sollte, die Stufenleiter geistlicher Würden zu erklimmen. Diesen, ob er gleich nicht wirklicher Priester wurde, ernannte man schon in kurzer Zeit zum Administrator des Bisthums Passau, später — die Kirche duldete solche Misbräuche — zum Erzbischof von Salzburg.

Hieronymus von Stauff wurde ein Opfer dieser Versöhnung. Die Anstrengungen des redlichen Staatsmanns, zum Wohl des Landes den Bund der Herzen wieder zu zerreißen, blieben ohne Erfolg. Die Fürsten, die öffentliche Meinung verließen ihn; die Welt erfreute sich an dem Schauspiel brüderlicher Eintracht, das von einem Kloster aus, wo eine Mutter, eine Fürstin, ewiger Entsagung lebte, seinen Anfang genommen. In wildem Haß die weitern Plane des gestürzten Ministers durchkreuzend, ließ Herzog Ludwig, der seine Residenz von München nach Landshut verlegte, den von seinem Vater eingesetzten greisen Rathgeber gefangen nehmen und schon am siebenten Tage darauf, nach kurzem, durch die Folter beförderten Proceß, in Ingolstadt auf offenem Markt enthaupten. Der Einspruch

des Kaisers, der sich von Augsburg aus für den angesehenen, thatkräftigen, in seinem Leben unbescholtenen Ritter verwandte, kam zu spät.

Hieronymus von Stauff wurde beschuldigt, er hätte sich durch die Verhetzung der Brüder an dem jungen Herzogsgeschlecht rächen wollen für die Verluste, die einst in jener blutigen Fehde der bairischen Fürsten mit ihrem Adel, dem Löwlerkriege, sein eignes Haus, das alte Geschlecht der Stauffer vom Ehrenfels, betroffen. Diese Anschuldigung wurde nur durch die Anwendung der Folter bestätigt. Allerdings waren die Stauffer durch die Verluste an Hab und Gut, die ihnen die Theilnahme am Löwlerkriege zugezogen, fast zu Grunde gegangen und theilweise vor Kummer und Trauer gestorben. Die Stammburg der Familie, Ehrenfels bei Berezhausen, unfern Regensburgs, viele andere Besitzungen und Schlösser des mit den Hohenstaufen verwandten Geschlechts lagen, vom Vater der jungen Herzoge gebrochen, in Schutt und Trümmern. Nichts war der einst so mächtigen, auf blutigen Römerzügen von manchem Lorber gekrönten Familie geblieben, als der kleine Ort Berezhausen an der Laber und ein Haus in Regensburg, das noch jetzt allda vorhandene Gasthaus Zum grünen Kranz. Lebenslang hatte der ältre Bruder des unglücklichen Hieronymus, Bernhardin von Stauff, einer der gedemüthigten Vorkämpfer im Löwlerkrieg, eine Stimmung behalten, als gehörte sein Dasein einer andern Welt an, nicht mehr dieser schlechten, wo treue Dienste — und deren hatte er den

Baiernherzogen mit Gut und Blut genug geleistet — mit Undank belohnt werden. Bernhardin vergrub sich unter Büchern, lebte in alten Heldengeschichten, die ihn in die Zeiten versetzten, wo ihm der erworbene Ruhm seiner Ahnen noch jetzt das stolze Herz im Busen schwellen lassen durfte, Zeiten aber auch, welche ihn an die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes erinnerten. Seinen Kindern, die ihm seine Gattin, eine Törring-Seefeld, die einsmals, als ihr Gatte draußen im Felde stand, des Herzogs Ueberfall gewärtigen mußte und da die muthige persönliche Vertheidigerin ihres Schlosses Ehrenfels wurde, geboren, gab er in der Taufe Namen aus jenen alten Dichtungen, die uns die Schicksale ausgesetzter Königskinder erzählen, der Haimonskinder, die genöthigt waren, sich durch die Hülfe der Feen und ihren eigenen tapfern Arm ihre verlorenen Rechte wieder zu gewinnen, des Parzival, der Ritter vom Graal, von der Tafelrunde. Sein ältester Sohn hieß annoch aus besserer Zeit wie er selbst Bernhardin, den zweiten nannte er Ferasis, den dritten Grammaflanz, den vierten Marcell. Seine Töchter erhielten die Namen Zormarina, Secundilla, Argula. Vormund dieser Waisen, als er starb, bald von seinem edeln Weibe gefolgt, wurde ihr Oheim, sein Bruder Hieronymus von Stauff. Aber auch dieser war durch den Löwlerkrieg nicht minder arm geworden und hatte zur Erhaltung seiner Neffen und Nichten die letzten Güter der Familie nächst dem zerstörten Ehrenfels, Berezhausen und dem Haus in Regensburg, verkaufen müssen. Daß ihn dennoch Herzog Albrecht zum

Erzieher seiner Söhne und zum Statthalter seiner Lande machte, war ein Beweis ebenso für die Hochherzigkeit des Fürsten wie für den Werth des Vasallen.

Ferafis, Marcell, Zormarina starben jung, Bernhardin und Grammaflanz heiratheten ein Schwesternpaar, die böhmischen Gräfinnen Schlick, deren Bruder, Graf Victorin Schlick, wiederum Secundilla ehelichte. Argula, wie sie auf Anlaß der hellen Augen, mit denen sie in die Welt geblickt hatte, der kleine weibliche Argus, getauft wurde, war zur Zeit der Hinrichtung ihres Oheims und Vormunds sicher schon im Urtheil gereift und mit mancherlei Kenntnissen ausgestattet. Ihr konnte es nur erwiesen sein, daß ihr Oheim ungerecht hatte leiden müssen. Ihr Blick ins Leben wurde früh ein düstrer und ernster.

Ueber die jähe Gewaltthat regte sich bei den jungen Herzogen die Reue. An den Kindern des Hieronymus war nichts wieder gut zu machen. Die Töchter gingen ins Kloster, die Söhne nach Böhmen. Aber die Nichte des Enthaupteten, Argula, ließ die Mutter der jungen Herzoge nach München kommen und gab ihr in ihrem „Frauenzimmer", dem Hofstaat ihrer Töchter, die dem Püttrich gegenüber im Schlosse wohnten, die Stellung einer Hofdame. Als sich Argula unter Thränen dem ihr etwa gleichalterigen Herzog Wilhelm vorstellte, redete sie dieser mit den Worten an: Sie sollte nicht also weinen, er wollte ihr nicht allein ein gnädiger Landesfürst, sondern auch ihr Vater sein —!

Auf dies wohlgemeinte Versöhnungswort des lebenslang ehrgeizigen, erst nach der Krone Böhmens, dann sogar nach der Kaiserkrone trachtenden, in Religionssachen überaus verblendeten, doch Gerechtigkeit anstrebenden jungen Fürsten, begann für Argula ein inhaltreiches, anregendes Leben. Der Bann des Püttrich mußte wol zum öftern von der Herzogin gebrochen werden, denn es kamen Fürsten und Herren zu Besuchen, denen sich die Affiliirte der Franciscanerinnen schon aus politischen Gründen nicht entziehen konnte. Die in der Einsamkeit und unter Entbehrungen auferzogene Argula mußte von Münchens Lebenslust fortgerissen, von Münchens Prachtliebe geblendet werden. Von je haben Baierns Fürsten Fülle und Glanz geliebt. Es scheint, als wirkte in München die Nähe Italiens, über den Schnee der Alpen hinweg, der die Fernsichten der großen Hochebenen des Landes ahnungerweckend umkränzt, verlockend für die Herzen und mit süßen Wonnen sie durchschauernd. Früh wurde an der Isar die Kunst gepflegt, nicht immer mit Ermessen der dazu ausreichenden Mittel. Schon überschritten die von jetzt an lebenslang friedlich verbundenen Herzogsbrüder ihres Vaters weise geregelten Haushalt, wenn sie auch noch nicht ihre verschwenderischen und prachtliebenden Nachfolger erreichten, deren Schöpfungen später einen Gustav Adolf, als man ihn aufgefordert hatte, sie zu zerstören, zu dem Worte bewogen: Vielmehr möchte er, daß er sie auf Rädern mit sich davonführen könnte —!

Wurde gelegentlich die Clausur des Püttrich und die

minder einförmige Regel des Schloßlebens gebrochen, so wohnte Argula Festen bei, die einen Hofmarschall damaliger Zeit in Verzweiflung bringen konnten, mußte er, wie die Chronik berichtet, im Schloß und den münchener Gasthöfen aus fürstlicher Küche, Keller und Krippe täglich zweitausendfünfhundert Menschen und eintausendachthundertundneun Rosse sättigen. Nach solchen rauschenden Festtagen, wo immer mehr zuströmende Maler, Architekten, Wasserbaumeister, Musikanten, Schauspieler, Gaukler aller Art, die von je in München ihr Glück gemacht haben, ihre Künste zeigten, duldete auch wol die Herzogin-Mutter eine Unterbrechung ihrer Trauer. Dann kamen wol ihre Söhne sieggekrönt aus dem Felde heim, wenn sie vereint mit dem Schwäbischen Bunde den treulosen Schwager Ulrich gezüchtigt, ihn in die sagenberühmte Nebelhöhle gebannt hatten — oder Susanna schritt nach langem Verlöbniß endlich zum Vollzug ihrer Ehe mit dem Brandenburgischen Kasimir — oder ihre dritte Schwester, Sidonie, die jedoch bald der Tod dahinraffte, vermählte sich mit einem Pfalzgrafen. Wieder gab es Berufungen und Auffahrten der Stände. Der neue Rathgeber der jungen Fürsten war ein ehemaliger Professor der Rechte, nicht ohne Geist, begabt mit Kenntnissen, als Politiker hin und her experimentirend, ein Matador im Benutzen des Augenblicks, der ihn unablässig seine Standpunkte zu ändern bestimmte, sodaß ihn weder der Kaiser, der seine Bestechlichkeit verwünschte, noch die Gegner des Kaisers für sich hatten. Neidisch auf den Ruhm der Gran-

vella, Liera, Navius, Seld, die im Cabinet des Kaisers arbeiteten, wollte Leonhard von Eck seine eigene Politik treiben. Er war es, der den Grund zu jenem sondergearteten Baierthum legte, das in allen Fragen des deutschen Lebens seine eigenen Wege gehen will, ohne doch zu jeder Zeit dafür die rechte Kraft zu haben. Fanatische Gegner des Protestantismus, zu denen sogar des trefflichen Schwarzenberg ältester Sohn Christoph gehörte, der sich in Pasing bei München angekauft hatte, die Stelle eines Landhofmeisters übernahm und seinen eigenen Vater durch Schriften befehdete, für welche ein Franciscaner, Kaspar Schatzgeyer, den Namen hergab, vor allen aber des Kanzlers Namensverwandter Doctor Eck in Ingolstadt, unterstützten den ehemaligen Professor, der auf die drei Herzoge einen magischen Einfluß ausübte. Den nicht immer leichten Kampf, der sich mit den Ständen des Landes ergeben mußte, führte er mit Brutalität, in manchen Fällen mit List und Verschlagenheit.

Um über die Wirren des Augenblicks die leiderfüllte Stimmung hinwegzuführen, konnte Argula in den Abendstunden ihrer Herzogin den „Theuerdank“ vorlesen, der 1517 zuerst erschien, die poetische Verherrlichung ihres geliebten Bruders Kaisers Max. Sie erlebte die Folgen des Drängens der Mutter nach Verheirathung ihrer Söhne — Albrecht hatte sich schon mit einer unebenbürtigen Neigung verirrt und das Geschlecht der Grafen Hegnenberg-Dux begründet — bis ihrem „Frauenzimmer“ endlich die willkommene Sorge der Ausstattung für ein

fürstliches Beilager zutheil wurde; Albrecht entschloß sich zur Heimführung Jakobäa's von Baden. Nun wurde das herzogliche Schloß theilweise umgebaut und mit Verschönerungen italienischen Geschmacks versehen. Herzog Ludwig lebte zu Landshut unvermählt und in solchem Grade nach Laune und Neigung seines heißen Blutes, daß er ein arger Schuldenmacher wurde.

Trost brachte Kunigunden bei solchen Erfahrungen und Leiden der jeweilige Besuch ihres Bruders, des Kaisers Max. Hatte dieser auch sein Ansehen viel öfter zur Kreuzung als zur Förderung bairischer Unternehmungen benutzt, so erzeigte er ihr doch bei solchen Gelegenheiten persönlich Liebe und Aufmerksamkeit. Die Geschenke, die er dem Püttrich machte, waren gemüthvoll, kamen aber fast auf Einfälle seines lustigen Rathes Kunz von der Rose hinaus; er verehrte dem frommen Regelhause ein fingerlanges Stück vom heiligen Kreuz, einen Dorn aus Christi Leidenskrone, woran sogar ein Tropfen Blutes, und vor zweihundert Jahren noch, zu sehen war, drei Theile von den Stricken, mit denen der Heiland beim Hohenpriester an die steinerne Säule gebunden wurde, drei Stücke aus Christi mehrern Gewändern, dem ungenähten Rock, dem Purpurmantel, der ihn als verhöhnten König der Juden umgab, dem weißen Kleide, in dem er vor Herodes stand und verspottet wurde, einige Stücke aus dem Weißzeug und dem Wäschvorrath des Heilands, als da waren sein heiliges Schweißtuch, das Tuch, womit ihm seine heiligen Augen verbunden wurden, und

jenes Lailach, worin er ins Grab gesenkt wurde, alles das annoch reichlich mit dem heiligsten Blut und Schweiß benetzt; ingleichen ein Stück von der Krippe Christi; einige Steine vom heiligen Oelberg, sogar auch diese mit Christi Schweiß besprengt, endlich zwei „merkliche“ Stücke vom Schleier und vom Kleide Mariens. Besonders willkommen durfte dem Püttrich die Zurücklassung des vollständigen Anzugs des Kaisers sein, den ihm die augsburger Schneider eben erst zu seiner Reise nach München gefertigt hatten. Dieser war dermaßen kostbar, daß man ihn zerschnitt und daraus Meßgewänder machte. Schließlich durfte Klara Luther der Herzogin danken für eine ganz besonders erfreuliche Stiftung ihres kaiserlichen Bruders, derzufolge jährlich aus Oesterreich dem Püttrich „drei Dreierling Wein von dem sogenannten pfaffenberger Wein, so bei Krems im Lande unter der Enns an der Donau wächst“, „ohne Zoll und Mauth“ den frommen Töchtern des heiligen Franciscus geliefert werden sollten. Dieser Erfrischung bedurften sie wol, die im Ueberreichthum ihrer Liebe und Andacht sich entschlossen hatten, sich auch noch in einen Bund der heiligen Ursula mit aufnehmen zu lassen, gelobend, dem aus der Legende bekannten Schifflein der Heiligen, als „Fracht zur glückseligen Fahrt“ desselben, auf zwölf Jahre viele Tausende von Vaterunsern zu widmen, mehrere Tausende von Rosenkränzen, Geduldübungen, Obligationen den Willen zu brechen, alle diese Gebete und Uebungen in bestimmt angegebener und vorgemerkter Zahl. Der herzogliche Hofstaat verpflichtete sich, zu

dieser Liebesspende dem Püttrich auch seinerseits beizusteuern und für die glückselige Fahrt der heiligen Ursula innerhalb zwölf Jahren von seiten der Kammerherren und Hofdamen zwanzigtausend Vaterunser „miteinzulegen“.

Bald nach dem endlich in Augsburg vollzogenen glänzenden Beilager mit dem Markgrafen Kasimir und ein Jahr nach dem Tode des kaiserlichen Bruders, that auch Kunigunde die müden, vom vielen Weinen halb erblindeten Augen zu. Um diese Zeit war es, daß sich ihre Hofdame vermählte. Argula von Stauff, obschon bereits ans Ende der Zwanziger gerückt, erhielt noch die Bewerbung eines Ritters, der aus dem Würzburgischen nach Baiern gekommen war und in Argula's Heimat, an der Donau, in der Gegend von Regensburg, das Amt eines Pflegers verwaltete. Die Aemter Dietfurt und Altmannsstein an der Donau waren der Obhut Friedrich's von Grumbach anvertraut, der sich, selbst schon ein Witwer, in den Besitz einiger Güter in Baiern gesetzt hatte zu seinen in Franken gelegenen noch hinzu, nicht bedenkend, daß bei den damaligen Lehnsverhältnissen zween Herren zu dienen in schwierige Bedrängniß führen konnte.

Diesem ihrem an Jahren weit vorangegangenen Eheherrn gebar Argula noch zwei Söhne. Ihr Wohnsitz war Dietfurt, eine kleine, zwischen Regensburg und Ingolstadt an den Ufern der in die Donau sich ergießenden Flüsse Altmühl und Laber gelegene Stadt. Spurlos würde hier ihr Leben dahingegangen sein, wie das von Millionen, wenn sie nicht durch Luther's Auftreten aus dem Kreise

ihrer anspruchslosen weiblichen Wirksamkeit hinausgedrängt worden wäre und für die vielen in ihr liegenden Zündstoffe selbständigen Denkens und Handelns den entflammenden Funken gefunden hätte. Früh schon war ihre Empfänglichkeit für den von Luther begonnenen Kampf gegen Rom durch den Umstand vorbereitet worden, daß sie als zehnjähriges Kind von ihrem Vater eine deutsche Bibel zum Geschenk erhalten hatte, eine jener in Mainz, Augsburg, Nürnberg gedruckten vorlutherischen Bibeln, die später durch Luther's Uebersetzung in den Hintergrund gedrängt wurden. Es kann nur ein mächtiger Gemüthsdrang gewesen sein, der ihren Vater, den Vorkämpfer des Löwlerbundes, die Mutter, die muthige Vertheidigerin des Ehrenfels, und Argula selbst oft und oft zum Lesen der Heiligen Schrift trieb. Argula hatte keine gelehrte Bildung erhalten, sie wollte nichts anderes sein als, wie sie sich später selbst zur Bezeichnung ihrer Anspruchslosigkeit ausdrückte, „eine deutsche Frau vom Adel“ Aber sie hatte das Leben beobachtet, die Menschen ergründet, die Zeiten erkannt. In München waren ihr die Ausartungen der Religion so nahe getreten, bei Regensburg hatte sie das seit zwei Jahrhunderten nicht mehr Erhörte erlebt, daß an einer Stelle, wo einst Juden ermordet worden waren, plötzlich die Vorspiegelung allda vollbrachter Wunder Tausende von Wallfahrern zur Kapelle der „schönen Maria“ lockte — wie sollte sie nicht das Verderben der Religion erkannt haben! In ihrer Bibel war sie so heimisch, daß ihr für jedes Lebensver-

hältniß sofort eine entsprechende Begebenheit im Leben der Patriarchen, der Richter oder Propheten einfiel. Von dieser reichen religiösen Erfahrung, dieser Bibelfestigkeit, von ihrer gesunden Beurtheilung menschlicher und göttlicher Dinge überhaupt sollte sie einen Gebrauch machen, der die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sie zog, Luther'n, mit dem sie bald nach ihrer Vermählung in Briefwechsel getreten war, zur Bewunderung ihrer glaubensstarken Gesinnung hinriß, Spalatin, selbst den Kurfürsten von Sachsen, damals Friedrich den Weisen, mit ihr in briefliche Verbindung brachte.

Durch den im Jahre 1519 zu Augsburg gehaltenen Reichstag, wo sich Luther gegen den päpstlichen Legaten Thomas de Vio von Gaeta, genannt Cajetanus, noch als Augustinermönch vertheidigte, war die Kirchenverbesserung tief ins Herz auch des südlichen Deutschland gedrungen. Nur die jungen Herzoge von Baiern nahmen gegen jede Regung des neuen Geistes in ihren Landen Partei. Herzog Wilhelm hatte selbst Theologie studirt, seine beiden Brüder, die Geistliche hatten werden sollen, ohnehin. In Kirchensachen glaubten sie aus den Quellen mitsprechen zu können, erkannten auch wol früh den Zusammenhang der religiösen Fragen mit staatlichen Neuerungen, wie sie solche in ihren kaum beruhigten Landen niederzuhalten ernstliche Veranlassung hatten. Zuletzt griff ihr Widerstand gegen die neue Lehre zu Feuer und Schwert. Auf ihr Geheiß ist eine reiche Zahl von Märtyrern dem neuen Bekenntniß zum Opfer gefallen.

Der Hauptbeförderer dieser Verfolgungen war Eck, Pro-

fessor in Ingolstadt, ein schwäbischer Bauersohn, seines wahren Namens Johann Mayr. Die Maßregeln begannen mit Landesverweisungen, Prangerausstellungen, bis schon im Juli 1523 in München ein Mann aus dem Volk hingerichtet wurde. Ein zweites Opfer sollte folgen, ein achtzehnjähriger münchener Bürgersohn, der in Ingolstadt studirt hatte und für siebzehn Glaubenssätze, auf welche er disputiren und die Magisterwürde erlangen wollte, vom Rath der Universität, falls er nicht widerrufen würde, mit dem Feuertode bedroht wurde, Arsacius Seehofer.

Sogar in der Nähe Eck's, des persönlichen Widersachers Luther's, in Ingolstadt regte sich schon die lebendigste Theilnahme für die neue Lehre. Mönche predigten in Regensburg gegen die Wallfahrten, gegen die Verehrung der Heiligen und den mit den Wundern am Heiligthum der „schönen Maria" getriebenen Unfug. Ein Guardian der Franciscaner in Ingolstadt rieth die Wiedereinführung des Kelches an. In Augsburg trat der Sinn des Volks aufs entschiedenste für die Abstellung der kirchlichen Misbräuche, für die Reform der so offen zu Tage liegenden Schäden des Priesterlebens ein. In Münchens nächster Umgebung war die Aufregung der Einsichtsvollen gegen den dumpfen Aberglauben des Volks und die Misbräuche des Priesterlebens so groß, daß sich die Herzoge genöthigt sahen, den Papst (damals Hadrian VI.) um Verhaltungsmaßregeln anzugehen. Hadrian, Karl's V. ehemaliger Lehrer, ein Belgier, starb für seine guten Absichten zu früh. Die Cardinäle verharrten hartnäckig auf ihrem

Widerstand. So blieben auch die Herzoge unter dem Druck der blinden Abhängigkeit von ihren lutherfeindlichen Rathgebern. Ihr Kanzler, Leonhard von Eck, theilte die Abneigung der meisten damaligen Juristen gegen die Reformation. Die Jurisprudenz war ebendamals eine römische geworden und gefiel sich in dem Schein einer größern Eleganz und Verständigkeit, durch welche sich auch allerdings ihre Doctrinen über das altgermanische, den Fortschritten des Rechtsbewußtseins nicht mehr genügende richterliche Herkommen erhoben. Außerdem hatte Herzog Wilhelm die Erlangung der deutschen Kaiserkrone, nach etwaigem Ableben Kaiser Karl's, im Auge. Aus den alten Bullen bewies ihm der ehemalige Professor des Kanonischen Rechts, sein Kanzler, daß diese ohne den Papst nicht zu erlangen war.

Auf die Nachricht, daß sich Arsacius Seehofer nur durch seinen feierlich vollzogenen öffentlichen Widerruf vom Feuertode zu retten gewußt hatte, gab Argula von Grumbach eines der ersten schriftlichen Zeugnisse für die Reformation durch einen offenen Brief, den sie an die triumphirende Universität Ingolstadt richtete. Der Geist ihres Vaters, ihrer heldenmüthigen Mutter lebte im Schwung ihrer Feder wieder auf. In logischer Ordnung stellte sie die siebzehn Artikel des von den Herzogen in ein Kloster der bairischen Hochlande verwiesenen Seehofer voraus; dann ließ sie den Widerruf des jungen „Maysters" folgen, eine traurige Selbstdemüthigung, die Selbstanklage auf frevelntliche Lästerung Gottes. Hierauf fuhr sie fort: „Brüder, es ist Zeit, vom Schlafe

aufzustehen! Unser Heil ist nahe und dennoch glaubt ihr nicht? Darum, verblendete Pharisäer, die ihr so oft schon dem heiligen Geiste widerstanden habt, wollt ihr Christi Wort nicht glauben, so glaubt den Werken, die er durch sein Wort thut. Legt ab die Maske *) euerer großen Hoffart, euers Geizes und fleischlichen Lust! Merket doch nur auf und begreifet, wie gnädig, väterlich, mannichfaltig und wunderbar Christus, unser Seligmacher, in diesen letzten Tagen (wie beim Beginn seiner Kirche auch geschah) uns nicht allein durch Gelehrte, sondern auch durch anderer Männer und Frauen, jung und alt, Beständigkeit, Pein, Marter und Tod zu seinem göttlichen, alleinseligmachenden Wort hinlockt und darin stärkt und die Verfolger desselben so augenscheinlich verwirft und zeichnet! Wisset ihr doch gewiß, daß, wenn euer Herz verstockt ist, wie das des Pharao, und wenn die Menschen schweigen, dann die Steine reden müssen und daß es heißt: Nach dieser Zeit werde ich gießen meinen Geist auf alles Fleisch und es werden prophezeien und wahrsagen euere Söhne und euere Töchter, ja euere Knechte und Mägde, und ich werde Wunder wirken im Himmel und auf Erden, ehe Gottes großer und schreckhafter Tag kommt! Dieser Spruch offenbart sich jetzt in mancherlei Weise. Auch hier in einem Weibe, das, wie man aus dem nachfolgenden Sendschreiben finden wird, die Schriftgelehrten der hohen Schule in Ingolstadt (wie Judith

---

*) Den „Deckfal“.

die irrenden Priester) mit unüberwindlichen Beweisen aus der göttlichen Schrift in einer allerdings seither an Frauen seltenen und jetzt wol nirgends mehr üblichen Weise wegen ihrer Verfolgung des heiligen Evangeliums straft, ermahnt und unterweiset. Ja noch mehr, sie ist bereit, sich den gedachten Schriftstellern persönlich zu stellen, woraus man erkennen möge, daß diese Schrift ihr nicht durch einen andern verfaßt, sondern allein durch den Geist Gottes eingegeben ist. Sie läßt sich durch die kürzlich vorgekommenen Exempel gräßlicher, gegen die Verfechter des göttlichen Wortes angewandter Strafen an diesem ihrem christlichen Werk nicht verhindern, sondern weiht sich, der heiligen Esther gleich, um das Wohl ihres Volks dem Tod und dem Verderben und will, wie die heilige Susanna, lieber in die Hände der Menschen fallen als mit Verschweigung der Wahrheit vor Gott sündigen. Und so wollen wir zur sieghaften Ueberwindung der hochfahrendsten Feinde Christi wie Judith zu Gott beten und sprechen: O Herr, es wird ein großes Gedächtniß deines Namens sein, wenn hier eines Weibes Hand überwindet! Auch mit dem heiligen Zacharias wollen wir singen: Gebenedeiet sei der Gott Israels, der Heimsuchung, aber auch Erlösung gegeben hat seinem Volke!"

Nach dieser Einleitung, die mit einer Geläufigkeit, einem Schwung der Rede geschrieben war, der in jener Zeit nur noch erst in den seltensten Fällen dichterischer Begabung bei Anwendung unserer Muttersprache angetroffen wurde, redete die muthige Frau die ingolstädter Professoren an,

nahm einzelne Sätze des Seehofer aus seinen Thesen heraus und verglich sie mit der ihr aus dem alten und neuen Bund gleich geläufigen Heiligen Schrift. Für ihren Muth und ihr natürliches Gefühl sprach jede Wendung des in Tausenden von Abdrücken verbreiteten Briefs. Sie schilderte die Irrthümer des verblendeten Volks, strafte das Leben, vor allem die Geldgier der Geistlichen. Sie beschuldigte die Räthe der Fürsten des Eigennutzes, die Fürsten ihrerseits des verblendeten Vertrauens auf ihre Diener, die sie doch nur übel beriethen. Aus manchem ihrer strafenden Worte wehte die Erinnerung an die Leiden ihrer Familie, an die Tage, die sie in München verlebt hatte. Doch verleugnet sie die Dankbarkeit nicht, die sie den Herzogen schuldete. „Ja, mich erbarmen unsere jungen Fürsten", sagte sie, „daß ihr sie so jämmerlich betrügt und verführt! Wie haben diese das um euch verdient? Ist es darum geschehen, daß sie manchen armen Mann unter euch reich gemacht haben, und nun macht ihr diese von ihnen gestiftete löbliche Universität also zur Nachrede der ganzen Welt? O die große Untreue, die ihr den Herzogen um empfangene Gutthaten erzeigt! Aber wahrlich, sie werden bald der Wahrheit und euers bösen Neides gewahr werden! Gott wird ihnen den rechten Verstand dazu geben. Warum ich herzlich bitte. Denn sie sind die Herren meines Vaterlandes, auch bin ich bei ihrer Frau Mutter erzogen worden und habe eine Zeit lang bei ihnen Zucht und göttliche Furcht kennen gelernt. Gott wolle sie dafür belohnen, hier in der Zeit und dort in

der Ewigkeit! O mich erbarmet es, daß die Herzoge niemand Getreues haben, der sie der Wahrheit berichte, und ich merke wohl, daß man mehr den Pfennig, den man täglich von ihnen abreißt, als sie selbst liebt. Ich bin willens, den Herzogen solches zu schreiben, denn vor andern Geschäften kommen sie nicht viel zum Lesen, obgleich das Wort Gottes gerade auch ihnen das nöthigste wäre. Aber sie verlassen sich nur auf euch als die Schriftweisen und haben euch allerdings deshalb eingesetzt, wofür ihr freilich auch nicht wenig aufgreift von ihrer Unterthanen Grund und Vermögen. Die ingolstadter Universität ist so löblich von ihren Aeltern gestiftet und wird mit nicht wenig Kosten erhalten. Würden sie von euch nach der Wahrheit berichtet, sie würden nicht immer nach euerm Begehren handeln, wie sie auch jetzt mit dem Seehofer gethan haben, wo sie euch denn doch nicht gestatteten, ihn zu ermorden. Gott sei ewig ihre Belohnung dafür! Uebrigens wird Gott auch Seehofer'n noch mit seiner Barmherzigkeit ansehen, wie Petrum, der den Herrn zu dreien malen verleugnete. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre, und der liebe Herr Christus selbst fürchtete den Tod so sehr, daß seine Stirn von blutigem Schweiß troff. Ich hoffe zu Gott, es wird noch viel Gutes aus diesem Jüngling kommen, wie Petrus auch noch nachdem viel Gutes gewirkt hat, als er des Herrn schon verleugnete und es noch dazu ganz freiwillig that, nicht erst eingekerkert oder mit Androhung des Feuers dazu gezwungen, wie Seehofer.

Es ist leicht disputiren, wenn man nicht Schrift, sondern Gewalt braucht. Bei einer solchen Disputation sehe ich nichts anders, als daß der Zuchtmeister der ist, der der Gelehrteste scheint. Wollte aber Gott, ich sollte in Gegenwärtigkeit unserer dreier Fürsten und ganzen Gemeinde mit euch reden! Ich fürchte mich nicht, falls ihr nach der Schrift, nicht nach der Gewalt, mit Gefängniß oder Feuer mich unterweisen wollt! Ich kann kein Latein, aber ihr könnt deutsch. Ich kann deutsch fragen und deutsch Antwort geben."

Seehofer befand sich inzwischen im Kloster Ettal. Unter starren, schneebedeckten Felsen, in der Nähe der schwangauer Vierburgen erhob sich ein von Kaiser Ludwig dem Baier gestiftetes Benedictinerkloster. An Seehofer konnte sich die Kraft eines wunderbaren Marienbildes erproben, das einst Ludwig aus Rom mitgebracht und dorthin gestiftet haben soll. Das aus Marmor geschnittene, von Kunstkennern noch jetzt bewunderte kleine Bild erscheint dem Reinen, sagt man, federleicht, dem Schuldbeladenen centnerschwer, ein Ungläubiger aber kann es betrachten und sieht es nicht einmal.

Argula schickte in der That an den Rector der ingolstadter Universität eine Aufforderung, mit ihr über die siebzehn Sätze des Seehofer zu disputiren. Die Professoren lachten eines solchen Fraueneifers. Eck ahmte sogar den Witz eines Professors nach, der drei Jahrhunderte früher einer provenzalischen Gräfin, die ihn aufgefordert hatte, über die Sache der Albigenser mit ihr zu streiten, zur Antwort ein Spinnrad schickte. Dem Spinn-

rad folgte ein Spottgedicht. Der Pasquillant nannte sich Magister Johann von Landshut. Er war boshaft genug, von „Frau Argel“, deren „Argheit schon im Namen läge“, anzudeuten, daß den Frauen an Luther's Lehre die Entfesselung der Sinne gefallen müsse. „Es gefällt dir vielleicht Arsacius im krausen Haar, der Jüngling von achtzehn Jahr!“

Willst du aber mit Ehren bestehen,
So stell ab dein Muth und Gutdunkel
Und spinn davor an deiner Kunkel
Oder strick Hauben und wirk Borten!
Ein Weib soll nicht mit Gottes Worten
Stolzieren und die Männer lehren,
Sondern mit Magdalenen — zuhören!

Argula erschrak vor keiner geistigen Waffe. Sie bekämpfte auch diesen Spötter in einem Gedicht. Der frische Rhythmus der Zuversicht und die allzeit gegenwärtige Bibelfestigkeit hob auch diesen Beweis ihres Talents. Sie stritt für der Frauen Recht, auch ihrerseits sich auf den Geist bekennen zu dürfen, und sagte, daß einst sogar, wo das Sprechen noth war, Bileam's Eselin gesprochen hätte. Warum sie nicht reden und handeln sollte wie die Frauen der Bibel? Wie Judith, als sie den „Olifernus“ überwand? Deborah, Jael, als sie den Sisserah erschlug? Nie hätte sie sich in Poeterey versucht, aber sie wolle dem Magister dienen mit seiner eigenen Waffe. Man wage sie der persönlichen Beziehung zu Seehofer zu zeihen:

Wie dürft ihr doch so frevel sein,
Daß ihr zieht den Seehofer hinein?

Dazu Luther und Melanchthon!
Kein Wort ich noch mit ihnen geredet hon;
Ja zeugen will ich offenbar,
Von mir deren keines gesehen noch war!

Und dem Vorwurf wegen des Spinnens begegnete sie mit Worten, die einen Einblick in ihr häusliches Leben zuließen:

Sie kommen mit der Kunkel her!
Das ist so recht eure Art in der Lehr!
Dieser Meister von hohen Sinnen
Will — Mich lehren haushalten und spinnen!
Thu doch täglich damit umgahn,
Sodaß ich's nicht wohl vergessen kann!

Endlich schloß sie:

Von — Bileam's Esel nimm das zu gut,
Mein lieber Johannes von Landshut!

Düstere Wolken zogen sich über Argula's Lebenshimmel zusammen. Im Drang ihrer Ueberzeugung war sie so weit gegangen, in der That, wie sie angekündigt, ein Sendschreiben an Herzog Wilhelm zu erlassen und ihm mit Beweisführungen aus der Heiligen Schrift das Bild eines ganz andern Weges zu zeigen, als den der gelehrte Fürst in Sachen der Religion wandeln zu wollen schon öfters erklärt hatte. Jetzt konnte sie nur der empfindlichsten Ahndung, jedenfalls der Rückwirkung eines so gewagten Schritts auf ihre gesellschaftliche Stellung gewiß sein. In großer Entrüstung schrieb Herzog Wilhelm an seinen Bruder Ludwig, er möchte den Mann, der seiner Frau erlaubte, so „ungeschickte Schreibereien" zu verfassen,

sofort seines Amtes entsetzen, sich auch nicht erbitten lassen, davon abzustehen. Herzog Ludwig antwortete, er wolle dem Bruder willfahren, wolle den Grumbach (Herzog Wilhelm, dessen Ehrgeiz wichtigere Dinge im Kopf trug, hatte aus Vergeßlichkeit „Grainswach" geschrieben — die Grainswach wohnten in seinem Lande, an anderer Stelle, zwischen Lech und Donau —) vorfordern lassen und wie sich gebührt mit ihm handeln; doch hält er gelegentlich dafür, daß endlich wegen dieser Luther'schen Dinge ein Entschluß gefaßt werden müßte, damit man dort nicht zu viel und hier nicht zu wenig thäte.

Argula hatte inzwischen auch noch den Muth gehabt, an den Kurfürsten, den Beschützer Luther's, ein offenes Schreiben zu richten, ein anderes an den Pfalzgrafen Johann von Neuburg. Aber in der Heimat und in ihrem eigenen Hause wankte der Boden unter ihren Füßen. Wenn sie in ihrer Antwort an den landshuter Spötter in Betreff ihres Gatten, des Ritters Grumbach, angedeutet hatte:

Ihr gebt mir auch noch den Bescheid,
Zu dienen in Gehorsamkeit
Und unsern Mann zu halten in Ehren;
Es wär' mir leid, sollt' ich's darin verkehren.
Mein Herz und Gemüth geneiget ist,
Ihm zu dienen zu jeder Frist,
Gehorsamlich und mit ganzer Freud;
Thät' ich es nicht, es wäre mir leid;
Glaub' auch, es sei am Tag,
Daß mein Mann führt über mich kein Klag!

Und hoff' ich, Gott wird mich lehren wohl,
Wie ich mich ihm verhalten soll.
So er mich aber wollte bringen,
Von Gottes Wort treiben und zwingen,
Daß ich davon nichts halten sollte,
Wie ihr es auch so gerne wolltet,
So find' ich Matthäi geschrieben stehen,
Daß wir müssen gehen
Von Kind, Haus, Hof und aller Hab —

so trat diese Wendung nahebei ein. Ihr Gatte wurde vor den Herzog gefordert. Ihr Vetter, der pfalzgräfliche Statthalter, Ritter Adam von Törring=Seefeld, schrieb, schlimmer Ahnungen voll, ihr Mann sollte sie „einmauern" lassen, um sie an fernerem Schreiben zu verhindern. In der That war ihr Leben bedroht. Jetzt, wo sich zur Reformation die unselige Genossenschaft des Bauernkriegs, des Bilderstürmens, der Wiedertäuferei gesellte, letztere mit den politisch gefahrvollsten Träumereien über einen neuen Himmel und eine neuzugestaltende Erde, bestieg in Baiern ein Opfer nach dem andern die Blutbühne oder den Scheiterhaufen. Luther, der sich eben damals und hauptsächlich auf Argula's Betrieb vermählt hatte, schrieb ihr, sie sollte bessere Zeiten abwarten. Vorab blieb ihr nichts übrig, als zu schweigen. Sie brachte ihrem Gatten das Opfer der Selbstüberwindung und hielt ihr Versprechen mit einer Stetigkeit, die man im Hinblick auf die Macht ihres Wahrheitsdranges doppelt hoch anschlagen, in Rücksicht auf ihr Talent und die frische Strömung ihrer Darstellungsweise beklagen muß.

Kurz vor dem Reichstag, der 1530 zu Augsburg gehalten wurde, mitten unter den Vorbereitungen zu außerordentlichen Festen, mit denen die Baiernherzoge den aus Italien erwarteten Kaiser empfangen wollten, starb Friedrich von Grumbach. Die mit zwei Söhnen hinterlassene Witwe konnte sich nach siebenjährigem geistigem Druck wieder aufrichten.

Nun traf sie mit Luther persönlich zusammen.

Es brach eine Zeit froher Hoffnung für die Anhänger der Reformation an. Vom Reichstag erwartete alle Welt die Einsetzung der Evangelischen in gleiche Rechte mit den Bekennern des alten Glaubens. In Augsburg wollten jene ihr endgültiges Glaubensbekenntniß vortragen. Luther konnte selbst nicht unter den Fürsten und Ständen des Reichs erscheinen. Noch lag auf ihm die Reichsacht. Seine Freunde mußten wünschen, daß er sein Leben der guten Sache erhielt. Aber er folgte dem Zug des neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann's des Beständigen, der mit hundertsechzig Pferden von Torgau über Weimar gen Augsburg zog, und blieb auf der Feste Koburg zurück, von wo den Verhandlungen des Reichstags zu folgen, Rath zu ertheilen, die möglichen Ausgänge der gemeinschaftlichen Hoffnungen zu überwachen, seine eifrige Sorge wurde. Seine Aufregung und Spannung steigerte sich darüber bis zum Krankhaften. Zweien Reichstagen schon hatte er beigewohnt und sich aus Erfahrung überzeugt, wie sich der Reichsadler mit seinen bewehrten Fängen über die Fürsten

und Stände des Reichs auszustrecken, die Reichseinheit und Reichsherrlichkeit geltend zu machen verstand. Tiefstes Bangen durfte ihn erfüllen über die Seelenprüfungen, denen Johann, der schon bejahrte Kurfürst, Nachfolger seines Bruders, des weisen Friedrich, entgegenging. Aber wacker schien sich sein Landesherr bewähren zu wollen, als er gleich anfangs in Augsburgs Domeshallen der einzige war, der unter den Tausenden, die dem feierlichen Hochamt beiwohnten, dem emporgehaltenen Sanctissimum nicht die Knie beugte und erst durch sein Stehenbleiben Georg, den Brandenburger, und Philipp von Hessen, die sich bereits zum Niederknieen angeschickt hatten, wieder emporzog. Als sich nach Beendigung der Messe die Stände in den Räumen der bischöflichen Pfalz versammelt hatten, der Kaiser den üblichen Rundgang unter den zahllosen größern und kleinern Gebietigern Deutschlands machte, erhielt der Kurfürst die übliche Darreichung der Hand von ihm verweigert. Schon war ihm der Vorfall in der Messe gemeldet worden. Todblaß stand Johann von Sachsen und lächelte nicht wie Karl, der sich endlich bemeisterte und vorm Weitergehen in der Runde zuletzt doch noch die hingehaltene Hand annahm. Der Kaiser wollte angedeutet haben, was geschehen könnte, wollte er aus Scherz Ernst machen. Des Kurfürsten Sohn, Johann Friedrich, sah die Pein des greisen Vaters. Gewaltsam drängte er sich durch die Versammelten hindurch und rief ihm ein lautes, liebevolles, doch nachdrücklich gemeintes: „Kommst du nun

bald?“ entgegen und führte den Fürsten in seine Herberge. Alle diese und ähnliche Prüfungen sah Luther voraus, litt darauf hin unsäglich und lebte in Koburg sechs Monate lang in einer Weise, die für die Ergründung seines Charakters grade diese Zeit zu einer besonders maßgebenden macht.

Anfangs begrüßten den damals siebenundvierzig Jahre zählenden Reformator die schönen luftigen Höhen des Mainthals, die Thürme und Bastionen der alten Feste „Hohburg“ (Koburg) mit frohen Hoffnungen. Der Frühling war endlich angebrochen, ein harter Winter überwunden. Mußten auch noch in den geräumigen Zimmern der Burg mit den winzigen kleinen Fenstern die großen Kachelöfen geheizt werden, so meldete sich doch draußen der Frühling mit mächtiger Werdelust. Ende April hörte Luther die erste Nachtigall singen. Unter seinen Fenstern, in einem Gehölz, das nicht mehr erhalten ist, vernahm er ein solches Durcheinander von Staaren und Dohlen, daß er den Lärm mit dem beginnenden Reichstag verglich und eine Parallele niederschrieb, die von allen jenen Schwingungen echter Poesie beseelt ist, die gerade während seiner koburger Zeit Luther'n auf dem Gipfel der ihm eigenthümlich angehörenden Dichterweihe zeigte. Mit den Regungen des kindlichsten Humors schrieb er auch von hier aus an sein Söhnlein Johannes das liebliche Kindheitslebensbild vom schönen Jahrmarktsgarten. Wenn ihn dann wieder sein heißblutiges Temperament ergriff und die Hypochondrie ihn alles Kommende schwarz sehen ließ, so mochte er sich Flügel

geben, um wie Sturmeswetter unter die Reichsversammlung zu fahren. Er kannte Augsburg nur zu gut. Seine Phantasie sah die Verlockungen des Wohlbehagens, Feste, die den Muth, die Ausdauer untergraben würden, er sah, wie sich während des Schlemmens, bei den Gastereien, die schmeichelnden Huldigungen und Auszeichnungen den Besten gefährlich erweisen konnten. Waren sie es doch schon, wie man ihm berichtete, Melanchthon geworden, über dessen damals am Reichstag behauptete schüchterne, ja wie Hieronymus Paumgartner, ein Vetter unsers kaiserlichen Rathes, ein entschiedener Anhänger Luther's, nach Nürnberg, seinem Wohnort, geschrieben, „kindische" Haltung alle Glaubensverwandte entrüstet waren. Mit eigener Hand mochte Luther diese Ruhe aufstören und die Wechslertische aus dem Tempel werfen. Philipp, dem Landgrafen von Hessen, merkte er calvinistische Neigungen an, die Martin Bucer, der ewig Vermittelnde, für seine Halbheiten auszubeuten drohte. Kurz, zwischen den Wällen der Feste Koburg, unter den Karthaunen und Falkonetten des alten Schloßhauptmanns von Heßberg, der mit dreißig Mann die Wälle zu bewachen hatte, bot Luther das Bild der gefesselten Thatkraft, eines aus seiner Bahn gedrängten, mächtigen, sieggewohnten und — siegverwöhnten Willens. Dennoch nützte ihm diese Einsamkeit. Nie war Luther fleißiger, als auf Koburg. Nie hat er vielseitiger gearbeitet, nie nach außen hin mächtiger in die Verhältnisse der Zeit eingegriffen. Er übersetzte die Propheten, die noch immer nicht ganz vollendeten Psalmen und zur Erholung die

Fabeln des Aesop. Er schrieb Tractate über Erziehung und Jugendunterricht. Er erließ offene Sendschreiben. Zwischendurch summten ihm aus seiner alten Mönchszeit lateinische Kirchenlieder im Ohr, Lieder mit alten schönen, evangelischen Texten, welche der neuen Kirche erhalten zu sehen seinem poetischen Sinn Bedürfniß war. Manchen Anlaß auch, die Stimmungen der Wehmuth und Sehnsucht festzuhalten, schickte das Verhängniß, unmittelbares Familienleid, den Tod seines alten Vaters, den Tod ihm lieber Kinder seiner nächsten Freunde. Seine Brust wogte hin und her im Sturm zwischen Hoffnung und Freude, zwischen Schmerz und Leid, sodaß es kein Wunder nehmen konnte, wenn zuletzt die trübe Stimmung überwog. Ohne ernstlich aufs Lager geworfen zu werden, wurde Luther krank, geistig und physisch. Sein alter Blutandrang kehrte zurück, ein Erbübel, das ihn zu Schlagflüssen geneigt machte. Dann rannte er wohl die Festung hinunter zum kurfürstlichen Pfleger in Koburg, dem alten wackern Herrn von Sternberg, um zerstreuende Unterhaltung zu suchen, oder er stellte sich auf den Bolzenschießstand und schoß mit den Landsknechten, seinen Mitbewohnern der Feste, um die Wette. Ein Sausen setzte sich ihm im Kopf fest; seine erhitzte Phantasie nannte es das Anpochen des Teufels. Nun schlug auch noch das Frühlingswetter um, Stürme tobten um die alten Mauern, gellende Stimmen pfiffen in den Schornsteinen, die Wetterhähne knarrten. In allen seinen Briefen, auch in denen, die damals von ihm an Hans Honold in Augsburg gerichtet wurden, klagt

er über die Sturmlieder, die um ihn her der Satan sänge. Luther sah wirklich wieder in den Kaminen, in den dunkeln Gängen der Burg leibhaftig den Teufel, der ihm auf Schloß Wartburg erschienen war. Er schilderte dessen Besuche, malte sein Winken und Zähnefletschen so deutlich, daß man zwei Jahrhunderte später auf den Gedanken gekommen ist, ob sich wol böse Menschen den Scherz erlaubt hätten, ihn durch Mummereien zu ängstigen. Luther's Teufelsglaube, ob er ihn nun aus dem Aberglauben des älterlichen Bergmannslebens oder aus dem Klosterzellenfrieden der Augustiner, eines Eremitenordens, mitbrachte, war ein Unglück für die folgenden Zeiten; denn schon lange vor den edeln Kämpfen eines Friedrich von Spee und Christian Thomasius gegen den Aberglauben würden, wenn nicht gerade Luther so fest an den Teufel geglaubt hätte, die Flammen jener Scheiterhaufen erstickt gewesen sein, auf denen, mit Hülfe der Folter, die unseligsten Justizmorde dem förmlich teufelssüchtig gewordenen Zeitgeist unzählige Hexenopfer brachten.

Zu den Begegnissen, die Luther'n auf der Koburgfeste fast zur Verzweiflung brachten, gehörten die nicht endenden — Besuche. Traurige Constellation für die endliche Erfüllung der Herzenssehnsucht Argula's, die nach dem Tode ihres Gatten in Begleitung ihres jüngsten, damals etwa achtjährigen Sohnes, Johann Georg, im Rosenmonat Juni, einige Tage vor dem Pfingstfest, den ihr jetzt räumlich näher gerückten Gegenstand ihrer Liebe und Bewunderung persönlich zu begrüßen kam! Von Be-

suchen wurde damals Luther so gepeinigt, daß er mit sich kämpfte, ob er sich nicht sollte verleugnen lassen. Halb Thüringen, halb Franken wollte den Mann der Zeit auf Koburg begrüßen. Von Nürnberg kamen Besuche. Landsknechte, die Landstraße daherwandernd, begehrten um seinetwillen Einlaß in die Burg. Luther fürchtete, daß die Audienzen, die unausgesetzt von ihm ertheilt werden mußten, dem Kurfürsten selbst misfallen konnten. Hatte doch dieser gewollt, sein Gast sollte auf Koburg einsam und verborgen leben. Wie gütig er dabei für Luther's Wohlbefinden bedacht war, erkannte dieser auch aus der Anweisung von sechzehn Scheffeln Malz zu einem „guten Bier", das ihm auf Geheiß des Kurfürsten in Koburg gebraut werden sollte.

Argula kam in Trauerkleidern. Sie hatte eine Reise von vielen Meilen gemacht. Sie kam bescheiden und anspruchslos. Wußte sie doch schon, wie die Welt unsern Wünschen und Hoffnungen zu entsprechen pflegt, wie unser Herz so oft einem unendlichen Glück, einem sicher erwarteten, entgegenjubelt, und weit, weit die Erfüllung hinter dem Gehofften zurückbleibt! Ein Frauengemüth zumal lernt früh, für seine Träume, und gerade wenn sie ihm die liebsten sind, um desto geringeres Maß der Erfüllung zu erwarten. „Sieh", schrieb sie, als sie sich von Dietfurt aus auf die Reise gemacht hatte, ihrem ältesten Bruder Bernhardin, an dem sie die Freude erlebte, daß er in Regensburg, wo den Protestanten, wie sie sich jetzt nannten, immer noch keine Kirche geöffnet

wurde, wagte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in ihrem Familienhause austheilen zu lassen — „sieh, es ist mir all mein Lebtag so gegangen, daß ich vom Glück, kurz ehe mir's Gott geschenkt, nicht mehr allzu viel erwartete! Irdisch muß ja alles sein, was auf Erden lebt. So hat der Herr bei Magdalenen auch nur auf die Liebe gesehen und ihrer sonstigen Fehle nicht geachtet. Hiob war mit Schwären bedeckt; was thut es — sein Glaube duftete wie Narden und Spezereien. Komme ich dem Mann Gottes ungelegen oder erfinde ihn anders, als ich erwartet — sie wollen mir hier in Nürnberg darob bange machen — so soll mich's in meiner Verehrung vor ihm nicht anfechten und selbst wenn mir von ihm, was ich nicht verhoffe, die Thür gewiesen würde oder er sich nicht besinnen könnte auf die Briefe, die ich ihm und er mir vor Jahren geschrieben, so will ich mit Hiob sagen: «Alle Menschen haben ihre Zeit!»"

Argula's Glaube an Luther wurde in der That geprüft. Sie sah ihn über und über mit Tüchern umhangen, die ihm gegen die Kopfgicht helfen sollten. In jenen Pfingsttagen waren seine Körperleiden, seine Ungeduld grade aufs höchste gestiegen. In seinen damaligen Briefen findet sich die Stelle: „Argula von Stauff war hier. Die Besuche bringen mich zur Verzweiflung." Dennoch beherrschte sich Luther. Er wußte noch, was sie ihm einst gewesen und er ihr. Der Jammerruf jenes Briefes schließt die glücklichste Stunde nicht aus, die Argula erlebte. Achtunddreißig Jahre war sie alt. Sie lebte nur

Gott und ihren Kindern. In Nürnberg hatte sie die Männer besucht, die damals den guten Kampf am muthigsten kämpften. Sie brachte von Luther's Freunden Empfehlungsbriefe, sogar Geschenke mit. Ein Führer, der sie von Koburg aus die Burg hinaufbegleitete, trug eine Gabe, die sie von Friedrich Pistorius, dem Abt zu Sanct-Aegidien in Nürnberg, mitbrachte. Sanct-Aegidien war eine so reiche Pfründe, daß Abt Friedrich nach alter katholischer Rangordnung einem hochgestellten Prälaten, einem Bischof gleichzustellen war und als solcher auch von den Zeitgenossen verehrt wurde, selbst nachdem die Pfründe eingezogen und Pistorius seinen Beruf in dem damals hochgehaltenen Geschäft eines — Buchdruckereicorrectors fand. Das Geschenk war ein Schwert. In jenen Tagen, wo man auf Reisen sich selbst zu schützen hatte, und zumal für Luther, der waffentüchtig war und auch jetzt in der einsamen Festung unter Kriegern lebte, war eine solche Gabe nichts Auffallendes. Zwingli, der sogar in Waffen gestorben ist, ging mit dem Schwert auf die Kanzel. Osiander, der leidenschaftliche Pfarrer der Sanct-Sebalduskirche in Nürnberg, trug ein Schwert auf offener Straße, wenigstens in späteren Jahren. Ein Schwert war für die damalige Lage der protestantischen Sache, zumal durch die Hände der „bairischen Judith" dargebracht, ein bedeutungsvolles Symbol. Im Begleitschreiben hatte Abt Friedrich die Befürchtung ausgesprochen, der Kaiser, jetzt in Bologna mit dem Papst friedlich hausend und dort von ihm gekrönt, würde, dem Kirchenstreit aus-

zuweichen, nicht zum Reichstag kommen. Argula konnte Luther'n schon frohere Botschaft bringen. Sie wußte, daß in München die größten Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers getroffen wurden. Zu seinen Ehren sollten Spiele, wie Luther selbst in seinen Briefen Argula nacherzählt, Komödien aufgeführt werden.

In dem nun endlich errungenen Von-Auge-zu-Auge mit dem bewunderten Mann mußte den Hauptgegenstand des Gesprächs die Lage der evangelischen Sache in Baiern bilden. Argula gab ihm Aufschlüsse über die Hindernisse des Fortschritts der Reformation im deutschen Süden überhaupt. Für Baiern konnte sie diese nur in dem vergnügungssüchtigen, für geistige Dinge wenig gestimmten Sinn des Volkes finden, auch wol in einer mit den gröbsten Formen sich äußernden Neigung zum Rechthaben, zum starrköpfigen, aus einem ungeklärten Gemüthsleben entspringenden und geistige Trägheit für Gemüthlichkeit ausgebenden Festhalten am Alten. Meine Mutter ist in dem alten Glauben selig geworden, so will ich auch in keinem andern sterben — so lautete eine der aus dem „Gemüth", in Wahrheit aber nur aus der Trägheit ihren Ursprung nehmenden Wendungen der Ablehnung.

Bei alledem hörte Luther mit Spannung ihrer Erzählung von Münchens Pflege der Musik. Auf Argula's Zureden wurde der letzte von Luther aus Koburg geschriebene Brief an Ludwig Senfel, den Kapellmeister des Herzogs Wilhelm gerichtet, der in der That den Muth hatte (zu allen Zeiten, scheint es, durften sich in Mün-

chen die Kapellmeister etwas herausnehmen), dem geächteten Ketzer die Bitte zu erfüllen und ihm eine sangbare Melodie zu setzen für die oben erwähnten alten lateinischen, auf die neue Kirche anzupassenden Lieder. Luther sagte von den Herzogen: „Daß sie den Senfel so hoch halten, versöhnt mich fast mit ihnen! Denn ich meine immer, wer Sinn für die edle Musika hat, in dessen Seele bleibt ein Eingang offen für Gottes Erleuchtung und manche löbliche Tugend. Doch will ich hoffen, daß es dem Senfel nicht an den Kragen gehe, wenn ich ihn um etliche Weisen für gute, fromme Christenworte bitte. Es ist eben kein Meister in der Musika in der Welt, der sich mit Senfel vergleichen könnte. Von ihm eine Mutetta zu hören, läßt mich grabezu Gottes wunderbare Herrlichkeit mit Ohren und mit Augen vernehmen! Und zu erstaunen ist überhaupt, was unsere Musika seit David's Zeiten vorwärts gegangen ist. Wie mögen doch die Psalmen so einfach geklungen haben, als man sie zuerst sang! Einige Griffe in die Saiten, einige dünne Accorde! Jetzt aber — wie erschallt eine Mutetta von Senfel! Ein ganzer singender Wald von Vögeln gegen einen Hänfling im Käfig! Ist auch schier unmöglich, daß nunmehr Musika noch größere Fortschritte mache, als wohin sie in unsern Tagen durch Senfel in München und Walther in Torgau gekommen ist —!"

Auch Argula's Blick auf den Psalm, den Luther grade übersetzte: „Danket dem Herrn, denn seine Güte währet ewiglich!" (aus Dank für das mitgebrachte Geschenk wid-

mete er die Uebertragung später dem Abt Friedrich), veranlaßte Erörterungen, deren Nachklang Luther's Tractat über die Kunst des Uebersetzens geworden ist, den er ebenfalls in Koburg geschrieben. Argula wagte ihn aufzuhalten durch Erinnerung an ihre alte, vorlutherische Bibel, an ihre schon im Sendschreiben an die ingolstädter Universität ausgesprochene Bewunderung vor Luther's Art, die deutsche Sprache zu handhaben. Endlich könnte Luther's Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen", die Marseillaise der Reformation, wenn sie auf Koburg entstanden sein sollte, nicht blos dem Anblick der Bastionen und Karthaunen des alten Ritters Heßberg als Antwort gegolten haben, sondern auch dem von Argula überbrachten Schwert.

Luther, erschöpft und krank, wie er war, sah und hörte in allem auf die Aeußerungen seiner muthigen Besucherin voll Erstaunen. Er schrieb nach Augsburg an Justus Jonas, den Begleiter des Kurfürsten: „Wie viel reicher ist doch eine Argula in ihrem Glauben als solche Bischöfe, die Gott nicht kennen und dafür auch von Gott nicht wieder gekannt werden!" Und nähmen wir nur die einzige kleine Stelle eines Briefes, den Luther an den Rechtsstudenten Weller in Wittenberg schrieb, der sich, während der Hausvater in der Ferne weilte, seines Weibes und Knaben annahm, eine Stelle, wo es heißt: „Grüße Georg von Grumbach!" so beweisen diese wenigen Worte, daß Argula nach ihrem Besuch bei Luther ihren Sohn nach Wittenberg geschickt hat.

Vier beglaubigte Worte nur, die auf die Nachwelt gekommen: „Grüße Georg von Grumbach!“ und sie schließen eine Welt von Mutterfreude und Muttersorge ein, von gemüthlicher Verständigung mit Luther, Rücksprache mit ihm über die beste Gelegenheit der Reise nach Wittenberg, über die Ankunft, die Pflege, die Ueberwachung des leiblichen und geistigen Wohls eines Kindes im fremden Lande.

Argula kehrte neugestärkt in ihrem Glauben nach Baiern zurück. Als sie einige Wochen in Berezhausen bei ihrem Bruder verweilt und die Eindrücke des wunderbar Erlebten unter ihren Gesinnungsgenossen zum Gemeingut gemacht hatte, erhielt sie von den Baiernherzogen, die ihre Reise in Erfahrung gebracht, den Befehl, Baiern für immer zu verlassen. Sie konnte noch von Glück sagen, daß nicht auch ihre Söhne, zumal Georg, den sie nach Wittenberg gegeben, von gleichem Schicksal betroffen wurden. Das Gut Lenting, die Besitzung ihres Gatten, ein bairisches Lehen, war gefährdet. Sie sicherte es ihren Kindern, indem sie Baiern verließ. Um so mehr vertröstete sie sich einer dadurch gewonnenen bessern Zukunft, als sie in ihrem Exil zum Besten ihrer Kinder auch noch die Aufgabe lösen konnte, ihnen für die Güter, die ihrem verstorbenen Gatten im Würzburgischen und Bambergischen gehört hatten, die Belehnung zu erhalten. Für den Fall, daß ihre Kinder ausschließlich in Baiern blieben, drohte sie zu erlöschen. So gedachte sie ihr Heil im Würzburgischen und Bambergischen, in der Nähe ihrer reichen Vettern aus der Linie der Grumbach vom Mohren

mit den drei Rosen zu versuchen, und vielleicht an die Höfe der geistlichen Fürsten selbst zu gehen, die den Grumbachs der andern, der Estenfeld'schen Linie, denen ihr Gatte angehörte (sie führten einen im Grünen dahinfließenden Bach im Wappen), seit Argula's öffentlichem Auftreten wenig freundlich gesinnt sein konnten.

Es erwartete sie ein reiches Feld neuer Bewährungen. Der Reichstag war im allgemeinen glücklich abgelaufen. Die Evangelischen hatten den Muth gehabt, zwei Stunden lang die Aufmerksamkeit des Kaisers für die Anhörung ihres von Melanchthon abgefaßten Glaubensbekenntnisses in Anspruch zu nehmen. Die Wirkung des von Christian Bayer, dem chursächsischen Kanzler, gehaltenen deutschen Vortrags, dem eine dichtgescharte Volksmenge im augsburger Bischofshofe lauschte — der Juninachmittagshitze wegen standen die Fenster offen — war so mächtig, daß selbst Wilhelm von Baiern für manches darin Enthaltene einen Augenblick gewonnen schien. Auch Bischof Christoph von Stadion soll sich bereit erklärt haben, falls Frieden und Einigkeit für die Kirche dadurch gewonnen werden könnte, die Kelchspendung und die Priesterehe zuzulassen. Sogar Cardinal Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg, ein augsburgischer Bürgerssohn, Römling bis zum Fanatismus, in vielen Dingen des Kaisers rechte Hand, würde diese so vorsichtig und wohlthuend sich einschmeichelnde Darstellung gutgeheißen haben, wenn sein Stolz hätte ertragen können, daß „dergleichen Reformen von einem elenden Mönche" hätten ausgehen sollen und nicht von

einem Concil von Bischöfen und Cardinälen. Georg von Brandenburg hatte alle Erwartungen übertroffen. Ihm zur Seite standen, zur Beharrlichkeit mahnend, seine Räthe, Kanzler Vogler und Heller, die Theologen Brenz und Rurer. Man nannte den Markgrafen schon den „Frommen", bevor er sich in eine so vielverpflichtende Bezeichnung finden konnte; er liebte die Welt und stand nur auf Augenblicke unter dem Einfluß religiöser Stimmungen. Nun aber mühte er sich auch mit redlichem Eifer, den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen. Georg Vogler aber, der sich ihm doch als zu stürmisch und leidenschaftlich erwies, wurde nach Onolzbach zurückgeschickt.

Auch mit Johann von Schwarzenberg hatte Argula in Verbindung gestanden. Der edle Bekenner hatte sie oft zum Besuch auf eine seiner stattlichen Burgen am Steigerwald, auf Schwarzenberg oder Hohenlandsberg eingeladen. Nun, wo sie eine Flüchtige und auf dem Wege nach Würzburg zu den Angehörigen der Familie ihres Gatten war, folgte sie schon um deswillen dem freundlichen Wort des treuen, seit einigen Jahren im Grabe ruhenden Gönners, weil sie in Bamberg vernommen, Barbara Schwarzenberg, die ehemalige Priorin, läge auf Schloß Schwarzenberg, der alten Stammburg des Hauses, im Sterben. Sie bestieg die stolze, am Ufer eines in den Main sich ergießenden Flüßchens, der muntern Schwarzach, gelegene Feste. In einem Eckthurm giebelreicher Neubauten, die sich über einigen, älterer Zeit angehörenden Rundthürmen wie eine fürstliche Residenz erhoben, und

dort in einem durch Vorhänge verdunkelten Zimmer, fand sie die Sterbende in der Pflege einiger Verwandten, eines nicht geringen Dienertrosses und eines jungen Mädchens, in welchem die Tochter des vielmögenden Kanzlers Vogler von Onolzbach zu begrüßen Argula um ihres berühmten Vaters willen besonders wohlthat. Doch konnte hier zunächst nur die Trauer walten, nur Gebet die weiblichen Herzen einigen. Die dem Geschlecht der Schwarzenberge eigene Körperkraft zeigte sich bei Barbara in dem gewaltsamen Kampf, der ausgerungen werden mußte, ehe sich ihr Bau dem Gesetz der Natur ergab. Hatte man behaupten wollen, daß sich Barbara aus Bambergs Kloster zum Heiligen Grabe ungern entfernte, so ließ die Umgebung, in welcher sie hier Argula antraf, allerdings auf einen zurückgebliebenen anspruchsvollen Sinn schließen. Die Stufenfolge der Aemter des Klosters war um sie her noch nicht verlassen. Doch konnte Argula, als eine Verwandte des reichen Wilhelm von Grumbach, der auf der andern Seite des Main abwechselnd bald dies bald jenes seiner hochragenden Schlösser bewohnte und seine nächsten Nachbarn zu Freudenfesten aller Art um sich zu versammeln pflegte, die hochgebietende Art, die Barbara noch im Tode umgab, nicht zu ihrem Nachtheil empfinden. Jutta Vogler galt für einen Zögling der Priorin. Dem strengen Wesen derselben hatte sich Jutta's eigene Natur so fest angeschlossen, daß Argula sowol von Jutta's Stellung im Schloß wie von ihrem Benehmen am Sterbelager einen wohlthuenden Eindruck mit sich nahm.

Ihr Vetter, Wilhelm von Grumbach, wohnte am häufigsten dicht bei Würzburg auf dem Schlosse Rimpar, einem mächtigen thurmreichen Schutz- und Trutzbollwerk, das sich über die Eichen des Gramschatzer Waldes wie eine Mauerkrone erhob. Von seinem Stamm hatte schon der alte Sänger des Würzburger Städtekrieges gesagt: „Die Grumbach haben, um Ritter zu sein, nicht erst nöthig gehabt, über Meer zu reiten", das heißt durch ihre Theilnahme an einem Kreuzzug den Beweis ihres Adels zu geben. Leider war Hab und Gut des alten Geschlechts mit dem der Bischöfe und des Kapitels von Würzburg so mannichfach örtlich und rechtlich in Eins verwachsen, daß schon seit langen Zeiten zwischen dem würzburger Lehnhofe und den Ahnen Wilhelm's und Friedrich's von Grumbach Zwistigkeiten bestanden, die Argula's Vetter, wie sie bald erkannte, nicht der Mann war, zu vereinfachen oder zu seinem Nachtheil beilegen zu lassen. Sie sah den jungen Ritter zuerst in Dettelbach, wo Grumbach die Stelle eines würzburgischen Amtmanns bekleidete. Im allgemeinen fand sie ihn der Kirchenerneuerung nicht abgeneigt. Nicht wenig aber lachte er über das zufällige Zusammentreffen, daß ihm die Lutherfreundin, seine Base, gerade an einem Tage persönlich bekannt werden mußte, wo in seinem Amt die bischöfliche große Jahresernte begann, die Wallfahrt zu „Unsrer lieben Frauen von Dettelbach im Sand", einem hölzernen Marienbild, das seit 1503 Wunder verrichtete, über welche sogar Abt Trithemius, der berühmte Historiker, ein umfang-

reiches Werk geschrieben hat. Tausende von Wallfahrern kamen hier zusammen. In Eins wurde gebetet und gezecht, gesungen und geschmaust. Hier entfalteten Processionen ihre Fahnen, dort lockten Buden zum Würfelbecher oder Glücksrad. Gaukler beuteten die Schaulust einer unabsehbar zuströmenden Menge aus. Die Gefälle des kirchlichen Jahrmarkts flossen in die Kasse des würzburger Bischofs. Grumbach sagte offen, daß auch er zu denen gehörte, deren evangelischer Eifer durch den Bauernaufstand abgekühlt worden wäre. Denn gerade hier im Frankenland und zum großen Schaden für seine eigenen Besitzungen am Main, an der Tauber und der fränkischen Saale hatte er die Bauern im Namen des Evangeliums so unbarmherzig wüthen und den Adel züchtigen sehen, daß er im würzburger Fürstbischof Konrad von Thüngen zunächst nur den Herzog von Franken, seinen weltlichen Schutz- und Landesherrn erblicken mochte, den Wahrer des Landfriedens und Blutbanns. In vielen Dingen schien ihr des Vetters Sinn vom Wesen der Ritter ihrer Zeit abzuweichen. Sie besuchte einen Theil der stolzen Festen, die ihm gehörten, wohnte bei ihm in Burggrumbach, in Rimpar, auch auf seinem stattlichen Hof, den er in Würzburg besaß. Seine Hausfrau, Anna von Hutten, eine im Wohlleben der bischöflichen Residenzen von Bamberg und Würzburg erzogene, mit körperlicher Anmuth ausgestattete Frau, wollte ihr nicht besonders gefallen. Sie erkannte, daß diese anmuthige Erscheinung dem jungen Ritter wol für seine

Abenteuerlust und seinen Ehrgeiz, nicht aber für sein Seelenheil von Werth sein konnte. Wilhelm von Grumbach strebte mit mancherlei Plänen über die Grenzen Würzburgs und Frankens hinaus. Sein Amt zu Dettelbach hatte er nur angenommen, um im würzburger Regiment mitreden, die Kapitelherren sich verpflichten, sie wol auch gelegentlich meistern zu können. Sein Augenmerk ging vorzugsweise auf die große Welt hinaus, auf die Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt, die Markgrafenthümer Brandenburg, sogar auf Wien und den Kaiser. Obschon im Besitz einer für die damaligen Zeiten außerordentlich großen Güterrente, strebte er nach Aemtern, die ihm Stellung gaben, sei's im Kriege oder im Frieden. Argula erkannte, daß ihrem Vetter die schwindelnde Höhe erreichbar schien, von welcher herab vor sieben Jahren die Hoffnung Deutschlands, Franz von Sickingen, zu seinem und anderer Verderben, gestürzt war. Sickingen war Grumbach's Vorbild. „Es muß eine Zeit kommen", sagte er, „wo deutsche Fürstenhüte so wohlfeil werden wie die Bauernkappen, eines tapfern Ritters Schwert aber gleich hinter dem Reichsscepter kommt!"

Ihrem Mann hatte ein Hof gehört in dem kleinen Ort Zeilitzheim nicht weit vom Mainfluß. Auch die Fuchs, aus dem Hause Bimbach, wohnten allda. Argula erkannte bald, daß sie weder Konrad von Thüngen noch Weigand von Redwitz, Würzburgs und Bambergs verfolgungssüchtige Bischöfe, in ihrem Besitzthum dulden würden. Doch versprach ihr Grumbach jeden Beistand.

Und so schlug sie denn zunächst hier, und um für alle Fälle gesichert zu sein, gelegentlich im benachbarten Schweinfurt, einer Reichsstadt, wo sich die evangelische Gesinnung nach einigen Predigten Bahn gebrochen hatte, die auf dortiger Kanzel vom berühmten Spalatin, dem Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, gehalten worden waren, ihren Wohnsitz auf. Um kein Aergerniß zu geben, schrieb sie für die Oeffentlichkeit keine Zeile mehr. Sie erkannte, daß dadurch nur die Lage ihrer Kinder unter den fanatischen Herzogen in Baiern würde verschlimmert worden sein. Aber sie wirkte durch Rath und That. Oft war sie unterwegs. In den Klöstern, an denen die geistlichen Fürstenthümer so gesegnet waren, gab es Gelegenheiten genug, den schwierigen Uebergang ihrer Insassen zum Weltleben zu erleichtern. In lebhafter Verbindung blieb sie mit Regensburg, wo ihr Familienhaus ein Asyl der Evangelischen wurde selbst unter Scenen des Aufstandes, die den regensburger Bischöfen Johann und Pancrazius viel zu schaffen machten. Vorzugsweise dehnte sich die neue Lehre in der Oberpfalz aus. Argula konnte ihren von Wittenberg heimkehrenden Sohn schon bis dicht an die bairische Grenze begleiten, ohne sich Verfolgungen auszusetzen. Ihr älterer Sohn leistete mit schwerem Herzen in Landshut und München den Herzogen die verlangten Edelknabendienste. Es geschah auf Geheiß seines Vormunds, des Freiherrn von Törring-Seefeld, obgleich auch in dessen Hause die kirchliche Neuerung einzureißen anfing. Um das Begehren der Abendmahlspende in beiderlei Ge-

stalt scheuten wenigstens die jüngern Glieder desselben offenen Kampf mit dem Hof in München nicht.

Auf dem Heimwege besuchte Argula wiederholt die ehrwürdige Reichsstadt Nürnberg. Die glaubensstarke Gesinnung der Bürger dieser Stadt machte ihr Nürnberg zur zweiten Heimat. Die hervorragendsten Wortführer des Raths, der Zünfte, der Geistlichkeit waren ihr persönlich bekannt; der edle, leider kränkelnde Rathsschreiber Lazarus Spengler, unter welchem sich Georg Frölich, von Vogler empfohlen, für die gleiche Stellung in Augsburg herangebildet hatte, Hieronymus Paumgartner, Verwandter des kaiserlichen Raths in Augsburg, ein thatkräftiger Förderer der kirchlichen Neuerungen, Freund Luther's und Melanchthon's, auf kurze Zeit sogar Katharina von Bora's Verlobter — alle sahen Argula mit Freuden kommen und mit Bedauern wieder scheiden. Wilibald Pirkheimer war 1530 vom Leben geschieden. Argula hatte ihn, als sie nach Koburg gegangen, nicht mehr begrüßen können; er lag im Sterben. Kummer über den Widerstand, den die neue Lehre innerhalb seines eigenen Familienkreises fand, über Schwester und Tochter, die im nürnberger Clarissenkloster Nonnen sein und bleiben wollten, verbitterten ihm seine Lebenstage, machten ihn sogar an seinen Ueberzeugungen irre. Es ging ihm wie seinem Freunde Peutinger. Ihre Bedenken und Erwägungen vermochten nicht mehr dem gewaltigen Fluge der Zeit zu folgen.

Nürnberg besaß noch ein anderes Frauenkloster auf seinem Landgebiet, im alten Reichswald, an einem freund-

lich stillen See gelegen, Kloster Pillenreuth. Auch diese fromme, der Himmelfahrt („Schiedung“) Maria's gewidmete Stätte, hatte, wie Kloster Ettal, Kaiser Ludwig der Baier gestiftet und anfangs mit lebensmüden — bairischen Hofdamen bevölkert, die sich der Regel des heiligen Augustin dort zu widmen gelobten. Auch diese schwarzverschleierten Klausnerinnen, deren Beichtbedürfniß Priester aus der Diöcese Eichstädt befriedigten, leisteten der Reformation einen hartnäckigen Widerstand. Der um seine Vaterstadt so hochverdiente Leonhard Tucher, in dessen Geschäft auf dem Milchberg Ottheinrich Stauff die Kaufmannschaft erlernte, war ihr weltlicher Vorgesetzter. Er schickte ihnen anfangs evangelische Lehrer. Gabriel von Eyb, Bischof von Eichstädt, stellte ihnen die Sendboten seiner Curie entgegen. Argula, die auf Tucher's und der nürnberger Freunde Ermunterung früher schon die Damen Pirkheimer in ihrem Kloster besucht und beim bald entzündeten Streit vor dem hohen Wissen der beiden Nonnen einen schweren Stand hatte, besuchte auch Pillenreuth, traf bei Veronika Schärt, der Pröpstin, nur geringen Widerstand — die Matrone war ohne Bildung, lebensmüde, von den Leiden ihres Klosters zur Zeit der Bauernkriege in ihrer Kraft gebrochen — desto heftigern aber bei Magdalena Kreß, der Priorin, die einem ebenfalls für Luther begeisterten nürnberger Patriciergeschlecht angehörte. Man entgegnete in Pillenreuth den Ermahnungen Argula's, wie damals die Gegner der Reformation alle thaten: „Ein allgemeines Concil, und wir wollen

uns unterwerfen!“ Argula erkannte, daß zu lange Jahre hindurch solche und ähnliche Klöster als Versorgungsanstalten der vornehmen Stadt- und Landfamilien gedient hatten. Die Streitigkeiten, die sie in ihrem praktischen Sinn bald an der Wurzel erkannte, nahmen einen der Religion unwürdigen Charakter an. Der Oekonom des Klosters fürchtete bei dessen Aufhebung seinen Erwerb zu verlieren. So kam es, daß die evangelischen Sendboten, unter ihnen ein Otto Körber, der sich in spätern Jahren auszeichnete, vor leeren Bänken predigten. Hieronymus Paumgartner sagte damals scherzend zu Argula: „Da hab' ich in Wittenberg anderes erlebt! Die pillenreuther Nonnen mögen zusammen einige fünf- bis sechshundert Jahre zählen. Wäre eine von ihnen noch jung und heirathsfähig, so würde sie ihren vestalischen Weihel bald abthun —!“ Er erzählte Argula, wie sein Verhältniß zu Luther's Frau gewesen. Als die Nonnenklöster sich entleerten, durfte nichts unterlassen werden, um öffentlichem Aergerniß zu steuern und die Nonnen passend unterzubringen. Die Nonnen wurden wie nach Auslosung verheirathet. Aus dem sächsischen Kloster Nimptschen waren Nonnen entflohen, die angesehenen Geschlechtern, den Canitz, Schönfeld, Zeschau angehörten. Sie kamen geradeswegs zu Luther nach Wittenberg. Paumgartner studirte damals in Wittenberg und wählte sich Katharina von Bora aus, die seine Neigung erwiderte. Warum die Heirath nicht zu Stande gekommen, gestand der nürnberger Rathsherr. Er fürchtete die Rücksichten auf

die Vorurtheile der Welt und die „Ehrbaren“ seiner Vaterstadt. Denn auf Nonnen, die der Clausur entflohen und noch dazu ihr Heil sofort in einer Universitätsstadt suchten, blieb ein anstößiger Schein zurück. Katharina harrte vergebens auf Paumgartner's Einlösung seines gegebenen Wortes. Als Luther dem Aufenthalt der vielverleumdeten nimptschener Nonnen unter den Studenten ein Ende machen wollte und Katharina den ihr anderweitig als Gatten empfohlenen groben Doctor Kaspar Glatz nicht nehmen mochte, bot sich ihr Luther selbst an. Paumgartner blickte beschämt nieder, als Argula fragte: Luther hätte ja wol des sonderbaren Verhältnisses kein Hehl und schriebe noch öfters an ihn: „Käthe, deine Flamme, die dich noch immer liebt, läßt dich grüßen —?“

Als Paumgartner wirklich Briefe mit solchen Worten von Luther zeigen konnte, sagte sie:

„Ist das nicht groß an Luther, daß er so ohne weiteres ein armes, unglückliches Wesen, wie diese Katharina, aus der Trübsal ihres Herzens und den bösen Urtheilen der Welt befreite? Verstoßen von den Ihrigen, verschmäht sogar von Euch, der sich ihr anverlobte, hätte sie elend im Mund der Welt umkommen, dem falschen Schein erliegen müssen. Aber Luther sah sie darum nicht scheel an, daß sie Euch schon liebte, der Ihr die Wahl einer so zweideutigen Jungfrau für Euern Ehrgeiz und die nürnberger «Ehrbarkeit» nicht wagen wolltet. Er machte ein Ende, ließ ein Essen für einige Freunde anrichten, rief den braven Maler Lukas Cranach, den ehrlichen Pommer Doctor

Buggenhagen und den Professor Apel, nicht einmal Melanchthon, das klein Männlein, das in seinen vertrauten Briefen, die ich bei Camerarius gelesen habe — das heißt, der gute Mayster Joachim übersetzte sie mir aus dem Griechischen — über diese Hochzeit gar boshaft gekichert hat, und machte dem Ding mit dem Opfer Eurer Treulosigkeit zu aller Erstaunen ein Ende. Gott hat's dann gesegnet! Ein Weib, an einen braven Mann sich lehnend, vermag über andere viel und noch mehr über sich selbst — wär's auch nur um der Kinder willen —!"

Paumgartner erkannte es wohl, daß Argula's Seufzen, womit sie ihre Rede schloß, auf ihr eigenes Schicksal ging.

Camerarius war der berühmte Professor des sich neu gestaltenden Gymnasiums in Nürnberg, ein besonderer Freund des Kanzlers Vogler, noch aus Schwarzenberg's bambergischer Zeit her; Camerarius' Vater war unter Schwarzenberg Kammermeister gewesen — woher sein Name.

Den Abt Friedrich, der ihr an Luther das Schwert nach Koburg mitgegeben, fand Argula mit einer bescheidenen Bürgerstochter verheirathet.

Argula's Missionsreisen waren zuweilen auch belohnende. Im Bambergischen hatte zuvörderst Ulrich von Hutten den Grund für die neue Lehre gelegt und manchen Domherrn, ja des fanatischen Weigand Vorgänger, den Bischof Georg von Limburg selbst, für den Kampf gegen Roms Entartung gewonnen. Dann leuchtete Schwarzen=

berg's edles Beispiel. Schwanhäuser's mächtige Beredsamkeit hatte für einige Zeit ganz Bamberg mit sich fortgerissen. Als dann aber nach dem Aufstand der Bauern auch in Bamberg die Unterdrückung der evangelischen Lehre eintrat, verließ mancher Domherr, wie ein Angehöriger des in Zeilitzheim begüterten Fuchs'schen Hauses, sein Stift. Argula fand hier und da Zündstoffe, um Flammen geläuterter Gotteserkenntniß zu wecken. Von Zeilitzheim aus, wo sie am Murmeln der lieblichen Volkach vergebens für ihre bewegte Seele, namentlich für ihre Trauer um ihre Kinder Ruhe suchte, begab sie sich, fußwandernd oder reitend, dahin und dorthin, gab unerschrocken ihre Gesinnungen kund und pochte wiederholt selbst da an, wo sie die Abgeneigtheit nur ungern kommen sah.

Eines Tages hatte sie wieder einmal die so freundlich gelegene Bischofsstadt Bamberg mit ihren blühenden Gärten, Obstpflegen und Rebhügeln besucht. Von ihrem Vetter Grumbach, der im Führen der Feder ebenso geübt war wie im Waffenhandwerk, hatte sie diesmal ganz besonders förderliche Briefe an bamberger Verwandte des Domherrn Konrad von Bibra in Würzburg übergeben, welcher letztere für Grumbach und namentlich dessen Gattin, die seine Nichte war, eine besondere Freundschaft bewährte. Die Lehnsverhältnisse der Grumbach-Estenfeld'schen Linie schienen sich zu bessern.

Als Argula in ihre Herberge vor dem Thor der innern Stadt, jenseit der Regnitzbrücke, wo um ihretwillen zwei unterwegs von ihr angehaltene Grumbach'sche

Knechte bis zu ihrer Wiederkunft vom Domstift harren und sie auf ihrem Heimritt begleiten wollten, zurückkehrte, las sie in einem der Gäßchen, die vom Dom niederwärts führen, an einem Hause über dem Thorweg, durch welchen man eine im Hof gelegene Tischlerwerkstatt übersah, den Namen „Stauff".

Gefesselt durch die Namensverwandtschaft blieb sie eine Weile stehen, trat näher, sah sich in dem kleinen, von einem mächtigen Nußbaum beschatteten Hofraum um und betrachtete mit freundlich prüfendem Antheil den namensverwandten Meister, der mit einem Gesellen zu flinker Arbeit den Hobel führte.

Sie würde alsbald wieder gegangen sein und schwerlich über den gleichen Namen, den hier zufällig eine uralten Geschlechtern entstammte Edelfrau und ein schlichter Bürgersmann trugen, Worte verloren haben, wenn sich ihre Aufmerksamkeit nicht auf den Gegenstand gerichtet hätte, an welchem sie den Tischler arbeiten sah. Es war ein Beichtstuhl.

Auf ihre Anfrage erfuhr sie, daß dies Kirchengeräth für die jenseit der Regnitz liegende Nonnenclausur zum Heiligen Grabe bestimmt war.

Darüber fiel ihr die weiland Priorin derselben ein und Schwarzenberg's Kampf mit den Predigermönchen — diese wohnten am Rathhausbrücklein dicht am Wasser. Sie kannte die von Schwarzenberg gerügte „Tyrannei" und die verfänglichen Erholungen derselben in dem schönen Lustgarten ihrer weiblichen Beichtseelen und begann voll Unmuth und ohne Scheu:

„Will Euer Bischof thun, als wenn die alten Stühle, deren doch schon genug abgeschafft sind, für die Sünden der Welt nicht mehr ausreichten? Oder wer bestellte die neue Arbeit da? Doch nicht die armen geplagten Nonnen selbst?"

Der Meister, befremdet durch so verfängliche Rede und zunächst bei dem Gedanken verweilend, er hätte ohne Zweifel eine Fremde vor sich, blieb die Antwort schuldig.

„Der Herr Abt von den Predigern!" fiel die Meistersfrau ein, die hinzugetreten war und von der stattlichen Dame, die, wie Argula gewohnt blieb, in Trauer ging, die Bestellung vielleicht eines Sarges erwartete.

Argula musterte das schon halbfertige, mit zierlichen, noch unangeleimt auf der Erde liegenden Schnitzereien bedachte Werk und sagte:

„Der Herr Abt von den Predigern? Schade um das schöne Holz! Steht nicht bei Matthäus geschrieben: «Kein guter Baum soll arge Früchte tragen?»"

Der Meister sah nieder, wandte sich ab und arbeitete, statt Antwort zu geben, weiter.

Aber die Meistersfrau verblieb in ihrer Neigung, das Gespräch fortzuführen. Sie lobte das Material des in Arbeit begriffenen Werks; es sei die kräftigste Eiche gewesen, die auf jenen bewaldeten Höhen — sie zeigte auf die altenburger, die Stadt überragende Feste — gestanden und führte so ihr Misverständniß, das der Mann belächelte, weiter fort.

Zu einem just, wie Argula erfuhr, aus der Schule des Doms kommenden, lockigen, schon reiferen Knaben — an sei-

nem raschen Eintritt in den Hof erkannte sie, daß er sich hier daheim fühlte und der Sohn des Hauses war — sagte sie:

„Er hieße ja Stauff? Ob er wol von den Stauffern, und zumal von den Hohenstaufern, in seiner lateinischen Schule schon etwas gelernt hätte?"

Der Knabe erröthete und schwieg.

„Wie heißt du?" fragte sie ihn.

„Otto Heinrich!" lautete die Antwort.

„Sind das Heiligennamen?"

Der Knabe sagte, daß sein Name von den Kaisern genommen wäre, die Bamberg groß gemacht hätten.

„Nun denn", fiel Argula ein, „die Stauffer waren Kaiser, die ganz Deutschland groß gemacht haben! Du heißt Stauff und ich heiße Stauff! Meine Ahnen hatten viele Schlösser und vielleicht noch lange, bevor wir auf Adam und Eva zurückkommen, durch die wir freilich dem Staube nach alle Brüder und Schwestern sind, waren unsere Vorfahren verwandt. Jetzt sind wir durch Christi Blut und im Geist Gottes alle Brüder und Schwestern geworden!"

Als eine Edelfrau und des gleichen Namens mit ihnen wuchs die Fremde vor den Handwerkern. Der Meister hielt in seiner Arbeit inne. Er gab der Ueberraschung, solche Namensverwandtschaft zu finden, einen unbefangenen und freundlichen Ausdruck.

Argula sprach noch einiges von ihrer Familie und wollte gehen.

Als sie sah, daß an dem Nußbaum, dem prächtigen Schmuck des Hofes, die Früchte schon so weit reif

waren, um nach alten Klosterregeln in jenen Zucker eingelegt zu werden, den Augsburg schon seit den Kreuzzügen aus der Levante einführte, sagte sie:

„Brecht mir ein Schock von jenen Nüssen ab! Doch eilt euch damit! Ich wohne in der Herberge zum Rebstock und will noch heute auf Lichtenfels.“

Als die Leute verwundert dreinschauten und auf den Baum sahen, wiederholte sie ihre Aufforderung und fügte hinzu, daß sie damit die Versäumniß der Arbeit, die sie ihnen verursacht hätte, wieder gut machen wollte.

„Wir Leute hier in Bamberg sind allzumal Gärtner!“ begann jetzt der Meister. Draußen auf der Gärtnerei haben wir unsere Obstpflege; dort auch mehr als ein Dutzend solcher Bäume. Wollt Ihr, so soll Euch mein Sohn dorthin geleiten, edle Frau, falls Ihr Euch die besten Nüsse selbst aussuchen wollt! Hier auf meinem Höfchen möcht' ich für den Herbst die Früchte nicht missen.“

„Mit dem, was man um sich hat blühen und grünen sehen, lebt Eins gern fort!“ fiel Argula ein. „Da habt ihr recht, ja, ja, Meister, jede Frucht schmeckt am besten im Schatten des Baums, der sie getragen! Das paßt auf Eure eichenen geistigen Grabesbreter da auch! Tragt sie wieder hinaus, von wo sie gekommen, in den vielgrünen herrlichen Wald! Lasset die Menschen bei unserm lieben Herrgott da zur Beicht' gehen! Dort oben der grüne Fleck ist nicht von Menschenhänden gemacht, wie es heißt 2 Kor. 5. Doch nichts für ungut, Meister! Ich rede, was

Ihr nicht gern hört. Behaltet Euere Nüsse! Und schon dem Ottheinrich zu Lieb! Mag er mich aber gern in Euere Gärtnerei führen, so will ich mit ihm den Umweg machen, um in den «Rebstock» zu kommen, welches meine Herberge."

Die Meisterin war nun schon im Begriff, dennoch die Nüsse von dem Hofbaum zu brechen.

„Laßt! laßt!" hinderte sie Argula. „Den habt Ihr blühen sehen! Die bleiben auch Euer! Ich kenne das aus meinem eigenen Gärtchen —"

Sie dachte weit mehr an ihre Kinder, die gleichfalls so vom Schatten des Baums, auf dem sie gewachsen, entfernt, andern zur Freude und Genuß gereichten, und nahm nun den dazumal etwa funfzehn Jahre zählenden Ottheinrich an die Hand, sagte ihm, er könnte sein Vesperbrod in einer Stunde nachholen oder es auch unterwegs verzehren, und ließ sich von ihm in den lieblichen Gartengau führen, der die Stadt umgibt.

Die Mutter mochte ihm wol noch etwas von dem Preise der Nüsse zuflüstern, als sie ihn abseits nahm und ihm über die Schultern einen Tragkorb befestigte.

Ottheinrich führte Argula bereitwillig an einen der südlichen Abhänge des Dombergs, wo man vor Ueberfülle des lieblichsten Wachsthums glauben konnte, in Italien zu sein.

Als sie mit ihm auf Anlaß der Welschen Nüsse allerlei, was man aus Welschland Gutes und Schlimmes beziehen könnte, durchging, ließ sie trotz des Läutens vom hohen Dom, trotz des Karmeliterklosters, an welchem sie vorübermußten, und der stattlichen Prälaten, die ihnen

mit befranzten und schwertumgürteten Dienern in den schattigen Anlagen am Fuß der Altenburg lustwandelnd begegneten, die römische Abgötterei nicht unter den welschen Dingen bestehen, die sich etwa mit den Welschen Nüssen an Nutzen und Annehmlichkeit hätten vergleichen dürfen.

Dem jungen Mann klang geistig die Sprache, die seine Namensverwandte führte, fremdartig, aber sie schien ihm lehrreich und zum Erwidern ermuthigend.

„Du solltest ein Kaufmann werden!“ sagte sie, als sie in dem endlich erreichten wohlgepflegten Garten voller Obstbäume, Gemüse, Melonen, Safran- und Süßholzpflanzen (von welchen letztern jene der Färberei wegen, diese mit ihren ellenlangen Wurzeln und hollunderähnlichen Blüten im Dienst der Küche statt des noch allzu kostspieligen Zuckers massenhaft gezogen wurden) auf einer Ruhebank sich niedergelassen und dem emsigen Sammeln der Nüsse von den schönen, breitkronigen Bäumen zugeschaut hatte. „Du solltest hinaus in die weite Welt! Möchtest du wol ein Pferd besteigen?“

Ottheinrich hatte zur Kenntniß der freundlichen Dame gebracht, daß er hobeln, sägen, poliren gelernt hätte und ein Tischler wie sein Vater zu werden bestimmt wäre, daß er aber den Drang hätte, viel lieber noch länger in die Domschule zu gehen und noch mehr Latein zu lernen als er schon wußte. Ein Pferd zu besteigen, hatte er noch nicht versucht.

„Das lernt sich, mein Sohn“, erwiderte sie auf seinen Bericht. „Wer die Kaufmannschaft lernen will, muß zuvörderst reiten können! So du dann auch noch eine schöne

Handschrift schreibst und zu rechnen verstehst, wollte ich wohl für dein Glück sorgen. Du heißt Stauff und das ist mein eigener freud- und schmerzensreicher Name! Um deines Namens willen verspreche ich dir, dich gen Nürnberg in die Lehre zu schicken in ein großes Haus, sei es zu den Paumgartnern oder zu den Tuchern. Was ich diesen meinen ehrbaren Freunden schreibe und von ihnen erbitte, das gewähren sie mir auch!"

Argula war eine Seelenfischerin. In dieser Art warf sie ihre Netze und wandelte am Galiläischen Meer.

Ottheinrich glühte vor Ueberraschung. Aus Zerstreuung brach er das Doppelte der begehrten grünen Nüsse, füllte damit den Korb und hob ihn wieder mit seinen kräftigen, von dem scharfen, beizenden Grün gebräunten Händen auf. Die Vorstellung, ein reitender Kaufmannsdiener zu werden, schien ihm schon zu Kopf gestiegen zu sein. Nicht wie ein Lehrbursche warf er jetzt den Korb auf die Schulter, sondern drückte ihn kräftiglich umspannt an seine schlanke Hüfte und trug ihn so mit gefälligem Anstand.

Vorausschreitend bat er die Dame, ihm auf kürzern Wegen, die er angeben wollte, bis zum Rebstock zu folgen.

In mannichfachen Gesprächen, in denen sich die Geistesfähigkeiten des Knaben als nicht gewöhnliche offenbarten, ging die Wanderung über die Regnitzarme und vorüber am Sanct-Stephansstift und Sanct-Klarakloster. Ringsum an Häusern, Höfen, Gärten sah man die Aufforderungen, glückselig in den alten Frankenspruch miteinzustimmen: „Wäre Nürnberg mein, so wollt' ich's in Bamberg verzehren!"

In ihrer Herberge gab sie dem freundlichen Begleiter ein volles Dutzend Heller für ihren Ankauf und versprach bei ihm bald wieder vorzusprechen, dann auch zu hören, was die Aeltern zu ihrem Plan, ihn nach Nürnberg zu schicken, gesagt haben würden. Noch drückte sie ihm, wie ihre Gewohnheit war, ein fliegend Blatt in die Hand, das er lesen und zur Probe seiner Handschrift abschreiben sollte, einen jener Tractate, die damals reichlich erschienen, um zagende Gemüther für die Verbesserung der Kirche zu gewinnen; das Schriftchen hatte die Form eines Gebets um Erleuchtung.

Ihre Rückreise führte über Lichtenfels. Die Grumbach'schen Reiter, die sie schon von Dettelbach aus als zuverlässige Leute kannte, hatten von ihrem Ritter Aufträge, die ins thüringer Land gingen, wo die Grafen von Henneberg für einen Theil ihres Besitzes unter würzburgischer Lehnsherrlichkeit standen. Argula machte diesen Umweg gern. Gewann sie dadurch für den Gaul, den sie ritt, und ihren Knecht, den alten betagten Kilian Schenk, dessen Roß ohnehin ihrem Vetter Grumbach gehörte, eine besondere Pflege und für ihre Person den nachdrücklicheren Schutz der stattlichen Reisige, so sah sie auch gern in blauer Ferne die theuere Stätte wieder, die Feste Koburg, deren reizende Lage Luther'n zu dem Vergleich bewogen hat, Koburg gliche einem Stück Rindfleisch in Petersilienbrühe.

Argula behielt den Tag von Bamberg in der Erinnerung. Das Bild des freundwilligen Knaben, der sie

an ihre eigenen Söhne erinnerte, entschwand ihr nicht. Nach einem halben Jahr war sie zunächst zu Gunsten ihrer Lehensbriefe wieder in Bamberg, sprach, nachdem sie die lästigen Besuche im Domhofe abgemacht hatte, wieder an Meister Stauff's Hofthor vor und wurde jetzt schon freundlicher und zutraulicher aufgenommen als das erste mal. Sie sagte, als sie eintrat:

„Da habt ihr Euere alte Muhme wieder!"

Ottheinrich stand zwar heute schon mit einer kleinen Schürze vor der Brust unter dem Nußbaum und hobelte und war Tischler geworden und der Unterricht in der Domschule hatte aufgehört. Aber in freudiger Erregung stellte er sogleich sein Werkzeug beiseite und holte die ihm aufgetragene Arbeit. Das Gebet um Erleuchtung hatte er nicht etwa einmal, sondern ein Dutzendmal in allerlei Formen und Formaten abgeschrieben, so geschickt theils in deutscher, theils welscher Fractur, Semifractur, Antiqua, ja sogar die Anfangsbuchstaben mit bunten Farben gemalt, daß Pater Lienhard Wagner, der berühmte Kalligraph des augsburger Sanct-Ulrich, beim Anblick der Proben eines so bildsamen Talents seine Freude gehabt haben würde.

Auch seine Zeugnisse aus der Schule holte er herbei — ebenfalls in mannichfachen Abschriften — er hatte nicht gewußt, womit alles er seinen guten Willen, seine Dankbarkeit, vorzugsweise freilich auch seine Hoffnung auf die Erlernung der nürnberger Kaufmannschaft ausdrücken sollte. Denn damit war es ihm Ernst geworden. Die Aeltern, die das Geheimniß der Namensverwandtschaft zwar ausgeplau-

dert und durch die Stiftsherren und die Predigermönche ernste Abmahnungen erhalten hatten, sich mit dieser übelbeleumdeten, aus dem Baierland ausgewiesenen Ketzerin einzulassen, waren von Ottheinrich's unbeugsamem Willen zur Zustimmung bewogen worden. Nach Nürnberg zu gehen und dort Kaufmann zu werden, war sein heißestes Verlangen.

Wieder im Rebstock setzte dann Argula all die Briefe auf, die sie dem jungen Mann versprochen hatte. Sie fügte sogar, obschon in ihren Mitteln selbst beschränkt, ein Geldgeschenk hinzu. Nur das eine bedingte sie sich, daß ihr junger Schützling gleich nach seiner Ankunft in Nürnberg ihr nach Zeilitzheim schreiben und ab und zu in seinen Mittheilungen über sich und Nürnberg fortfahren sollte. Noch manchen Empfehlungsbrief an hochstehende oder gelehrte und gotterleuchtete Männer versprach sie nachfolgen zu lassen.

Ottheinrich wanderte dann, zwar zum Kummer seiner Aeltern, doch durch keine Vorstellung von seinem Plan abzubringen, zu Fuß gen Nürnberg. Eine solche Reise war damals gefahrvoll genug. Glücklicherweise konnte er sich Handwerkern, diesmal Kupferschmieden anschließen, die nach Baiersdorf zogen, wo sie alle vier Jahre einen großen Gewerkstag hielten. Wirklich nahmen ihn die Tucher in die Lehre. Vier Jahre vergingen auf die kaufmännische Unterweisung, wozu Sonntags auch die Uebung in der Reitkunst gehörte. Manche Bekanntschaft wurde ihm zunächst unter den Jüngern Mercur's zu Theil, obschon der Ton, der unter ihnen herrschte, seinem Gemüth nicht

eben zusagte. Die Fugger, die auch in Nürnberg ein Contor hielten, beförderten den ihren Umgebungen eigenen schaugeprängesüchtigen Geist. Hier blickte Ottheinrich schon in den Zusammenhang des Handels mit der Politik. Von Nürnberg aus gab es Gesandtschaften an den moskowitischen Hof, Erörterungen über Schutzbriefe, die für den Orient, sogar vom „wüthenden Türken", erbeten wurden, Anleihe und Vorschüsse auf die kaiserlichen Steuern wurden gewährt. Auch die vielfachen, dem Gesetz ausweichenden Formen des Wuchers, die Willkür und die Parteilichkeit der Handelsleute lernte er kennen, vollends die Abhängigkeit des Credits der Fürsten und Städte vom Wind der Zeitläufte. Selten daß protestantisch gesinnte von Sylvester Raid, dem Fugger'schen Contormeister, zu einer Anleihe nach Augsburg empfohlen wurden. Aber auch in den Kreisen, deren Gesinnung diejenige war, welcher Ottheinrich sich immer verwandter fühlte, herrschte eine Gewinnsucht vor, die ihm mit Gottes Langmuth übermüthig zu spielen schien. Wohlthuender waren ihm die Einblicke in die Welt der nürnberger Handwerker. Hans Sachsens dichterischer Flug ging ihm freilich nicht hoch genug. Mehr als eines der langen trocknen Gedichte des poetischen Schuhmachers ergriff ihn eine Predigt Osiander's, bei dem die unreinen Stoffe, die den Flammen seines Geistes eine wildprasselnde Nahrung gaben, der unreife Jüngling noch nicht erkennen konnte. Oder eine Vorstellung lateinischer Schauspiele fesselte ihn, wie sie Camerarius im ehemaligen Aegidienkloster anordnete. Vermochte er ihnen doch leidlich

zu folgen; dank der Schwarzenbergischen Regierung stand der bambergische Schulunterricht auf einer Stufe, welche das Schulwesen aller andern Gebiete Mitteldeutschlands überragte. Der wahre Genius der Zeit, Schwung der Phantasie und Geschmack hatte sich eben in die fremdländische alte Form geflüchtet. Man mußte den wahren deutschen Genius jener Zeit da suchen, wo er lateinisch sprach oder auf der Kanzel predigte.

Von seinen Principalen, den Tuchern, wurde Ottheinrich zu seiner noch mehrseitigen Ausbildung, und da ihm das Erlernen der welschen Sprache, infolge der im Lateinischen gelegten Grundlage, besonders gut von statten gegangen war, an das Paumgartner'sche Haus zu Augsburg empfohlen, wo man seinen Werth von Tag zu Tag mehr erkannte. Der älteste Sohn des Hauses, Doctor Johannes, widmete ihm eine besondere Theilnahme und führte ihn zuerst bei Frau Felicitas, seiner „Ahne“, ein, die ihn in ihren Hausgarten nahm, wo Ottheinrichs in Bamberg gewonnene Obstpflegekenntniß ihm manchen Dank erwarb und zur Unterstützung der botanischen Forschungen des alten Rupilius in Anspruch genommen wurde. Ottheinrich hatte sich in seinen nach Zeilitzheim gerichteten Briefen, aus Rücksicht auf seine Aeltern, die zuweilen von Argula besucht wurden, über religiöse Dinge zurückhaltend geäußert. Jetzt trat er mit dem offenen Geständniß an seine Wohlthäterin hervor, daß er, wenn ihm auch schon Nürnberg seine geistige Wiedergeburt geweckt hätte, doch erst zur rechten Würdigung

des geistlichen Berufs durch die Predigtweise des berühmtesten damaligen augsburger Kanzelredners Wolfgang Musculus gekommen wäre, dessen fremdartige Aussprache — Mäuslein war aus Lothringen gebürtig — den eigenthümlichen Reiz des ehrwürdigen Mannes nur erhöhte. Die Geschichte seiner geistlichen Mutter, wie Argula von ihm genannt wurde, kannte er theils aus ihren Briefen, theils von den nürnberger Freunden, an welche sie ihn empfohlen hatte.

Eine lange Zeit war Argula ans Krankenlager gefesselt. Ihre Reisen, die Fruchtlosigkeit so mancher Anstrengungen, auf deren Erfolg sie gerechnet hatte, vor allem der Kummer um die Trennung von ihren Kindern untergruben ihre Kraft. Ihr Haar färbte sich weiß, ihre sonst so sichere, aufrechte Haltung beugte sich, sie empfand Schmerzen, die immer heftiger wiederkehrten. Zuweilen schrieben wol ihre Söhne, schickten auch Mittel zur Unterhaltung; doch nur Johann Georg, der in Wittenberg erzogene, zeigte die volle Anhänglichkeit an die Ueberzeugungen der Mutter. Der ältere, Gottfried, war als herzoglicher Edelknabe vom bairischen Leben zu sehr umsponnen. Immer schwieriger wurde der Stand ihrer Brüder in Regensburg und Berezhausen. Eine Tochter des Hieronymus Stauff, ihres Oheims, Sidonie, verließ zwar das Clarissinnenkloster zu Regensburg, wohin man sie nach ihres Vaters Tod gegeben hatte; sonst aber blieb Regensburg, die ehrwürdige alte Stadt, hinter Augsburg und Nürnberg im Kampf für die Freiheit des religiösen Gewissens weit zurück. Nur von ihren böhmischen Verwandten, den

Grafen und Gräfinnen von Schlick, vernahm Argula, daß sie entschieden am Lutherthum festhielten.

Einen tiefen Schmerz bereitete auch Argula die Unmöglichkeit, mit ihrem mächtigen jungen Vetter, Wilhelm von Grumbach, in eine besondre Einigkeit der Gesinnung zu gelangen. Sie bemerkte, daß er sie zu vermeiden anfing. Besuchte sie eines seiner Schlösser, so fand sie ihn nicht daheim. Sein Versprechen, sie in Zeilitzheim zu besuchen, wurde nur einmal gehalten. In größter Eile hatte er für ihre bessere Einrichtung gesorgt, ihrem alten, schon aus Dietfurt mitgebrachten, im Frankenland geborenen Kilian Schenk zwei herrliche Rosse, auch Ochsen, Kühe und Schafe in den Stall eingestellt, sich aber dann nicht wieder sehen lassen. Sie drückte ihm eine Welt aus, der sein Sinnen und Streben nur theilweise angehörte. Dennoch mußte sie's an ihm schätzen, wie thätig er war. Immer unterwegs nahm er nur selten an den Lustbarkeiten theil, mit denen sein Ehgemahl die würzburger Domherren und den Adel der Gegend um sich zu versammeln wußte. Luther schrieb ihr Warnungen vor ihren Umgebungen. Er konnte sich dabei auf jenen Doctor Apel berufen, seinen ehemaligen Trauzeugen, der ihm eine Zeit lang in Wittenberg als Professor nahe stand — Apel war ein Nürnberger, einer der ersten Studenten der neuen Universität Wittenberg; dann wurde er Chorherr am neuen Münster zu Würzburg. Mit dem Tode des Bischofs Lorenz und dem veränderten System seines Nachfolgers hatte Apel seine Stelle aufgegeben und war mit einer Nonne, die er

ehelichte, nach mannichfachen Bedrängnissen, als Professor der Rechte nach Wittenberg gegangen. Apel, später nach Königsberg in Preußen als Rath des Herzogs berufen, konnte von Argula's fränkischen Verwandten nur Verfängliches berichtet haben. Diente nicht einer der Grumbach dem Kaiser in den Niederlanden, wo die Protestanten verfolgt wurden? Andere waren und blieben Domherren. Wilhelm, der am Hofe Kasimir's von Brandenburg als Edelknabe erzogen worden, hatte Kasimir's schwankende religiöse Gesinnung angenommen. Frankenblut steht, wie Argula bald erkannte, unter dem Einfluß des Augenblicks. Leicht umrollend, erhitzt vom Wein und zu frohem Lebensgenuß getrieben, war es sich fast bei allen Bewohnern dieser heitern sonnigen Burgen gleich; selbst in den Städten fehlte beharrlicher Sinn. Wo nur Argula hinblickte, erlebte sie Beweise des Wankelmuths. Johann von Schwarzenberg's Sohn, Christoph, der eine Montfort geehelicht, diente den Baierherzogen; Paulus Schwarzenberg, sein Bruder, wurde Domherr an drei Stiftern, Köln, Würzburg, Bamberg zugleich. Sie halfen die geistige Saat, die auch über Frankenland segensreich aufgegangen war, ausreuten. Die Töchter Schwarzenberg's waren an Seinsheimer, Seckendorfe, Laubenberge und andere vom fränkischen Adel verheirathet; Vergnügungs- und Trunksucht richtete in diesen Kreisen verheerende Wirkungen an. Die Trunksucht hatte der alte Vater sogar mit der Feder als die größte Schande eines deutschen Mannes bekämpft. Ein Seckendorf mußte seinem Vater Hans, dem Erzfeind Vogler's, Urfehde schwören,

daß er sich innerhalb sechs Jahren alles Zutrinkens und Bescheidgebens bei Trinkgelagen „ob in Ganzen oder Halben“ enthalten wolle — wir besitzen die Urkunde noch. Ruchlos war zumeist das Leben der Domherren. Ein Graf Christoph von Henneberg, Sohn des regierenden Grafen Wilhelm von Henneberg in Meiningen, besaß drei Domherrenstellen zugleich, in Köln, Mainz und Würzburg. Sein Leben war eine Kette von Gewaltthätigkeiten. Gerade als Argula zum ersten mal in Würzburg in ihres Vetters stattlichem Freihof wohnte, nahm Grumbach einen Knecht in Dienst, Peter Nothhaft, den Domherr Christoph von Henneberg mit dem Schwert in der Hand aus dem Katzenwieker, seinem Wohnhause, vertrieben hatte. Den Grund kannte die ganze Stadt. Der junge Domherr hielt sich eine schöne Magd, Katharina geheißen. Da der Bischof deren Entlassung begehrte, gab er sie seinem Knecht zur Ehe. Die Trauung wurde vollzogen, Nothhaft wollte sein Weib heimführen. Da entbrannte in dem jungen Geistlichen eine solche Eifersucht, daß er ihm mit gezücktem Schwert die Braut wieder entriß und ihn mit dem Tod bedrohte, wenn er nicht feierlich schwören wollte, nie gegen Katharina seiner ehelichen Rechte zu gebrauchen. Die Todesangst zwang ihn, den Schwur zu leisten. Doch verließ er vor Ingrimm und allen Pfaffen Rache schwörend den Dienst des Ehebrechers. Dieser nahm Katharina in seinen geistlichen Hof zurück. Argula, die damals in Würzburg eine längere Zeit verblieb, erlebte noch, wie das Maß des jun-

gen Geistlichen voll wurde. Nächtlichen Lärm und Mordgeschrei in den Gassen Würzburgs, von den Domherren verführt, waren die Bürger so schon gewohnt, daß sie nur Sorge trugen, den Unholden, namentlich wenn sie von der Jagd oder Trinkgelagen heimkehrten, nicht in den Weg zu kommen. Die Schaarwächter nachts konnten freilich nicht ausweichen. So geschah es, daß Domherr Christoph einem derselben, einem Vater von vier Kindern, den Degen durch den Leib rannte. Der Arme starb auf der Stelle. Der Mörder ergriff die Flucht. Als man in des jungen Priesters Wohnung sein Inventar aufnahm, fand man — sechs schwarze Halbharnische, drei volle Panzer, acht Helme, vier Pickelhauben, vier Winden zum Armbrustspannen, sechs Spieße, eine reiche Zahl Sättel, Armbrüste, Pferdegebisse, Panzerärmel, einen Frauensattel, Katharinens gesammte Garderobe, aschenfarbene Damaströcke mit Sammet, lederfarbene Chamlots, Unterröcke mit rothem Damastmieder, einen schwarzen Damensammetkoller, eine schwarze Haube mit Gold, funfzehn Fässer Wein, worunter sieben leere, und nicht — ein einziges Buch! So gering war des jungen Prälaten Bildung, daß seine an den tiefbekümmerten Vater in Meiningen und den Bischof in Würzburg gerichteten Bittbriefe — sie kamen aus dem Schwarzburgischen, wohin er geflüchtet — so unbeholfen verabfaßt waren, als wären sie von seiner Katharina geschrieben; er hatte sie nur mit seiner des Schreibens wie unkundigen Hand unterkritzelt. Und welche Wen-

dung mußte Argula im Schicksal dieses Geistlichen erleben? Derselbe römische Legat, der, um auf Luther wiederholt päpstliche Bannstrahlen zu schleudern, nach Deutschland gekommen war, Cardinal Campeggi, sprach den jungen Henneberger vom Verlust seiner Priesterwürde frei. Fürsprache für ihn regte sich von allen Seiten. Die Vettern des Mörders, Markgraf Gumprecht von Brandenburg, der in Rom des Papstes Kämmerling war, Markgraf Friedrich, der in Würzburg selbst die Domherrenwürde bekleidete, nebenbei als Abt des Klosters Wilzburg vor kurzem erst dem Papst unmittelbar Treue und Gehorsam gelobt hatte — seine mehreren Pfründen hinderten nicht, daß er sich im gegenwärtigen Augenblick mit anderen hohen Geistlichen zum Heer des Kaisers nach Italien begeben hatte — verwendeten sich für ihn in Rom, und in diesem Augenblick that es sogar Kurfürst Ludwig von der Pfalz beim Fürstbischof von Würzburg selbst.

Die protestantischen Fürsten und Stände waren 1531 in Schmalkalden zu einem Bündniß zusammengetreten. Ab und zu erneuerten sie die Einigung mit Hinblick auf die drohenden Absichten des Kaisers, welchen gegenwärtig ausschließlich noch seine französischen Händel in Anspruch nahmen. Von allen Fürsten und Städten, die dem erneuerten Glauben eine ehrliche Gesinnung trugen, erwartete man für den voraussichtlichen Conflict mit dem Hause Habsburg den Beitritt zum Bunde. Markgraf Georg blieb aus. Derselbe Fürst, auf dessen Haltung so viel

ankam, schloß sich sogar einem Bunde mit den bairischen Herzogen an und erklärte sich bereit, in den ablaufenden Schwäbischen Bund eintreten zu wollen, der von je ein Werkzeug in der Hand Oesterreichs gewesen —! Die wie magisch gebannte Hingebung der Brandenburger an den Kaiser, die schon von Nürnbergs alter Stammburg ihren Ursprung herleitete, dann neue Beweise erhielt von Berlin aus, wo Albrecht Achilles das römische Reich zu regieren und Kaiser Friedrich III. in Wien nur den Namen dazu herzugeben beleumundet wurden, verleugnete sich am wenigsten bei solchen Gelegenheiten, wo Reue um begangene Fehler, Schreck um gescheiterte Selbständigkeitsversuche von seiten der Brandenburger beim Kaiser Gewagtes wieder gut machen wollte. Um sich seine ungarischen, böhmischen, schlesischen Besitzungen und die Vormundschaft über den Sohn seines Bruders, den künftigen Erben seiner Lande, zu sichern — letzteres schon als Unterpfand seiner eignen Ruhe — gab Georg in allen andern hohen Aufgaben seiner Machtstellung immer mehr und mehr dem Kaiser nach.

Als Argula erfahren, daß der Markgraf eins der wichtigsten Oberämter des Landes, das dicht bei Nürnberg gelegene Cadolzburg, der Verwaltung des würzburgischen Ritters und Amtmanns, ihres Vetters Wilhelm von Grumbach, übertragen hatte, drängte es sie nach Windsheim zu reisen und den dort hausenden Freund des seligen Schwarzenberg, Georg Vogler, um Aufschluß anzugehen über diese überraschende Verbindung Würzburgs

mit den Brandenburgischen. Vogler, der mit allen Vorkommnissen am onolzbacher Hof vertraut geblieben war und in dessen Schicksal man auch unter solchen Umständen, wie sie sich jetzt bei Georg anließen, nur den Lohn seines treuen Beharrens am Evangelium finden konnte, er mußte es wissen, was eine so befremdliche Annäherung zu sagen hatte. In diesem Glauben bestieg sie ihr Roß und ritt, von zwei reisigen Knechten begleitet, nach Windsheim, von welcher kleinen, ihr benachbarten Stadt sie ja ohnehin wußte, daß die Bürger 1530 ihrer Schultheißen Einem, Sebastian Hagelstein, der sie in Augsburg am Reichstag zu vertreten hatte, geschrieben: „Ihr wisset, wie Gott es bisweilen auf den Knoten kommen, gar sinken und sich also sehen läßt, als habe er unsrer vergessen; so kommt er doch hernach grade reichlich, läßt nicht fallen, hilft auf und erzeigt seine Gnade wunderbarlich —“ Worte, die Altenstetter geschrieben und Michael Bernbeck abzusenden genehmigt hatte. An dieser Quelle wollte sie Trost, Ermuthigung schöpfen und Erkundigung einziehen, was etwa über die zweideutige Haltung des Brandenburgers den Reformatoren nach Wittenberg anzuzeigen war. Welche Ziele verfolgte Grumbach? Trug sie auch an sich für ihren Vetter, den neuen Oberamtmann, eine aufrichtige Zuneigung und Freundschaft im Herzen, so konnte sie doch, wo es sich um Glaubenssachen handelte, selbst nicht der Dankbarkeit Gehör geben.

Erstaunen mußte sie nun und gradezu einen Finger-

zeig von oben darin erblicken, als sie erfuhr, daß sie den seit zwei Jahren nicht gesehenen Vetter heute vielleicht unmittelbar in ihrer Nähe gehabt hatte. Sie hatte sich mit ihrem alten Kilian Schenk und einem ihr von Grumbach gestellten Knecht auf den Weg gemacht, war, um die Berge zu vermeiden, am Mainufer entlang bis nach Kitzingen geritten und nahm von dort quer den Weg über Ippesheim und Uffenheim. An letzterm Ort hatte sie übernachtet. Hier schon versicherten sie ihre Leute, es wären zwei Grumbach'sche Reiter, und wie Kilian behauptete, dieselben, die sie schon einmal vor Jahren in Bamberg getroffen, Christoph Kretzer und Jakob Heck, der Odenwälder genannt, in Uffenheim über den Markt dahingesprengt auf Windsheim zu. Sie hätten sie schon an ihren Rossen erkannt. Wären aber dahingebraust, berichteten sie, als hätten sie sich niemand wollen zu erkennen geben. Nun traf sie in Windsheim die auf einen dieser Knechte gerichteten Mittheilungen und Fragen im Strauß. War ihr Vetter auch in der Nähe? Von Christoph Kretzer wußte sie, daß er ihres Vetters Leibknappe war, ein thatkräftiger Gesell, der auf alles, was sich sein Wille vorgesetzt, in der Weise seines Herrn wie ein Jäger aus war, die Hand aufs Rohr gestemmt, die Augen auf das gerichtet, was erlegt werden sollte. - Der Odenwälder war Kretzer's Vetter. Daß Argula die Spuren der neuen Wirksamkeit Grumbach's so unmittelbar schon nahe hatte, erhöhte ihren Drang, zum Kanzler zu gelangen. Wie dann wiederum ihre eigne Ankunft in Windsheim und die Aussage über die

Grumbach'schen Reisige Georg Vogler'n einen Anhalt für Gedanken bot, die ihn in die größte Spannung versetzten, konnte sie nicht ahnen.

Während Jutta mit der Vorrichtung eines Abendimbisses beschäftigt war und jetzt keineswegs den Beistand ablehnte, zu welchem sich mit lebhafter Theilnahme sofort Anna Maria erboten hatte, überlegte sie, ob man die Freifrau in die Entdeckung einweihen sollte, die ihr jetzt so gut wie feststand, daß morgen im Bannwald bei Lenkersheim der neue Statthalter von Cadolzburg zu einer geheimen Zwiesprache mit ihrem Vater erwartet wurde. Ihr Vater hatte sogleich gesagt:

„Nun seh' ich's! Es wird ein Stelldichein, zu welchem die Staufferin berufen kommt! Was haben sie in Bamberg oder Würzburg oder Onolzbach vor? Was haben die Gesandten aus Augsburg an kaiserlichen Leimruthen mitgebracht? Wozu bedarf der Markgraf grade diesen Ritter Grumbach bei Nürnberg? Und wozu bedürfen sie alle zusammen meiner?"

Die Erwartung, mit welcher der Kanzler der hochberühmten Frau auf halber Stiege entgegenkam, war dieselbe, mit welcher wiederum sie, von Michael Bernbeck geleitet, über die Schwelle des kaiserlichen Blutrichters schritt und von ihm zunächst in den zweiten Stock zum Kanzler geführt zu werden begehrte. Bernbeck äußerte die sichere Erwartung, daß die berühmte Frau später auch an seiner Häuslichkeit nicht vorübergehen würde.

Erste mit Menschen geknüpfte Bekanntschaft nimmt

uns für einen Augenblick das Ruder unsers Wesens aus der Hand. Wir gleiten dahin, wie ein Nachen, der nur dem Wind und den Wellen folgt — —

Wenn auch Georg Vogler der Frau, die ihn zu besuchen kam, jetzt mit lauter Rede entgegentrat und sein sammetnes Hausbiret lüftend sprach: „Seid Ihr denn in Wahrheit die Hochbegnadete, die unser Gottesmann zu Wittenberg die Zierde Deutschlands genannt hat?" so trat doch auch bei ihm, dem Vielgewandten, dem immer auf dem Platz Befindlichen und schnell sich Sammelnden, jener Stillstand der Beklemmung ein, der sich erst an die neue und vollends so Ehrfurcht gebietende Erscheinung gewöhnen mußte.

Argula bedurfte der Sammlung ihrer Kraft. Sie war von ihrer Reise, jetzt vom Ersteigen der Treppen ermüdet.

Schnell richtete Jutta die Kissen eines Polsterbetts zurecht, auf welchem die Freifrau gezwungen wurde, Platz zu nehmen.

Ein großer Nußbaumholztisch mit zierlich ausgelegter Arbeit wurde durch Anna Maria's hold theilnehmende Geschäftigkeit vom Ruhebett abgerückt.

Argula nahm den Ehrenplatz wider Willen ein.

Nachdem sie beim Eintreten gleichsam nur allein mit dem freundlichen Glanz ihrer Augen gesprochen hatte, begann sie nun den Vortrag ihres Anliegens mit milder, doch fester Stimme.

Anmerkungen.

Schon vor länger als zwanzig Jahren ermunterte mich Joseph Freiherr von Hormayr, ein Lebensbild auszuführen, das ich ihm bei zufälliger Darlegung des Eindrucks seiner eben damals neu erschienenen „Goldnen Chronik von Hohenschwangau" als einen dankbaren Stoff für dramatische Behandlung bezeichnet hatte.

Der betreffende Vorgang gehörte den wechselnden Schicksalen jener Burg an, deren Verherrlichung sein Buch gewidmet war.

Auch bei mir unterstützte die erhebende Erinnerung an den erstmaligen Besuch der so malerisch gelegenen Feste meinen Plan, der indessen, wenn ich ihn auch mit voller Hingebung an die Schönheit und Ehrwürdigkeit der vom damaligen Kronprinzen von Baiern, Maximilian, geschmackvoll wiederhergestellten alten Burg ausgeführt haben würde, doch von einigen Gesichtspunkten, unter denen Hormayr seinen Gegenstand auffaßte, fernab lag. Um dem hohen Burgherrn, der sich späterhin um die Erneuerung alter Zeiten noch in so mannichfach und dauernd denkwürdiger Weise verdient machen sollte, durchaus nur Willkommenes zu bieten, hatte der Chronist alle Blumen der Romantik über den schönen Marmorhügel gebreitet, auf welchem sich die wiederhergestellte Feste erhebt. Sogar die Sage vom Schwanenritter, die ihre ganz bestimmte Heimat am Niederrhein hat, verpflanzte Hormayr auf den allerdings märchenhaft anziehenden, an sich der schönsten Sagengebilde würdigen kleinen „Alpsee", den blanken Naturwappenschild der Burg, dessen Verbindung mit dem Indischen Ocean und dem heiligen Montsalvatsch jedoch neuerdings nur eine münchener Theaterdecoration aus dem „Lohengrin" hat glaubhaft machen können.

Mannichfach andere Aufgaben, deren Lösung sich als dringlicher erwies, auch wol die Besorgniß, in meiner Absicht misverstanden zu werden, hinderten die Ausführung des damals schon im Detail entworfenen Plans. Wurde derselbe dann auch ab und zu wieder aufgenommen, so schreckte allmählich vom Ausführen die Nothwendigkeit ab, in den historischen Thatsachen zu viel Veränderungen eintreten lassen zu müssen. Mit den Jahren verliert sich die Sorglosigkeit, die zum Behuf eines Erfolges, namentlich des schönsten der drei Lampenlichtstunden, historisches Leben, historische Charaktere und Situationen so zu verändern wagt, daß in erster Reihe die verwöhnten, sei's den Musen geklagt, immer überreizter werdenden Nerven des Publikums und erst in zweiter die unerforschlichen Veranstaltungen der Geschichte recht behalten. Immer weitere Verbreitung und Ausdehnung gewinnt in unserer Volksbildung der Sinn für historische Wahrheit. Die Geschichtsdarstellung selbst hat eine Vollendung erreicht, die den Wettkampf mit dem Dichter herausfordert, jedenfalls ihm in seinen alten Freiheiten Abbruch thut. Denn des Dichters Zauberstab, der ein vergangenes Leben wie gegenwärtig wieder heraufzubeschwören vermag, wird schon seit lange von den Meistern der historischen Kunst selbst geschwungen.

Ließ nunmehr auf alle Fälle (auch auf die Lockung der von König Max gestellten Preise für „Dramen aus Baierns Geschichte") die auf ihrem erhabenen Thron ernst und feierlich den Inhalt ihrer ehernen Tafeln hütende Geschichtswahrheit den Plan zu einem Drama nicht mehr aufkommen, so rief das seit Jahren für den betreffenden Stoff bewahrt gebliebene Interesse den historischen Roman in die Schranken. Hier brauchten nicht alle Rechte der Phantasie und poetischen Combination, dem Wortlaut der Geschichte gegenüber, veräußert zu werden. Sie gewannen aber auch zugleich günstigere Gelegenheit, sich mit der Geschichte in gebührender Ehrlichkeit abzufinden.

Ein gewissenhafter Sinn, wie sogar die jetzt beliebte Ausnaschung der Geschichte zum Behuf historisch sein sollenden Lesefutters beweist, wird sich bald auf dem Geständniß betreffen, daß

alles, was die Willkür erfindet, gegen ein wirklich Geschehenes zurücktritt. Wie man auch den geschichtlichen Hinter- und Untergrund einer solchen Arbeit anlegen möge, man steht zuletzt an dem reinen unverfälscht fließenden Quell der Geschichte wie gebannt. Jede gefundene Thatsache reizt nur wieder zu neuem Suchen. Der Zauber der Vergangenheit ist so bestrickend wie der — der Zukunft! Alte Dinge mit neuen zu vergleichen, Zustände, die gegenwärtig in gebieterischer Machtentfaltung vor uns ausgebreitet liegen, in ihren ersten Anfängen zu belauschen, im Vergänglichen, das uns oft unser Leben wie den Traum unheimlicher Dämonen erscheinen lassen möchte, dem bleibenden, immer wiederkehrenden Guten, dem eigengeartet Menschlichen nachzuspüren, was kann fesselnder, beglückender sein und auf einer gewissen Höhe der Weltbetrachtung und — Weltverachtung erhebendern Trost gewähren! Das Studium der Geschichte versetzt uns zu jeder Zeit in jenes dunkle stille Thal Josaphat, wo sich einst die Gräber öffnen sollen, die Posaune des Gerichts (mirum spargens) alles Schlummernde wach ruft, Steine und Säulen sich beleben, Ruinen zu herrlichen Tempeln wieder neu zusammenfügen werden. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Dem endlichen Ergebniß der Verquickung des in solcher Weise Gefundenen mit den Eingebungen der Phantasie drohen allerdings zwei ernstliche Gefahren. Verräth ein poetisches Werk, daß es auf Studien gebaut ist, die gleichsam unabhängig vom nächsten zu behandelnden Stoff schon aus Lust an historischen Dingen überhaupt und wol gar aus einer Stimmung angestellt wurden, die ungefähr einem Ueberdruß an allem Erfinden und Gaukeln der Phantasie gleichkommen möchte, so kann Einmal die Masse des Geschichtlichen so anwachsen, daß ihre Ueberfülle die Ausführung des nächsten poetischen Zwecks behindert. Anderntheils kann sie in gefährlicher Weise die Mitarbeiterschaft des Kenners und eine Kritik herausfordern, auf welche die nächste, doch nur belletristische Absicht, bei aller Neigung, gründlich zu verfahren, in solcher Strenge nicht gefaßt war.

Der letzten Gefahr wollen hier unsere Anmerkungen zu be-

gegnen suchen. Mögen sie die gesammelte Vorbereitung des Autors beweisen. Mögen sie es zugleich wieder gut machen, wenn dies oder jenes Ereigniß in Wahrheit früher oder später eingetreten ist, als zu dem in unserm Buch angegebenen Zeitpunkt, oder wenn ein Verhältniß doch noch in anderer als nur in angegebener Form ins Leben trat. Schwarz dabei in Weiß verwandelt zu haben, ist sich der Verfasser nicht bewußt. Die meisten Aenderungen waren eine Folge gebieterischer ästhetischer Gesetze. Diese verlangen gewisse sozusagen lineare Freiheiten, Verkürzungen, Vereinfachungen, Auslassungen — etwa in der Art, daß es allerdings besser gewesen wäre, wenn Goethe, um Egmont zu schildern, dem Sieger von Gravelingen keine Geliebte wie Klärchen gegeben hätte, daß es aber, hätte er ihn, wie er war, glücklich wollen mit Pfalzgräfin Sabine von Simmern, einer Deutschen, verheirathet schildern, nicht nöthig gewesen wäre, ihn im Kreise der vollen Zehnzahl seiner Kinder auftreten zu lassen. Und wenn sich dann bei alledem die Anmerkungen doch nicht immer dahin äußern, daß sie sagen: Es geschah das hier Erzählte eigentlich erst zwei Jahre später! oder: In Wahrheit hatte er statt drei Söhne deren fünf! so wolle man bei solchen Mängeln und deren Nichtangabe seitens des Autors diesem das Geständniß zu Gute halten, daß er durch die dem Erzählten gleich auf der Ferse folgende Berichtigung geglaubt haben würde, beim Leser allzu sehr auf frischer That die Wirkung seiner Dichtung abzuschwächen. Die Thatsachen, um welche es sich dabei handelte, sind ihm darum geläufig gewesen.

Was die erste der genannten Gefahren anlangt, die etwa im Uebermaß des rein Geschichtlichen bestehen könnte, so wurde daraach zwar gestrebt, diejenige Fabel des Buchs, die für die Mehrzahl der Leser die überwiegend fesselnde sein wollte, mit dem lediglich Geschichtlichen in organischem Zusammenhang zu erhalten, ist es indessen nicht durchaus gelungen, so muß ich auf den Beifall derer verzichten, die etwa über die Ausdehnung der ausschließlich historischen Partie ungehalten sein sollten. Ich glaubte, die geschilderte Epoche, die Reformationszeit, sei doch die größte unserer Geschichte!

Jede Mehrung der Erkenntniß über dieselbe müßte willkommen sein einem Volke, das so oft, so ernst und jüngst erst wieder in so furchtbar gesteigerter Weise die Mahnung erhalten hat, endlich sein volles politisch-religiös-geschichtliches Dasein zu bedenken. Den Commentar zu meinem Buch konnte ich selbst nicht geben wollen, das aber glaube ich doch sagen zu dürfen, daß die Erscheinungen der deutschen Geschichte, die sich in unsrem Buch an eine kleine, am Fuß der Alpen gelegene Burg knüpfen, zufällig sich zu einem Ganzen und zu einer Einheit verbinden, die uns Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation durchaus in jenen Krisen darstellt, wo der Genius unsers Volks wie Hercules am Scheidewege gestanden hat und immer noch steht und die Wahl zwischen Fluch und Segen zu treffen hat. Dreihundert Jahre hat es gewährt, bis die Entscheidungen, die unter Karl V. und seinen nächsten Nachfolgern siegten, bis zur Herstellung nur allein des bloßen Gleichgewichts mit den Gütern der Nation, die damals unterlagen, erkannt wurden und nach ihrer Erkenntniß ins Nationalbewußtsein drangen. Was den Kampf selbst anbelangt, welcher dem als nothwendig erkannten Bessern auch den Sieg verschaffen wollte, den Lebenskampf unserer Nation, so ist er auch jetzt lange noch nicht zur Entscheidung gelangt, sondern etwa, um uns eines in diesen Tagen vielgebrauchten Wortes zu bedienen, endlich zum Stehen gekommen.

Die veränderten Geschicke unsers Volks werden auch die Standpunkte der Geschichtschreibung ändern. Wenn Leopold Ranke in einem Moment jener prophetischen Weihe, welche zuweilen ebenso wie die edelste Wärme des Gemüths den mit Unrecht für kalt geltenden großen Historiker ergreift, freudig die Zeit begrüßt, wo die Geschichte nur noch nach gleichzeitigen Urkunden, nach den Berichterstattungen der Augenzeugen oder solcher Chronisten, die mit den Augenzeugen gelebt haben, geschrieben werden würde, so kann man als ein Merkmal dieser veränderten Geschichtschreibung auch das Heraustreten der Special- gegen die bisher gewaltsam aufrecht erhaltene Generalgeschichte, der kleinen Chronik gegen die umfassende Relation, der Episode gegen die summarische Begebenheit bezeich-

nen. Aus den Archiven, aus den Studien unserer historischen Vereine wird immer mehr und mehr die gäng und gebe Historiographie verändert werden. Die Note zum Text erhoben, Text zur Note hinuntergedrückt — das entspricht dem Werdeproceß, der nicht blos im Bereich der Geschichtschreibung, sondern noch in vielen andern Dingen, im Glauben und Wissen, im Herrschen und Gehorchen für unser Volk zum Gesetz des Jahrhunderts zu gehören scheint.

Mögen in diesem Sinn auch unsere einunddreißig Jahre aus dem Leben einer deutschen Burg Beherzigung und freundliche Aufnahme finden.

Seite 9, Zeile 17. Wenn Placidus Braun (Geschichte der Bischöfe von Augsburg, des Sanct-Ulrich u. s. w.) gegen Khamm (Hierarchia Augustana) diesen Abt Johannes fallen läßt, so wird unsere Charakteristik desselben keiner weitern Belege bedürfen. Für alles Folgende gelten die Gewährsmänner Gasser, Langenmantel, die beiden Stetten und andere bekannte augsburgische Chronisten, die durchweg bei den betreffenden Stellen anzuführen überflüssig erscheinen durfte. Wegen Holbein vergleiche Woltmann, „Holbein und seine Zeit", I, 135 fg. — Die nach S. 128 des letztgenannten Buches „Herrn Jörig Dorssi", „einen Augsburger Patricier" darstellenden Profile Holbein's gehören dem Schwiegervater Raymund Fugger's, dem ungarischen Grafen Georg Thurzo an, der längere Zeit in Augsburg bei seiner Tochter Katharina lebte. Die „Dorsin" ist die „Thurzoin", seine Frau, die ihrerseits eine Deutsche, eine Tochter Ulrich Fugger's war.

14, 29. Nach Sender bei Khamm.

16, 13. Die Komik Kunzens von der Rose muß eine völlig andere gewesen sein, als sie von unsern Schauspielern, gelegentlich auch wol von unsern Dichtern, bei Charakteristik von Hofnarren wiedergegeben zu werden pflegt. Schon die Shakspeare'schen Clowns springen und hüpfen nicht, fistuliren nicht, machen nicht den Harlekin. Probstein in „Wie es Euch gefällt" war ein ehe-

maliger Hofmann. Wie in anderer Art „Falstaff", wird auch Probstein etwas von den Manieren eines Cavaliers behalten haben. Kunz von der Rose war ein geborener Abliger. Vergleicht man seinen von Holbein gezeichneten Kopf (s. Woltmann, S. 128) mit seiner von Konrad Schwarz (im augsburger „Kleiderbuch") geschilderten und auch in Figura wiedergegebenen ganzen Gestalt — (letztere copirt in Bertuch's „Journal für Luxus und Moden"), so bietet sich jedem Physiognomiker Gelegenheit, sich von Kaiser Maxens berühmtem Gesellschafter eine Vorstellung zu machen. Trockener Ernst, die Stimme im Baßton, bei allen Possen die Stirn gerunzelt wie die eines olympischen Jupiter, Cynismen, vorgetragen mit durchgehender Parodie hoffähigen äußern Anstandes — solche Komik konnte allenfalls eine würdige Begleiterin der Majestät sein.

21, 14. Langenmantel's Regimentshistorie.

22, 17. Schade's Pasquille, Bd. III.

28, 12. Siehe hier wie an vielen Stellen B. Greiff's Anmerkungen zu seiner Ausgabe des Lukas Rem'schen Tagebuchs.

32, 11. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter, S. 513.

34, 4. Die jetzige neue Synagoge.

47, 20. Nach einer alten, auf dem Rathhaus zu Augsburg befindlichen Abbildung der Stadt.

54, 4. Hegel's Nürnberger Städtechroniken, Bd. I.

55, 2. Die Ausrüstung jener Panzerreiter erzählen alle Quellen. Manche sprechen sogar von einer „Führung" derselben durch Paumgartner. Letztere möchte kaum glaubhaft erscheinen. Indessen verdankt der Verfasser der gütigen Nachweisung Herrn Dr. Herberger's, des verdienstvollen augsburger Stadtarchivars, wie so vielfache, sowol in dessen anziehenden Schriften, wie mündlich und brieflich gegebene Belehrung, so auch hier die urkundliche Mittheilung, daß Paumgartner mit seinem Schwager Anton Fugger 1532, also zur Zeit jenes Türkenkriegs, in amtlichem Auftrag in Wien war. Sie begleiteten ohne Zweifel die ansehnliche, von Augsburg selbst gestellte Türkenhülfe. Vgl. Herberger's Briefe Sebastian Schertlin's (Augsburg 1852).

67, 9. Nach dem schönen Bilde im augsburger Maximiliansmuseum.

72, 26. Vanotti's Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg (Konstanz 1845).

84, 20. Diese Verhältnisse lernt man aus vielen Briefwechseln kennen, sogar aus dem der Fulvia Olympia Morata, wo doch den zu ihrem Kreise gehörenden edeln Seelen jede Spur von Eitelkeit fehlte.

86, 22. Vgl. Stintzing's Ulrich Zasius, S. 298.

105, 23. Die von Hormayr (Goldene Chronik, S. 198) angegebene zweimalige Verheirathung Paumgartner's ist nicht richtig. Nach den augsburger Hochzeitsbüchern heirathete Hans Paumgartner nur einmal, 1512 Regina Fugger.

112, 16. Eine spätere Verwickelung des Paumgartner'schen Verhältnisses zu Muschler veranlaßte von Seiten des letztern mehre in Venedig gedruckte lateinische Schriften, die selten zu finden sein dürften. Ein Exemplar, das der jüngere Stetten noch 1782 in Augsburgs Stadtbibliothek vorfand, ist dort nach Herrn Professor Greiff's Auskunft nicht mehr vorhanden. Dagegen befinden sich zwei Exemplare in München (Staats- und Universitätsbibliothek). Von Venedigs Censur sind viele Blätter darin mit schwarzer Tusche entstellt, andere officiell ganz aus dem Einband herausgenommen. Muschler kehrte nach Leipzig, wo sowol seine erste Magister- wie Rectoratszeit mit manchem Zeugniß für abnorme Händelsucht bezeichnet ist (Zarncke, Acta Rectorum Lipss.) als Professor juris zurück. In einer Sammlung von Gedichten, die zu Ehren seiner Verheirathung mit Frau Katharina Böhme, Witwe eines leipziger Bürgers, von bedeutenden Zeitgenossen, wie Melanchthon, Camerarius u. a. dargebracht und bei Luther's Buchdrucker in Wittenberg, Hans Luft, (1555) gedruckt wurden, findet sich auch die Angabe über seinen Bruder, der dreimal Rector der Universität Wien gewesen und, obgleich Protestant, die Enkel Kaiser Ferdinand's, die Kinder des Erzherzogs Maximilian, spätern Kaisers, unterrichtet hat. Das von Michel in seinen Beiträgen zur Oettingen'schen Gelehrtengeschichte (1772) S. 179 fg. ausgesprochene

große Lob des Landsmanns aus dem Ries dürfte nach jenem venediger Buch und selbst nach dem halb spottenden Ton der theilweise durch eine vom Bruder in Wien gekommene Collation Ungarweins angeregten Hochzeitsgedichte, vor allem aber nach den Andeutungen in den leipziger Rectoratsprotokollen (bei Zarncke) sehr einzuschränken sein. Muschler's Latinität, obschon durch Peter Mosellanus gebildet, erscheint nicht besonders edel, woran seine scurrile Natur oder, wie Rector Sauer 1528 von dem damals sich erst habilitirenden jungen Docenten schrieb, hominis stultitia et impudentia Schuld sein mag. Als Muschler zwei Jahre darauf selbst Rector wurde, akademische Bälle und Declamationsübungen veranstaltete, entdeckte er diese Kritik seines Vorgängers und verlangte eine Satisfaction, die Professor Sauer dahin ausstellte, daß er den Collegen mit jener Charakteristik nicht hätte beleidigen wollen. Zum Rectorat ist Muschler nach seiner Rückkehr aus Italien nicht wieder gelangt. Bald gab es neue Händel mit ihm, in deren Verfolg ihm sogar eine Verhaftung (doch, wie es scheint, nur des Schutzes wegen) zutheil wurde. Eben verheirathet und, wie seine Gratulanten in den oben erwähnten Gedichten sangen, mit den Geheimnissen procreationis liberorum beschäftigt, müssen ihn diese Streitigkeiten (über die Convictanordnungen des Paulinums und seine mit ihm unter einem Dach wohnenden Collegen) so angegriffen haben, daß er starb. Man scheint ihn in Meißen und Dresden bei Hof besonders gern gehabt zu haben. Als Herzog Georg noch lebte, muthete Muschler den Studenten zu, sich wieder beim Fronleichnamsfestzuge mit Lichtern anzuschließen, die er theilweise aus seiner Tasche bezahlte. Später schätzten ihn die Kurfürsten Moritz und August. Sein Vorschlag, jede der drei leipziger Schulen (die Thomas-, Nikolai- und die hohe Schule) sollten jährlich 20 Gulden zur Anschaffung von Prämien hergeben, wurde von den Curatoren Ponickau und Mordeisen auf Serenissimi Befehl zum Gesetz erhoben. Der wunderliche Kanz verdient in einer genauer eingehenden Geschichte der Pädagogik genannt zu werden. Wenn Lukas Rem in seinem Tagebuch S. 67 schreibt: „13 Marzo 1536 ritt mein Sohn Lukas gen

Venedig. Den 9. April spat fuor er gen Padua. Kam dar adi 10 ditto zuo Doctor Hansen Truschler von Oettingen. Der soll In in seiner Huot, zucht, lernong halten", so ist nur Muschler gemeint. Denn auch Lukas Rem und sein Sohn spielten eine verdrießliche unfreiwillige Rolle in den venediger Veröffentlichungen, deren überwiegend ironischen Ton Stetten (in seinen „Lebensbeschreibungen", II, 192 fg.) nicht zutreffend beurtheilt hat.

130, 3. Die für diese Partie benutzte Literatur läßt sich nicht in ganzer Ausdehnung aufführen. Für die charakteristischern Details ist die Hauptquelle die auch von Ranke citirte Berichterstattung des alten Fugger'schen Contorbeamten Thurschwamb (bei Engel). Das Bild, das die ungarischen und böhmischen Geschichtschreiber von Georg von Brandenburg als Erzieher Ludwig's, Gemahl der Frangipani und Statthalter Ungarns, entworfen haben, ist von den Chronisten der fränkischen Kirchenhistorie vielfach angegriffen worden. Wenn aber selbst ein aus der erlanger theologischen Schule, die allerdings ein besonderes Bedürfniß haben durfte Georg, namentlich gegen Ritter von Lang's „Neuere Geschichte Baireuths" aufrecht und aller Ehren würdig zu erhalten, hervorgegangener Theolog, Pastor Muck, in seinem werthvollen Buch über Kloster Hailsbronn die authentischen Beweise nicht unterdrücken kann, daß Georg in jüngern Jahren durchaus so zu leben gewohnt war, wie Isthuanfi, Dubravius und Balbinus berichten, so wird die von uns gegebene Schilderung wol erlaubt gewesen sein. Eine eingehendere Charakteristik Georg's findet sich bei uns S. 198 u. fg., die sich auch durch die warme „Ehrenrettung Georg's" von Kraussold (Erlangen 1866) nicht beirrt fühlt.

134, 8. Nächst der Darstellung des Belgiers Juste über Maria vgl. von Sacher-Masoch „Ungarns Untergang", S. 52.

147, 13. Nach Sinnacher's Geschichte von Brixen und Trient.

150, 4. Wollte man sie doch zur Mutter des Don Juan d'Austria machen!

155, 5. Hormayr konnte nicht Reiz genug über die könig-

liche Burg verbreiten. Auch den Lutherbesuch auf Hohenschwangau hat er für erwiesen erklärt. Luther's Briefwechsel (s. Burckhardt's neueste chronologische Zusammenstellung desselben) beweist, daß Luther nach einigen dem Cardinallegaten zugestellten Erklärungen 1519 unmittelbar von Augsburg nach Nürnberg gegangen ist. Maßmann's (in Ilgen's Zeitschrift für historische Theologie) Uebertragung der Sage vom augsburger Reichstag auf Luther's frühere Zeit, seine Reise nach Italien, dürfte wenig für sich haben. Nach Hohenschwangau konnten Luther'n wol fürsorgliche Freunde, die Langenmantel und Freyberge, entführen, aber eine zufällige Herberge aus eigenem Triebe auf jenem Schlosse zu nehmen, veranlaßte ihn schwerlich etwas, es müßte denn sein, daß er Heinrich von Schwangau gekannt hätte, der in Wittenberg gewesen ist. Muffat, der verdienstvolle Vorarbeiter Hormayr's, verwirft die ganze Sage.

161, 5. Hier und im folgenden beruhen Ritter Lang's Angaben zu sehr auf archivalischen Grundlagen, als daß sich ihnen widersprechen lassen dürfte.

163, 24. Die Nachweise über die Gabolt'schen Umtriebe finden sich bei Braun und Gasser.

164, 6. Forchinen = Forellen.

168, 28. Seehofer's Lebensschicksale weichen in einigem von den Voraussetzungen des Rathes ab. Ueber seine Anstellung in Augsburg s. Crophius, Metzger u. a.

173, 2. Steichele's Beiträge, I, 187.

178, 21. Bekanntlich hat Goethe öfter die Frage aufgeworfen, woher wol die Bezeichnung „Schwager" für Postillon gekommen sei. Dem süddeutschen Gebrauch von „Schwager" für Freund, Vetter, Bekannter u. s. f. stand Goethe unmittelbar nahe, er hat ihm auch im Götz selbst eine Anwendung gegeben und dennoch schien ihm für ein Verhältniß zwischen fahrenden Herrschaften und Postfuhrleuten diese Herleitung nicht auszureichen. Die von uns gegebene mag für eine Conjectur gelten wie jede andere.

196, 16. Bei Lang a. a. O. steht „Gendorf". Doch ist der richtige Name „Bendorf", wie wir aus Acten ge-

sehen haben. Ob dies derselbe Bendorf, von welchem Voigt (Briefwechsel des Herzogs Albrecht, S. 4) berichtet, steht dahin. Der Herzog wünscht, daß Bendorf's Sohn in Wittenberg sein Böhmisch nicht vernachlässigen möchte. Lang's Beurtheilung Vogler's betreffend, so ist diese ebenso irrthümlich, wie die, welche Vogler durch die Chronisten der fränkischen Reformationsgeschichte (als ein „gottseliger Mann") erfährt. Die Wahrheit über ihn liegt in der Mitte. Dr. Apel räth ihm (bei Muther, „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben [Erlangen 1866]) am zutreffendsten: „Er sollte die colera mit flegma vermüschen." Es muß bedauert werden, daß Beyschlag (Sylloge Opusculorum) seinen Plan, Vogler's Leben zu schreiben, nicht ausgeführt hat. Das bereits von ihm zu diesem Behuf bekannt gegebene Material widerlegt schon allein ebenso die Lang'sche Auffassung, wie die erlanger.

199, 18. Für die onolzbacher bis zum lichten Morgen dauernden nächtlichen Tanzfreuden finden sich Belege in Voigt's „Albrecht Alcibiades". Für unsre allgemeine Charakteristik Georg's spricht auch ein im bamberger Archiv befindlicher, uns nachträglich mitgetheilter Brief Vogler's vom Jahr 1541, worin es heißt: „Neben den Herren (den Adligen) sind noch mehr böse, volle und trunkne Leute zunächst um meinen gnädigen Herrn Georg gewesen und sind es zum Theil noch, die meiner fürstlichen Gnaden zu verderblichem Schaden verführen und sagen: Gnädiger Herr, hat Eure fürstliche Gnaden in Ungarn und anderswo, ehe Ew. fürstlichen Gnaden in diesen Landen regiert, einen fürstlichen Hof erhalten, auch mit Jagen und sonst Freude und Lust gehabt, warum wollten sich Ew. Gnaden jetzt so eng einziehen lassen? Es wäre Ew. fürstlichen Gnaden eine Verkleinerung! Darum thue es Ew. Gnaden nicht, sondern habe ihren Lust! Was bringen Ew. Gnaden sonst davon! u. s. w."

200, 10. Vor einigen Jahren hat bekanntlich die Stadt Windsheim den größten Theil ihres Archivs, alte Kaiserbriefe, Stadturkunden, historische Autographen u. s. w., als Makulatur verkauft — eine Handlungsweise, die man bei dem durch König Max mit so vielen Opfern geförderten Sinn für historische For-

schung in Baiern kaum für möglich hätte halten sollen. Einiges davon ist durch die Verwaltung des Germanischen Museums gerettet worden. Darunter befindet sich der von Georg eigenhändig („manu proppria") unterschriebene Credenzbrief „unsers lieben, getreuen geheimen Raths" Vogler's beim Rath der Stadt Windsheim. Einen zwischen Vogler und den neuen Räthen des Markgrafen über die Erwerbung des hailsbronner Hofes in Onolzbach geführten, in den Ausdrücken schonenden und nur von Vogler's Seite dringlichen, ungeduldigen, zuletzt verzweifelnden Briefwechsel las ich im nürnberger Archiv.

202, 15. Die praktische Wirksamkeit Schwarzenberg's als Richter hätte in die ausführliche Darstellung von Hermann „Johann Freiherr zu Schwarzenberg" (Leipzig 1841) mit herübergezogen werden können. Siehe Schirmer's Geschichte Windsheims (Nürnberg 1848).

203, 12. Nach den bei Beyschlag a. a. O. abgedruckten Briefen.

203, 17. S. Beyschlag.

204, 12. Das jetzige Polizeigebäude.

224, 3. Muther, „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben", S. 295.

236, 14. Etwa da, wo sich gegenwärtig die May und Widmayer'sche Kunsthandlung befindet.

246, 6. Nach Hormayr's Taschenbuch.

247, 18. Die ausführliche Darstellung desselben bei Sugenheim (Baierns Kirchen- und Volkszustände).

248, 15. Siehe „Himmlisches Manna und süßer Morgenthau über das löbliche Frauenkloster von Sanct-Christoph im Püttrich" (München 1721), S. 39.

250, 51. In seinen Geschlechtsregistern irrt Biedermann über die Persönlichkeit dieses Grumbach. Uebrigens unterschreibt sich Argula in ihrem Sendschreiben und auch sonst regelmäßig Grunbach. Die Abweichung war üblich. Frensdorf's Augsburger Städtechroniken, I, 53: „Hans von Gronbach, ein Frank." Und dieselbe Persönlichkeit, S. 226: „Hans

von Grinbach, ein Frank." In Baiern gibt es auf den Moosen des Inn, hart an der tiroler Grenze, am Samerberge ein Gruonpach oder Greinbach, aber kein adliges Geschlecht des Namens. Auch Schwaben und der Rhein haben Grumbache. Doch beweist Argula's Auswanderungsziel, daß ihr Gatte dem fränkischen Geschlecht angehörte.

269, 18. Hönn's Chronik.

272, 14. Nach „Aloys von Orelli" (Zürich 1797), S. 453.

274, 25. Aeußerungen Luther's, theils in seinen Briefen, theils in den Tischreden.

276, 7. Der Verfasser macht nicht Ansprüche darauf, über Argula mehr zu wissen, als ihr neuester und vollständigster Biograph Engelhardt in seiner „Bayerischen Tabea" (Nürnberg 1860). Doch glaube ich, manche Einzelheiten, die sich bei Rabus, Rieger, Lipowski, Sixt, Merz, Engelhardt u. a. über Argula nicht finden, durch eine erlaubte Deduction aus dem Gegebenen hergeleitet zu haben, Lebensmomente, die darum noch nicht für erfunden zu gelten brauchen, weil sie sich nicht geradezu beweisen lassen. Es würde zu weit führen, wollte ich z. B. allein aus Luther's Briefen meine Mehrung des biographischen Materials als keineswegs willkürlich angestellt nachweisen. Die zu dem Ende von mir in Anwendung gebrachte Methode, allem, was neben den Thatsachen, die über einen öffentlichen Charakter bekannt sind, als gleichzeitig und in dessen nächster Nähe geschehen berichtet wird, eine gewisse Beziehung zu ihm selbst zu geben, hat die Wahrheit des Lebens überhaupt und hier im besondern Fall die Wahrheit des geschilderten Naturells für sich. Der Biograph ist sogar verpflichtet, aus gegebenen Prämissen selbständige Schlüsse über seinen Helden zu ziehen und die Zeiträume, in denen nur gleichsam das vegetative Leben desselben constatirt ist, auszufüllen mit den Reflexen, die aus anderwärtig verbürgten Thatsachen gleichzeitigen Lebens, falls mit ihnen ein Contact vorausgesetzt werden kann, auf den behandelten Charakter fallen. Die im Germanischen Museum befindliche Münze mit dem Brustbild Argula's und dem Reversspruch: „Verlogen und neydisch zungen han mich zu

leid und schmercz gedrungen", scheint echt zu sein. In Zeilitzheim, wo Argula begraben liegt, fand ich zwar in dem alten, modern erneuerten Kirchlein, wo sie beigesetzt wurde, keine Spur ihres Andenkens (ebenso wenig wie in dem noch nicht so weit zurückgehenden Kirchenbuch), wohl aber schilderten ältere Bewohner des Orts einen vor Jahren in der Mitte der Kirche befindlich gewesenen Grabstein mit einer weiblichen, lebensgroßen Figur, deren Tracht durchaus von ihnen so geschildert wurde, wie sich Argula auf jener Münze abgebildet befindet. Die Züge sind mager, das Auge, ihrem Taufnamen entsprechend, besonders scharf hervortretend, Kopfputz, Brustkette und Perlenschmuck auffallend reich.

280, 8. Rimpar doch wol das französische Rempart? Auch über die vorhandene Grumbach-Literatur läßt sich dieselbe Bemerkung machen wie oben über die Biographie Argula's. Selbst J. Voigt, Grumbach's umfassendster Biograph, hat nur obenhin die Jugendentwickelung des dämonischen Mannes angedeutet. Wenn z. B. Grumbach Edelknabe bei Kasimir war, was Brückner (im K. von Weber'scher Sammelwerk) übersehen zu haben scheint, welche Fülle von Eindrücken prägte sich schon dem jugendlichen Gemüth ein! War Kasimir auf seines Schwagers Ulrich von Würtemberg Hochzeit, feierte er 1519 in Augsburg die eigene, so werden in dem gewaltigen Gefolge, mit welchem damals die Fürsten aufzutreten pflegten, die jungen Rittersöhne, die an ihren Höfen Dienste thaten, am wenigsten gefehlt haben. Grumbach als Amtmann in Dettelbach, als Oberamtmann in Cadolzburg sind Bilder, die schärfer umrahmt zu werden verdienten, als seither geschehen. Und wenn dann von Zeilitzheim auch einerseits nur erwiesen ist, daß es zur Hälfte den Grumbach gehörte, andererseits, daß eine Stunde weiter in Schwebheim die Burgherrin, Freifrau von Bibra, eine Schwester Grumbach's war, so ist die Annahme einer Berührung Argula's mit ihrem Namensverwandten eine mathematische Nothwendigkeit, wenn auch nicht eine Zeile thatsächlichen Berichts darüber vorhanden ist.

280, 6. Bei Lilienkron (Historische Volkslieder).

284, 2. Steichele's Beiträge, II, 187 fg.

287, 15. Pfeilschmidt, „Luther in Koburg" (Dresden 1853), S. 91, 98.

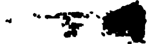
288, 22. M. M. Mayer's Nürnberger Geschichts- und Alterthumsfreund.

295, 10. Nach Merian's Text zu seiner Abbildung des alten Bamberg.

301, 26. Die Aeußerlichkeiten augsburger Prediger nach den Abbildungen in Rein's Ministerium augustanum.

307, 18. Historisches Archiv für Unterfranken, Bd. VIII.





Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

